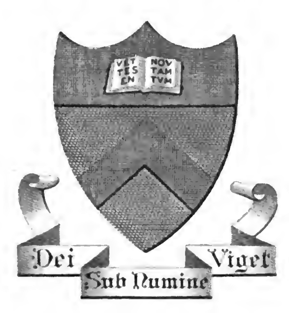


Library of
Princeton University.



Germanic
Seminary.

Presented by
The Class of 1891.

Neue
Lausizische Monatsschrift
1803.

Herausgegeben

von

der Oberlausizischen Gesellschaft der Wissenschaften.

Erster Theil.

Erstes bis Sechstes Stük.

Görliz, 1803.

Neue Lausizische Monatsschrift 1803.

Januar. Erstes Stük.

I.

Lied,

am ersten Tage des Jares 1803 gesungen.

Die du unser Leben würzest,
holde Freudegeberin!
und des Lebens Harm verkürzest,
Hofnung, süsse Trösterin!
Dir ertönen unsre Lieder,
und auf deinen Hochaltar
legt dir gern ein Opfer nieder,
wer sich freut am Neuen Jar!

Chor.

Traute Freunde, auf denn, Alle,
die ihr heute Hofnung nährt,
auf, und preiset ihren Werth
in des Liedes frohem Schalle!

2.

Ohne dich, o Hofnung, glitte
einfach unser Leben hin;
alles hemmte unsre Schritte,
nichts erhübe unsern Sinn;
Freude, jenes Glück des Lebens,
füllte nicht dies Erdenrund,
und es feierte vergebens
diesen Festtag unser Bund.

Chor.

Wer in diesem hehren Bunde
seines Daseins sich erfreut,
zeige seine Frölichkeit
ganz in dieser heilgen Stunde!

3.

In der Zukunft süssen Träumen
fühlt der Mensch sich stark und gros,

sieht schon Früchte in dem Keimen,
überall ein glüklich Loos;
Freiheit in der Fesseln Bürde,
ewgen Frieden in dem Streit,
und in ächter Menschheit Würde
Bürgschaft der Unendlichkeit.

Chor.

Heil ihm, unter allen Zonen,
ihm, dem süsse Hofnung lacht,
drükt' ihn auch Ägyptens Nacht,
Hofnung weis ihn zu belohnen.

4.

Willig eilt sie, dem zu rathen,
dessen Geist nach Weisheit späht;
und daß Jeder fleissig Saaten
für die Ewigkeiten sät,
mahlt sie ihm mit hellen Farben
jezt schon froher Zukunft Zeit,
zeiget da ihm goldne Garben,
wo er erst den Saamen streut.

Chor.

Ist er schwer, der Weg zum Ziele
geistiger Vollkommenheit:
o, die süsse Hofnung beut
uns darauf der Freuden viele!

5.

Wer von Zweifeln dicht umnachtet,
sonder Liebe, sonder Freund
unter Druk und Unglük schmachtet,
und verkannt im Stillen weint:
öfnet deinen Rosenschleier,
süsse Hofnung, und bald weicht,
was ihn quält, er athmet freier,
und das Schwerste wird ihm leicht.

Chor.

Hofnung läßt im Druk uns freuen,
macht des Leidens Nächte hell,
führet uns zur Labung Quell
selbst in Sarahs Wüsteneien!

6.

Hofnung leitet zur Genesung,
streift der Krankheit Fesseln ab,

trozt dem Tod' und der Verwesung,
und erhellet unser Grab.
Sanft ertönt aus ihrem Munde,
unter herben Todeswehn,
in der schweren Abschiedsstunde:
Wiedersein und Wiedersehn!

Chor.

Sei, wo uns kein Leid begegnet,
wo wir inniger uns freun,
sei uns, hohes Wiedersein,
Wiedersehn, sei uns gesegnet!

H.

II.

Etwas über die Lage des ehemaligen Schlosses Meer in Syrbien, als dem Zufluchtsorte des seiner Würde entsezten Herzogs in Böhmen, Wladislaus II.

Unsere Oberlausiz enthält für den Liebhaber der Geschichte so manchen Gegenstand, bei welchem sein Auge verweilen und sein Geist nachdenken kann. Wir sehen vieles, was uns in die Vorzeiten zurükruft. Manches ist durch zuverlässige Nachrichten so klar, als wandelten wir in dem Alten selbst, worinne etwas geschehen, manches hingegen so dunkel, daß wir nicht wissen, ob wir das, was wir erbliken, für ein bloses Spiel der Natur oder künstlich hervorgebrachtes Menschenwerk halten sollen. Über manche Gegenstände hat die Nachwelt geurtheilt, und ihr Urtheil ist für Wahrheit angenommen, dadurch aber auch oft Irrthum auf die Nachkommenschaft fortgepflanzt worden, wovon man in der Folge, bei mehrerer Einsicht, abzuweichen sich genöthiget siehet. Doch die-

ses führt näher zur Wahrheit; man denke nach, vergleiche Eines mit dem Andern, sei dabei so bescheiden, nicht jede Lieblingsidee Andern als Wahrheit aufbürden zu wollen, so kann noch manches Licht in der oft dunkeln Geschichte unsers Vaterlandes verbreitet werden. Von diesem Gedanken beseelt, wage ich es, etwas über einen noch dunkeln Gegenstand der Oberlausizischen Geschichte vorzutragen, nämlich wo das Schloß Meer oder Meraw, als der Zufluchtsort des seiner Herzoglichen Würde in Böhmen entsezten Wladislaus II., gelegen, wohin er mit seiner Gemahlin Jutta, als auf ihr Leibgedinge, seiner Schwiegertochter, seinem Hofstaate und einem grosen Schaze geflohen, und im Jare 1174 gestorben.

In den Oberlausizischen Beiträgen zur Gelahrheit, 1. Band 36. St. findet man eine Abhandlung über diesen Gegenstand, welche den ehemaligen Subrektor in Zittau, M. Christian Gottlob Pitschmann, zum Verfasser hat, und mit vieler Gelehrsamkeit abgefaßt ist, worinnen er die Absicht hat, zu beweisen, daß das beim Hagecius und Stransky als Zufluchtsort Wladislaus II. genannte Schloß Meer in Sirbia auf dem noch jezt sogenannten Burgberge bei Melaune gestanden. Da dieser Berg mir so nahe liegt, würde es mir unverantwortlich ge-

wesen sein, wenn ich diese gedachte Abhandlung nicht mit Sorgfalt durchgelesen, und die Nähe dieses Berges benuzt hätte, um das Gelesene mit der Lage der Gegend selbst zu vergleichen.

Daß Meer oder Meraw nichts anders sei, als das in meiner Nachbarschaft liegende Melaune, ist aus der von ihm abgedrukten Bestätigungsurkunde König Wenzeslaus von 1239 mehr als zu deutlich, auch will ich nicht leugnen, daß die geschenkten Güter, Seyffersdorf, Oderwitz, Merau, Ottendorf, Meuselwitz, Borche, Porade und Prockau, zusammen die Herrschaft Merau genennt worden, ohnerachtet es nicht deutlich aus der Urkunde erhellet, auch gebe ich gern zu, daß etwas zur Befestigung des Schlosses Meer darauf gestanden; daß aber der Burgberg derjenige Ort selbst sei, auf welchem das Schlos Meraw gelegen, auf welchem der Herzog mit seiner Gemahlin, Schwiegertochter, Hofstaate und grosem Schaze gewohnt habe, kann ich mir nicht wohl überreden, und zwar aus folgenden Grüuden:

1.) Die ganze Ebene, auf welcher ein Schlos hätte stehen können, beträgt nicht über 50 Schritte im Durchschnitte, und es würde für Wohn- und Nebengebäude der Plaz sehr

enge gewesen sein. Die Landeskrone, der Hutberg bei Schönau, der Stromberg, wo ehedessen Schlösser gestanden haben, haben auf ihrer Oberfläche eine ungleich breitere Ebene.

2.) Die Gestalt und Gröse dieses Berges ist einerlei mit den Schanzen, deren sich eine bei Öhlisch und 2 bei dem Dorfe Schöps, eine zur Rechten die andere zur Linken der dadurch gehenden Landstrase, befinden, welche man insgemein für Hussitenschanzen erklärt, und die in den Arbeiten einer vereinigten Gesellschaft in Lauban, welche ich aber nicht bei der Hand habe, dafür angenommen werden, wovon blos dieser Burgberg ausgenommen wird. Bei welcher angenommenen Meinung mir nur blos bedenklich ist, daß man in den Nachrichten vom Hussitenkriege nichts, weder von den Hussiten noch Inwohnern des Landes, lieset, daß sie sich im freien Felde verschanzt, wohl aber, daß die Hussiten die Städte belagert, die Inwohner des Landes aber sich in die Städte geflüchtet, oder auch auf den Kirchhöfen innerhalb den Mauern derselben vertheidiget haben, als in Bernstadt und Reichenbach, ferner, daß auf keiner dieser Schanzen, so viel ich deren gesehen, ein Baum befindlich, der ein

Alter von etlichen hundert Jaren haben könnte, sondern sie entweder ganz kahl sind, als die bei Öhlisch und eine in Schöps; die andere daselbst und der Burgberg bei Melaune sind mit lebendigem Holze bewachsen. Auch scheinen sie mir für ein so hohes und nach Mancher Gedanken noch höheres Alter zu regulair erhalten zu sein, da man doch denken sollte, daß sie in einem so langen Zeitraume durch Regengüsse oder andere Unfälle zerstört worden wären, da zumal die in Öhlisch uud eine in Schöps von blosem Sande und Erde aufgeführt sind. Könnten sie daher nicht aus dem 30järigen Kriege herstammen?

3.) Das Gebäude des Herrschaftlichen Hofes in Döbschütz verräth ein hohes Alterthum. Die Mauern des herrschaftlichen Wohngebäudes sind von ausserordentlicher Dike, der unterirdischen Keller und Gewölbe sind viele, die ganze Hoferehde mit einer Mauer umgeben, von welcher noch der-jezige Besizer, der Herr Regimentsfeldscheer Müller, die Basteien und Thürme, mit Schiesschaarten versehen, abbrechen lassen. Um das Haus herum gieng sonst ein tiefer Wall, mit Wasser angefüllt, welches gedachter Herr Regimentsfeldscheer abgeleitet, und den Wall

zu fruchtbarem Lande gröstentheils umgeschaffen hat. Vor dem Hause ist eine Zugbrüke gewesen, welche in eine steinerne verwandelt worden. Hinter dem Walle liegt auf der einen Seite ein Teich, der sonst bewässert gewesen, jezt aber zu tragbarem Lande gemacht worden ist, zwischen welchem Teiche und dem Schöpsflusse ein hoher Damm bis zu gedachtem Burgberge führet. Dieses Döbschütz muß also vor Zeiten ein sehr vester Ort gewesen sein, und sein Alter kann gar wohl in die Zeiten heraufreichen, wo des Schlosses Meer oder Meraw gedacht wird. Die Vestigkeit desselben bewog daher auch die Hochlöblichen Landstände des Markgrafthums Oberlausitz, es zu einem Zucht- und Arbeitshause von der verwittweten Frau Hauptmannin von Nostiz zu erkaufen. Dieses Döbschütz liegt aber nicht weiter von diesem Burgberge, als eine gute halbe Viertelstunde. Läst es sich wohl vermuthen, daß zwei so bevestigte Örter, als das Schlos auf dem Burgberge und Döbschütz einander so nahe gelegen haben, zumal wenn sie verschiedene Besizer gehabt, da in den ältern Zeiten die Wohngebäude der Ritter auf dem Lande seltener als jezt

waren, und die mehresten in den Städten lebten.

4.) Sollten nicht auf diesem Burgberge noch Spuren von Mauern, eingefallenen Gewölbern und dergleichen vorhanden sein? — So ist der untere Theil des Berges blos Steinfelsen von Granit, wo ich anders richtiger Beurtheiler der Steinarten bin, und weiter keine Spur von einem daselbst gestandenen Gebäude zu sehen. Auf der Mitternachtseite ist blos am Füsse des Berges ein vierekiger Siz in einen Felsen gehauen, welchen aber nur sicher einer der Besizer dieses Berges zu seiner Bequemlichkeit aushauen lassen.

5.) Dieser ganze Burgberg gehört nicht nach Melaune, sondern nach Döbschüz, und ist mit dem Hofe daselbst durch einen langen Damm verbunden, worauf jezt ein angenehmer Gang ist, der zu beiden Seiten mit Alleen von Birken und Eichen besezt ist. Er muß also in der Schenkung der Königin Kunigunde nicht mit an das Kloster Marienthal verschenkt worden sein, denn sonst sehe ich keinen Grund, warum er nach Döbschüz gekommen. Das Kloster hat von dieser ihm heiligen Schenkung gewis ohne Noth

nichts veräussert, und die Herrschaft zu Döbschüz wird, da die Benuzung dieses Berges an sich selbst, sowohl an Grase als Holze, nicht so beträchtlich ist, gewis auch keine Summe Geldes an diesen Berg gewendet haben.

Mir ist, wenn ich alles genau erwäge, sehr wahrscheinlich, das alte Schlos Meer oder Meraw in Dobschüz aufzusuchen, und das noch jezt daselbst, wiewohl bei manchen Umständen nachher veränderte Schlos oder herrschaftlichen Hof für das ehemalige Schlos Meer selbst anzuerkennen, den mit dem herrschaftlichen Hofe in Döbschüz durch einen hohen Damm in Verbindung stehenden Burgberg aber für einen solchen Ort zu halten, auf welchem einst ein Propugnaculum oder Wachhaus gestanden, welches dem Schlosse zu einer Vormauer gedient, welches der Feind erst einnehmen müssen, ehe ihm ein Zugang zum Schlosse verstattet worden sei, und wo auch noch dann selbst der Feind auf dem Damme, bei zu rechter Hand bewässertem Teiche, und zur linken durch Schüzung des Schöpsflusses bewässerten Wiesen, abgehalten werden können, den Wall um das Schlos selbst noch ungerechnet. So war dieses Schlos von der Mittag- Abend-

und Mitternachtseite fast unzugänglich und von der Morgenseite durch Basteien und Thürme gedekt. Auf diese Weise hätte also der Burgberg von jeher in Verbindung mit Döbschütz gestanden, und wäre der Burgberg, oder der zur Burg gehörige Berg, genannt worden.

Wie wäre aber dieses Schlos Meer oder Meraw von Melaune abgekommen? — Warum gehörte auf diese Art also nicht auch Döbschütz selbst zum Kloster Marienthal? — Wie hatte es seinen vorigen Namen verloren?

Dieses sind freilich die wichtigsten Fragen, welche uns dabei einfallen müssen. Wir haben keine Urkunden hierüber, und sollten auch in den Archiven der Klöster noch manche die Geschichte erläuternde Urkunden vorhanden sein, so werden sie als Geheimnisse verwahrt. Wir müssen daher das Wenige, was wir haben, benuzen, und sehen, ob es uns wenigstens zu wahrscheinlichen Vermuthungen verleitet. Ich kenne hierüber weiter keine Urkunde, als den von Pitschmann mitgetheilten Bestätigungsbrief des Königs Wenceslaus 1239 VIII. Cal. Mart. Wenn wir diesen genau erwägen, und so viel als möglich mit den damaligen Zeitumständen vergleichen, so wird sich vielleicht etwas, wo nicht gewiß beweisen, doch wahr-

scheinlich vermuthen lassen, oder es wird das darüber Gesagte wenigstens Stof zu weiterem Nachdenken darbieten.

Gedachte Urkunde besagt blos die Schenkung derer Dörfer Seyffersdorf, Meraw u. s. w., ohne des Schlosses selbst Erwähnung zu thun. Nun werden aber in den Urkunden der ältern Zeit die Burgen, wenn sie mit den liegenden Gründen zugleich mit veräussert oder verpfändet worden, eigentlich erwähnt, welches aber bei dieser Urkunde nicht statt findet. So verkauft Wedego von Camenz dem Marggraf Woldemar in Brandenburg Camenz Hus und halbe Stadt. s. Gerkens Cod. diplom. und Laus. Monatsschrift, 1776. S. 17. — Karl IV. versezt Thymen von Colditz Hoyerswerda Hauß und Städtlein. s. Laus. Magaz. 1776. S. 291. Haus heist hier so viel als das Schlos oder Burg. Es ist also aus dem Bestätigungsbriefe Wenzeslaus nicht erweislich, daß, obgleich das Dorf Meraw an das Kloster gekommen, dasselbe auch den Besiz der Burg oder des Schlosses Meraw durch diese Schenkung erhalten.

Die ganze Schenkung dieser in der Urkunde gedachten Dörfer scheint mir überhaupt

nicht sowohl Religiosität als eine Staatsabsicht zum Grunde zu haben. Es war vielleicht (doch ich sage nur vielleicht, denn 2 Exempel, daß sie der Herzogin Jutta und der Königin Cunegunde Leibgedinge war, beweisen es nicht ganz,) diese Herrschaft Meer der Wittwensitz oder das Leibgedinge der Herzoginnen und nachherigen Königinnen von Böhmen überhaupt. Nun war die Oberlausitz wenige Jare vorher an das Haus Brandenburg gekommen, entweder, wie Peucer im Idyllion Dist. 341 sagt, durch Verpfändung, oder durch Verheurathung der Böhmischen Prinzessin Beatrix an Marggraf Otto Pius von Brandenburg. Cunigunde sollte nach ihres Gemahls Tode also in einem fremden Lande als Vasallin ihres Schwiegersohns ihre Tage zubringen, oder wenn auch diese Herrschaft, wie es scheint, eximirt worden wäre, weil Wenceslaus frei darüber disponiren konnte, so wäre sie doch mitten in fremden Lande gelegen gewesen, und hätte ausser der Verbindung mit Böhmen gelegen. Die beste Anwendung dieser Dörfer schien ihr also, sie an das von ihr gestiftete Kloster zu Marienthal zu verschenken, und erhielt dazu die Einwilligung ihres Gemahls, und von ihrem Schwiegersohne durfte sie auch nichts befürchten, weil er selbst

ein groser Beschüzer des Mönchs- und Nonnenstandes war, und 1234 das Franziskanerkloster in Görliz gestiftet hatte. Bei dieser Schenkung nun ist gewiß dieses Schlos Meraw von dem dazugehörigen Dorfe getrennt und die darumliegenden Äker dazu geschlagen worden oder dabei geblieben sein. Denn was sollten diese Bestungswerke denen Zisterziensernonnen, welche stets in heiliger Eintracht leben, und deren Waffen nicht fleischlich, sondern geistlich, zu Bekämpfung aller bösen Lüste sein sollten? — Dies Schlos nebst dem Burgberge kam also in andere Hände, entweder bekam es Otto Pius, und konnte damit belehnen, wen er wollte; oder die Königin hat es an einen andern verkauft oder verschenkt, vielleicht an den über diese Burg und Schlos gesezten Burgherrn, welcher auf dieser Burg war und die Beschüzung derselben, wie auch die Justiz besorgen muste. Der Name Dobischüz, welchen Döbschüz in den alten Registris villarum, s. Laus. Monatsschrift, 1795. S. 70, hat, führt mich auf eine Vermuthung, welche ich aber deswegen nicht als Wahrheit aufbürde, ob nicht etwa dieses Schlos Meer oder Meraw einem Ritter von dem im 13ten Jarhunderte vorkommenden Geschlechte von Dobin, wovon z. E. Wernerus de Dobin 1291

als Zeuge in Marggraf Conrads Bestätigung der Gränze des Stifts Dobrilug vorkommt, oder eines des Geschlechts derer in Böhmen damals angesehenen Herren von Duba gekommen, daß man hernach dieses Schlos des Dobin oder Dubä Schuz (Schuzwehre) genannt, die nachherigen Besizer sich diesen Namen selbst beigelegt, und also der Grund zu dem nachherigen Geschlechte der Herren von Döbschütz geleget worden, und auf diese Art der Name des Schlosses Meraw verlohren gegangen, das an das Kloster verschenkte Dorf Meraw aber noch jezt diesen Namen bei den Wenden behalten hat, die Teutschen aber dasselbe Melaune genannt haben.

Die jezige Gestalt des Burgberges anlangend, so glaube ich, daß in den nachherigen Zeiten, als am Schöpsflusse die Schanzen nöthig waren, es sei nun zu der Hussiten Zeiten, oder erst nachher geschehen, dieser Burgberg, auf welchem etwas zur Vertheidigung des Schlosses Meraw Gehöriges gestanden, wegen seiner Erhöhung benuzt, auch hier eine Schanze anzulegen, der Berg durch Auffahren von Sand und Erde mehr erhöht, und ihm also die jezige Gestalt gegeben worden.

III.

Etwas von einem Oberlausizer, der als privilegirter Stadtbuchdruker in Breslau lebt. *)

Johann August Barth ist 1765 am 1. Aug. zu Königswarthe bei Budissin geboren, und ein Sohn des damaligen Schlosverwalters und Ökonomens allda. Es ist doch zum Erstaunen, was Erziehung aus dem Menschen macht! Wäre Barths Vater ein Mann von gemeinem Schlage gewesen, der seine Kinder nach der gemeinen Weise mit der Ruthe und dem Stoke zu blindem Gehorsame gezogen hätte, so konnte aus ihm wohl ein Buchdruker, aber schwerlich je ein denkender, raffinirender Buchdruker werden. So aber genoß er eine (im buchstäblichen Sinne) liberale Erziehung; der Vater war nicht der Despot, sondern der Freund seiner Kinder, und nahm es

*) aus Schummels Breslauer Almanach, I. 32 ff.

sogar nicht übel, wenn sie ihm, es versteht sich mit Gründen, widersprachen. Dies beförderte das eigne Nachdenken mehr, als aller Schulunterricht, den er Anfangs in der Schule des Orts, dann 2 Jare in Groswelke genoß, wo er jedoch an eine pünktliche Ordnung gewöhnt wurde. Es war nunmehr die Rede von der Wahl einer Lebensart; der Sohn hatte Lust zum Buchdruker, der Vater aber versprach sich bessere Aussichten von der Kaufmannschaft. Hätte der Sohn damals schon für seine Neigung stärkere Gründe anführen können, als daß die Buchdrukergesellen in Bauzen, mit ihren Degen an der Seite, ihm so wohl gefielen: so hätte der Vater gewiß nachgegeben; so aber blieb es bei der Wahl desselben. Zur Vorbereitung schikte er den Sohn noch anderthalb Jar in ein Privatinstitut nach Bauzen, und dann 1780 als Lehrling in ein Handelshaus nach Kotbus. Der Patron desselben war ein übrigens rechtschaffener und thätiger Mann, aber Despot in seinem Hause, und rauh und hart gegen seine Leute. Der junge Barth hatte eine traurige Lage, in der er sich jedoch fest vornahm, auszuhalten, aber er vermochte es nicht. Schon waren anderthalb Jar verstrichen, schon hatte er ohne Murren mit Krummsizen beim Linienziehen einen guten Grund zur

Hipochondrie gelegt, als um eines kleinen Fehlers willen, der gar nicht der Rede werth war, ein schrekliches Ungewitter über ihn ausbrach, und sein Herr ihn auf eine grausame Art mishandelte. Die Schürze wegwerfen, und mitten im Februar 1782, ohne einen Heller Geld in der Tasche, davongehen, war eins. Er nahm natürlich den Weg nach dem väterlichen Hause, denn warum hätte er einen so guten Vater scheuen sollen? Unterwegens sties er auf Kaufleute, die nach Prag reisten, und ihn sogleich mitnehmen wollten; ohne Einwilligung seiner Ältern aber konnte er sich nicht entschliessen, und diese ward wie billig verweigert. Dagegen kam nun das erste Projekt von neuem zum Verschein, und Barth kam 1782 bei einer Witwe in Bauzen, deren Faktor der als Schriftsteller bekannte Herr Buchdruker Monse war, in die Lehre. Während seiner 4½jährigen Lehrzeit gewann er Geschmak am Lesen; erst an Romanen, die er aber bald überdrüssig wurde; dann an moralischen Schriften, die er auch satt bekam; endlich an wissenschaftlichen und zu seinem Fache gehörigen Werken, z. B. Kappens Buchdrukerkunst und Schriftstellerei u. s. w. Nachdem er Geselle geworden, war sein erster Ausflug Ostern 1787 nach Breslau, in die nämliche D. Grassische

Buchdrukerei, der er gegenwärtig als Herr vorsteht. Aber er sollte sich erst noch mehr in der Welt umsehen, deshalb muste sich, ohnerachtet er bereits zum Faktor avanzirt, und in seinen Jünglingsjaren diesem Posten vollkommen gewachsen war, alles so fügen, daß er im Mai 1790 ab- und nach Berlin zu Dekern ging. Die tausendzüngige Fama verrieth ihn als Exfaktor; unverdiente Sticheleien reizten sein Ehrgefühl; er beschloß, ausser Landes zu gehen, und erhielt von dem Breslauer Buchdruker Kreutzer eine Empfehlung nach London. Durch einen grosen Umweg gieng er 1790 über Hamburg und Kiel nach Kopenhagen. wo er bis Juni 1791 arbeitete, dann wieder zurük nach Hamburg, wo er sich nun nach London einschiffen wollte; aber die Abfahrt des Schiffes versäumte. Dies veranlaste einen neuen Umweg über Bremen nach Holland; in Gröningen konditionirte er eine Zeitlang (in der dortgen Landessprache) als Knecht. Endlich, März 1792, gieng er nach Amsterdam, Rotterdam und Dortrecht, und von da in einer langen und beschwerlichen Fahrt nach London. Seine erste Frage war nach Heidingern, so hies der Buchdruker, an den ihn Kreuzer empfohlen. Dieser Heidinger war ein geborner Breslauer, hatte bei

Kreuzern gelernt, und sich nachmals in London etablirt; er gieng von der Buchdrukerei zum Buchhandel über. Es hielt schwer, ihn auszufragen; endlich aber fand er ihn, und das gerade an seinem Geburtstage. Heidinger empfing ihn mit teutscher Biederkeit, und sagte ihm: er müste hier in London nicht blos Merkwürdigkeiten sehen, sondern auch im Englischen und in der Kunst weitere Fortschritte machen. Das geschah; Barth lernte jezt nicht blos die englische Sprache, sondern auch die englischen Vortheile, beides als Sezer und Druker. — April 1794 verließ er England, und betrat wieder teutschen Boden. Er sah noch viele teutsche Städte, brachte in Wismar eine Drukerei in Ordnung, erwarb sich bei Hendel in Halle Ideen vom Notendruk, nnd stand eben im Begrif, in Guben eine eigene Drukerei anzulegen, als er im Jare 1797 für immer nach Breslau gezogen wurde. Ihm war kürzlich eine zärtlichst geliebte Schwester gestorben. Schon oft hatte er den Musen manchen poetischen Scherz zum Opfer gebracht; jezt sezte er: Blumen der Liebe und des Danks auf das Grab ihrer einzigen Schwester, von Johann August und Karl Fridrich Barth, 13. Nov. 1796. Er ließ dies Lied in Musik sezen, und schnitt dazu

die Silhuette seiner Schwester in Holz, und schikte ein Exemplar davon an seine ehemalige Patronesse, die inzwischen verwitwete D. Grasse. Wärend seiner mehr als 6järigen Abwesenheit hatte sich mit dieser uralten Buchdrukerei, die 1802 ihr 300järiges Jubiläum feierte, eine traurige Veränderung zugetragen. Durch eine Reihe von nachtheiligen Umständen war sie total gesunken, und schon drohte die Subhastazion. Unverhoft erhielt Barth von dem Kurator der Familie den Antrag, aufs neue Faktor zu werden. Ihm graute Anfangs vor einer so kritischen Lage: allein das feierliche Versprechen und beinahe Gelübde, welches er vormals dem seligen D. Graß, in Beisein einer ganzen Gesellschaft, gethan, seine Frau und Kinder nach seinem Tode nicht zu verlassen, war ihm heilig. Fest entschlossen, dieser ohne ihre Schuld jezt unglüklichen Familie die Hand zu bieten, kam er im August 1797 wieder in Breslau an; aus dem Faktor wurde im zweiten Jare der Kompagnon, im dritten der Schwiegersohn, und gegenwärtig der Eigenthümer der Grassischen Drukerei. Hätte er in dieser kurzen Zeit auch nichts weiter gethan, als — besonders in der Konkurrenz mit der neuetablirten W. G. Kornschen Drukerei — die Anzahl der gangbaren Pres-

sen von 3 auf 8, und das Personale von 11 auf 31 zu bringen, so wäre es schon viel. Aber er hat auch im Innern der Offizin vieles verbessert. Durch das Brennen des Russes verhütet er, daß die zu guten Arbeiten bestimmte Drukerfarbe nie gelb wird. Zur Holz- und Zeitersparung läst er die Formen zum Theil nach englischer Art in einer blos kalten Lauge waschen; und zwei seiner Pressen sind ebenfalls bereits englisirt. Was aber ungleich mehr für das Publikum gehört, sind seine Neujarswünsche mit Schlesischen Gegenden, von Endler gestochen, durch die er sich zuerst zu empfehlen suchte, und gewiß empfehlen muste. Nur einen zur Probe: Der Zobtenberg präsentirt sich unverkennbar; und unter ihm stehen verdekt die Worte:

So lieblich, wie Entzüken
auf ihm des Spähers Bliken
sich zeigt, wenn schön und rein
die Lüfte um ihn wallen,
so soll dein Leben sein.

Ferner hat B. Breslau und Schlesien die erste Notendrukerei gegeben; ein, in einer so musikalischen Provinz längst gefühltes Bedürfniß. Und um ihr auch sogleich eine

dauernde Beschäftigung zu verschaffen, forderte er alle vaterländische Komponisten zu einer, bei ihm herauszugebenden Schlesischen musikalischen Blumenlese auf, wovon 1801 das erste Heft erschien. Die erste Schlesische Schriftgiesserei ist nicht minder sein Werk. *) Von dem Breslauischen Erzähler gab er die Idee und den Titel an; und als er in seiner ersten Form dem Publikum nicht gefallen wollte, engagirte er für denselben den gegenwärtigen Redakteur. Noch geht er mit einer andern vor der Hand nicht zu entdekenden schriftstellerischen Idee um; wie denn überhaupt das Publikum sich von diesem unternehmenden Manne, der in 1¼ Jaren so äusserst viel leistete, noch manche gemeinnüzige Unternehmung versprechen kann. **)

*) Beides, Notendruk und Schriftgiesserei, existirten zwar schon einmal in Breslau, sind aber so lange schon eingegangen, daß ihre Wiederherstellung, besonders in der gegenwärtigen Vollkommenheit, so gut als erstes Etablissement ist. Die Notenpresse ist besonders merkwürdig; sie drukt 8 große Medianseiten auf einmal.

**) Volks- und Familienfeste, die einen hö-

hern Gegenstand haben, als etwa einen Geburtstag zu feiern und sich zu Ehren desselben krank zu schmausen, sind in Teutschland immer noch seltne Erscheinungen, daß man nicht umhin kann, wenigstens mit ein paar Worten die Feier des beginnenden 19ten Jarhunderts anzuführen, wie B. sie in seiner Drukerei veranstaltete. In der Nacht von 180$\frac{0}{1}$ versammlete sich das ganze dazu gehörige Personale; ein Altar prangte mit dem Buchdrukerwappen — im Hintergrunde die Büste des Königs; man stimmte das Lied an:

Dankt dem Herrn! die Abendsonne
Winkt der müden Erde Ruh ꝛc.

jezt folgten Reden von B. selbst und seinem Faktor; am meisten aber zeichnete sich eine Passage in der, zum Lobe der edlen Buchdrukerkunst gedichteten und gesungenen Kantate aus. Ein Chor fing folgende Strofe an:

Stille, wenn die Ballen pochen; —

(Die Musik schwieg, und die Ballen pochten.)

Stille, wenn der Dekel fällt.
(Die Musik schwieg, und der Dekel fiel.)

Horcht, es wird zur halben Welt
Hier ein groses Wort gesprochen.

In dem Augenblike sprangen gros gedrukt die Worte aus der Presse:

Friede für Teutschland!

Welch eine entzükende Überraschung! — Und wer stimmt nicht in den Schlus dieses Gesanges ein:

Macht ein Finsterling uns bange,
Will uns neues Dunkel drohn,
Allen Listen, allem Zwange
Spricht die Kunst der Druker Hohn.
Darum stimme, sie zu preisen,
Wer die Menschen liebet, ein!
All ihr Guten, all ihr Weisen,
Schliesset euch an unsre Reihn.

Chor.

Blüh, o Kunst, in allen Landen,
Von der Oder bis zum Belt!
Kunst, die zu dem Heil der Welt
Guttenberg und Faust erfanden.

IV.

Chronik lausizischer Angelegenheiten.

I. Beförderungen in Schulämtern.

Löbau, im Dezember 1802. — Das erledigte Amt eines Rektors an hiesiger Schule ist dem zeitherigen Konrektor, Herrn M. Christian Traugott Beckel, ertheilt, und der bisherige vierte Lehrer und Kantor, Herr Johann Christian Adernick, zum Konrektor allhier befördert worden.

Zittau, im Dezemb. 1802. — Nachdem der hiesige Magistrat den zeitherigen Konrektor des hiesigen Gimnasiums, Herrn Johann Christof Müller, welcher beinahe 40 Jare als Lehrer, und in den lezten 23 Jaren als Konrektor bei dieser Anstalt rühmlich gearbeitet, wegen Altersschwäche und Krankheit, mit fernerem Genusse seines Gehalts und beinahe aller übrigen Emolumente, in den Ru-

hestand versezt hat; so wurde der bisherige Subrektor, Herr M. Johann Gottfried Kneschke, Mitglied der Oberlaus. Gesellschaft der Wissensch., an dessen Stelle zum Konrektor befördert; auch erhielt er das mit einem Gehalte von 50 Thalern verbundene Amt eines Bibliothekars bei hiesiger Rathsbibliothek. Zu dem solchemnach erledigten Subrektorate ward Herr M. Ferdinand Heinrich Lachmann, welcher, nach Resignazion des Pfarramtes zu Seifhennersdorf, seit einem Jare als siebenter Schulkollege am hiesigen Gimnasium angestellt war, durch Wahl befördert.

Die Einführung dieser beiden neuerwählten Lehrer erfolgte am 5ten Dezember, als am 2ten Adventssonntage, nach beendigtem Vormittagsgottesdienste, zu welcher Feierlichkeit der Herr Direktor, M. Rudolf, in einem Programm (de docti hominis officio, N. XIV. 4. Zittau, bei Franke) einlud.

Görliz. Januar 1803. — Am 3ten d. M. geschah die feierliche Installazion des zum Rektor am hiesigen Gimnasium erwählten bisherigen Konrektor, Herrn M. Christian August Schwarze, welcher allgemein geschäzte verdienstvolle Mann bereits eine Reihe

von Jaren, mit rastlosem Eifer und Thätigkeit, zum Besten hiesiger Schule gearbeitet hat. Den Anfang dieser Feierlichkeit machte früh um 8 Uhr ein in der sogenannten Klosterkirche eigends hierzu bestimmter Gottesdienst, welchem ein ansehnlicher Theil des Magistrats, die Geistlichkeit, die Lehrer und Zöglinge des Gimnasiums, wie auch eine Menge anderer Personen beiwohnten. Nach Absingung der ersten 6 Verse aus dem Liede Nr. 140. im Görlizer Anhange sprach Herr Diakonus M. Janke, in einer der ganzen Feierlichkeit angemessenen Predigt, von der aus der Wichtigkeit des Schulamtes hergeleiteten Nothwendigkeit eines vereinten Gebets um Segen für solches; welchen Vortrag er mit einigen Segenswünschen für den neuen Herrn Rektor, und Ermahnungen an die Zöglinge verband. Nach geendigtem Gottesdienste verfügte sich der regierende Herr Bürgermeister Sohr, mit den hierzu beauftragten Rathsdeputirten, Herrn Stadtrichter Neumann, Herrn Sindikus Zobel, Herrn Stadtrichter Giese, und Herrn Schulinspektor Skabinus D. Anton, in den ersten Hörsaal, wo die Schüler aller übrigen Klassen versammelt waren. Hier bestieg Herr

Sindikus Zobel den obern Lehrstuhl, hielt einen kurzen Vortrag über die Veranlassung dieser feierlichen Handlung, wies den neuen würdigen Herrn Rektor in das ihm anvertraute oberste Lehramt ein, und stellte ihn allen übrigen Lehrern und den Scholaren als ihren nunmehrigen Vorgesezten vor.

Hierauf betrat der Herr Rektor das untere Katheder, versicherte mit gefühlvoller Rührung, die Wichtigkeit und den weiten Umfang seines neuen Amtes zu erkennen, versprach, in seinem neuen Wirkungskreise stets nach Pflicht und Gewissen zu verfahren, auch, mit dem Beistande der übrigen Lehrer, zum Wohle der Schule möglichst zu wirken, und ertheilte zulezt hierüber den Herren Rathsdeputirten den Handschlag.

Nach ihm erklärte der Herr Subrektor Tzschoppe, für sich und im Namen der sämmtlichen Lehrer, daß sie die dem neuen Herrn Rektor bisher, bei Verwaltung des Konrektorats, erwiesene Achtung und Liebe, nunmehr auch als ihrem Vorgesezten mit verdoppeltem Eifer bezeigen, und unter seinem rühmlichen Vorgange alle ihre Kräfte zur möglichst vollkommenen Ausbildung der ihnen anvertrauten Jugend anwenden wollen, welches Versprechen anch sämmt-

liche Lehrer durch Handschlag an den Herrn Rektor bestätigten.

Zulezt trat der Prätor der ersten Klasse hervor, gelobte für sich und alle übrige Scholaren, (deren Zahl an diesem Tage sich auf 144 belief,) Liebe, Hochachtung und Gehorsam, und gab endlich mit seinen sämmtlich nachfolgenden Mitschülern, dem neuen Herrn Rektor den Handschlag.

Diese ganze Feierlichkeit endigte sich mit Absingung nachstehender Verse:

Gesegnet sei Er, der uns liebt,
Auf unserm Jugendpfad,
Uns treulich leitet, lehrt und übt
Durch Warnung, Trost und Rath.

Dank, Vater, dir, der du auch Ihn
Zum Lehrer uns gesandt!
Laß viele Freuden um Ihn blühn;
Ihn segne deine Hand.

O, möcht' Ihm uns're Folgsamkeit
Erleichtern Seine Müh,
Die Er uns weiht, die theure Zeit,
Ach! sie gereu' Ihm nie.

Sei du mit Ihm, wenn schwer und viel
Der Arbeit Last ihn drükt;

Gieb, daß ein Blik auf jenes Ziel
Ihm oft das Herz erquikt.

Dort, in der Weisheit Vaterland,
Zeug' Er von uns einst laut:
Hier geb' ich sie in deine Hand,
Die du mir anvertraut.

Die während der ganzen Feierlichkeit herrschende Stille und Ruhe war ein schöner Beweis der herzlichen Theilnahme aller Anwesenden, und der ausgezeichneten Liebe und Achtung der Schüler gegen ihren Lehrer.

Am 17ten Januar hielt der Herr Rektor Schwarze, in Gegenwart des Magistrats, der Geistlichkeit, sämmtlicher Schullehrer und einer grosen Menge hiesiger und auswärtiger Anwesenden, seine treflich ausgearbeitete Antrittsrede, über die Beantwortung der Frage: „Was darf ein neuangestellter Rektor bei lautern Absichten von seinen geliebten Mitbürgern erwarten?“ Das Programm, in welchem er zu dieser Feierlichkeit einladet, ist betitelt: „Gedanken über den Nuzen guter Lehrbücher, besonders bei dem Religionsunterrichte in den niedern Schulklassen.“ S. 18. in 4. Am nämlichen Tage hatten sich sämmt-

lichen Schüler der ersten Klasse beeifert, ihre Freude durch eine besondere Feierlichkeit an den Tag zu legen. Sie veranstalteten nämlich, nach erhaltener Erlaubnis, einen öffentlichen Aufzug, unter der Anführung von 3 Gimnasiasten, welche Anführer in blauer Uniform mit rothen Aufschlägen, Huthe mit weissem Federbusche, und entblöstem Säbel, ihre übrigen Kommilitonen aber in schwarzer Kleidung und Degen giengen. Dieser Aufzug erhob sich nachmittags um 2 Uhr, unter Trompeten- und Paukenschall zweier Musikchöre, vom hiesigen Landhause, als dem Versammlungsplaze, bis zur Schulwohnung. Dem ersten Musikchore und dem ersten Anführer, Gustav Gottlob Bogislaus von Zychlinsky, aus Treppeln in der Mark Brandenburg, folgte der Prätor, Johann Emanuel Dranitz, von 2 Marschällen begleitet, welche weiß und blaues Band mit einer Schleife über die rechte Achsel zur linken Seite hängen, und dergleichen Kokarden auf den Hüthen hatten, auch Marschallsstäbe mit ähnlichen Bändern trugen. Ihnen folgten 3 Zöglinge, davon einer, August Wilhelm König, ein lateinisches Gedicht auf einem weiß atlasnen Kissen trug. Nun kam der zweite Anführer, Wilhelm Heinrich Sohr, aus Görliz, welchem die übrigen folgten. Den Beschlus des Zuges

machte das zweite Musikchor, unter Voraustritt des dritten Anführers, Christian Friedrich Flemming, aus Kleinbiesniz bei Görliz. Nach der Ankunft des Zuges in der Wohnung des Herrn Rektors wünschte der Prätor demselben Glük zu diesem festlichen Tage, und bezeigte ihm, im Namen seiner Kommilitonen, die aufrichtigste Dankbarkeit für seine unermüdeten Bemühungen bei hiesiger Bildungsanstalt, während daß ihm das Gedicht und noch ein zweites Denkmal, als Zeichen der ehrfurchtsvollsten Zuneigung und Liebe, überreicht wurde. Hierauf begab sich der Herr Rektor, nebst mehrern bei ihm Anwesenden, nach geschehener Einladung, in den Hörsaal der ersten Klasse, wo er durch eine, unter Direkzion des hiesigen Stadtmusikus Herrn Bischof, aufgeführte Musik mit blasenden Instrumenten überrascht wurde. Nach deren Beendigung schlossen die Zöglinge in dem nämliche Sdale einen Kreis, und sangen, nach der von dem verdienstvollen Kanter, Herrn Döring, erhaltenen Anweisung, einen dem Gegenstande angemessenen schönen Wechselgesang. — Den Beschlus machte eine Simfonie.

Man verließ nun den Saal, und der Rükzug auf das Landhaus geschah in voriger Ordnung. Am Abende ertönte dem von seinen

Schülern wahrhaft allgemein verehrten neuen Rektor, unter Trompeten- und Paukenschall, aus dem Munde sämmtlicher Zöglinge ein Vivat. Überdies überreichten die Scholaren der zweiten Klasse ihrem verehrtesten Lehrer ein teutsches Gedicht, als Denkmal der Liebe und Hochachtung, und die der dritten Klasse veranstalteten eine Illuminazion, vorstellend eine vestalische Jungfrau, welche auf einem Altare das ewige Feuer unterhält, worauf die Worte: „Ihrem treuen Lehrer gewidmet;" und darüber: Es lebe der Rektor," transparent erleuchtet waren. — So endigte sich denn dieser in jeder Hinsicht frohe Tag, an welchem der würdige Herr Rektor, in den unzweideutigsten Beweisen der Liebe seiner Zöglinge und der Hochachtung aller derer, die ihn kennen, gewiß den süssesten Lohn für seinen bisherigen rastlosen Diensteifer, und die schönste Aufmuuterung zur Ausübung der übernommenen schweren Pflichten eines Vorstehers des Gimnasiums fand.

Ausser den oben angezeigten Gedichten der ersten und zweiten Klasse ward auch dem Herrn Rektor, am Tage seiner Installazion, eine Schrift von einem ehemaligen Schüler, *) und

*) dem Herrn D. Stölzer auf Marglissa,

von 19 seiner gewesenen, sich jezt auf der Universität Leipzig befindenden Zöglingen ein lateinisches Gedicht überreicht, in welchem sie dem verehrungswürdigen Lehrer ihre dankbaren, glükwünschenden Empfindungen zu erkennen geben.

II. Veränderungen in geistlichen Ämtern.

Budissin. Dezember 1802. — Herr George Kranz, zeitheriger Privatlehrer alhier, welcher auf dem hiesigen Gimnasium und der Universität zu Wittenberg studirt hat, ist am 9. d. in Dresden als Pfarrer zu Colmen und Petershain ordinirt worden.

Görliz. — Am 15. Januar 1803 hat der hiesige Herr Pastor Primarius Mosig sein Amt resignirt, und wird nach gehaltener, auf den 20. Februar angesezten Abschiedspredigt in völligen Ruhestand versezt werden, nachdem dieser würdige Greis 54 Jare überhaupt, und 42 Jare hier in Görliz das Predigeramt verwaltet hat.

von welcher Schrift weiter unten eine von einem sehr einsichtsvollen Kenner abgefaste Anzeige geschehen wird.

III. Beförderungen im Zivilstande.

Löbau. — Den 27. Juli 1802 wurde dem hiesigen verdientem Arzte, Herrn D. Joh. Gottfried Jokusch, das erledigte Amt eines hiesigen Stadtfisikus ertheilt.

Zittau. August 1802. — Der Amtsadvokat, Hr. Karl Benjamin Schroth, ward seinem Vater als Aktuar bei den milden Stiftungen zum Gehülfen in dieser Stelle, jedoch ohne Zusicherung künftigen Einrükens, beigesezt.

IV. Nachrichten von Todesfällen, Geburten u. s. w. aus verflossenen Jaren. *)

Oberhalbendorf. — Den 14. April 1801 starb Frau Sidonie Karoline Sofie Scharlotte geb. Freiin von Hardenberg, seit dem 11ten November 1799 verbunden mit Herrn Wolf Friedrich Frei-

*) Das späte Einrüken dieser Nachrichten rührt von der, aller angewandten Mühe ohngeachtet, erst vor kurzem geschehenen Einsendung derselben her.

Herrn von Rechenberg, nachdem sie ihren Gemahl einige Wochen vorher mit einem Sohne beschenkt hatte. Sie war die älteste Tochter des Herrn Obersalinendirektors, Erasmus Ullrich von Hardenberg, welcher mit seiner Gemahlin, Augusten von Pelzig, in der Verstorbenen nicht den ersten schmerzhaften ähnlichen Verlust litt, indem schon zwei erwachsene, dem Vaterlande bereits brauchbare Söhne ihr vorangingen, und diesen dreien bald nachher noch eine Schwester folgte, welche der bei uns Entschlafenen länger als ein halbes Jar vor ihrem Hintritte die wohlthätigste Gesellschafterin gewesen war.

Geboren war die hier Vollendete auf dem Gute Wiederstädt im Mansfeldischen den 20. April 1771, und theils hier, theils in Schlöben, theils in Weissenfels mit aller der Sorgfalt erzogen, die sich von Ältern, wie die ihrigen, erwarten läßt. Ihr richtiger und lebhafter Verstand ward von diesen und einigen treuen Hauslehrern zeitig entwikelt und geleitet, und die Güte ihres Herzens durch den zwekmässigsten Unterricht aus der heiligen Schrift selbst und durch das derselben so ganz angemessene Beispiel ihrer Ältern bestimmt und befestigt. So ward sie die Freude ihres väterlichen Hauses, und berechtigte ihren nachheri-

gen Gemahl, als er sie in Töplitz kennen lern-
te, zu den gerechtesten Erwartungen und der
Hofnung, daß er an ihrer Hand eine wahre
und dauerhafte eheliche Zufriedenheit und häus-
liches Glük finden würde, und jeden, der diesen
liebte und mit ihr bekannt war, zu der Über-
zeugung, daß gerade diese Trefliche ihm reich-
lich die besorgte und thätige Liebe vergelten
würde, die derselbe seiner lange leidenden ersten
Gemahlin auf eine musterhafte Art bewiesen
hatte. War der glükliche Gemahl der nun
auch Entschlafenen zuweilen wohl besorgt wor-
den wegen eines nicht ganz unverdächtigen Hu-
stens, der sich in der Schwangerschaft dieser
seiner geliebten Gattin gezeigt hatte, welchen
sie aber bei der fast unbesiegbaren Kraft und
Lebhaftigkeit ihres Geistes wenig zu achten
schien, und bei der Gewalt, die sie auch um
Anderer willen über sich auszuüben gewohnt
war, ja welche sie auch damals vorzüglich be-
wies, als sie während dieser Zeit die um sie
versammelten Ihrigen über den harten Verlust
eines ihrer jüngern Brüder leidtragend, zu trö-
sten und zu erheitern bemüht war; so ver-
schwanden doch seine und Aller Besorgnisse,
als sie am 24. März leichter und glüklicher,
als man sich zu hoffen getraut hatte, von ei-
nem gesunden Sohne (Friedrich Eras-

mus) entbunden ward. Jedoch von dieser Zeit an entwikelte sich unvermerkt der bisher nur verborgene Keim einer mit ihr schnell eilenden und mit einem Nervenfieber verbundenen Auszehrung, welche dem schönen gehaltvollen Leben der Verewigten, von hier an gerechnet, binnen 21 Tagen ein Ende machte, ohne jedoch ihre Heiterkeit und ihr Bestreben, die Ihrigen zu schonen, zu vernichten, ohne durch ihre Leiden und bei aller Lebenslust, ihre Ergebung in den Willen Gottes, die bei ihr völlig herrschend geworden war, zu schwächen oder nur zu verdunkeln. Sie starb im frohen und festen Glauben an Gott und ihren Erlöser, um deswillen sie so freudig glaubte, so muthvoll litt, und zufrieden, der Erde einen Bürger gegeben, und ihren gebeugten Freunden eine dauernde Erinnerung an sie hinterlassen zu haben, in einem Alter von noch nicht völlig 30 Jaren. Beerdigt ward sie am 20. April in Bellmannsdorf, und es war Niemand unter den zahlreichen Anwesenden, der nicht mit ihrem Gatten, ihren Kindern, Ältern, Geschwistern und Unterthanen gefühlt hätte, wie viel die Erde in der Verstorbenen bedeken sollte.

Am 20. Juli 1801. starb in Jena, Samuel Traugott Kern, an einem Nervenfieber, von welchem er seinen Stubengesellschafger glüklich genesen gesehen hatte, nach fünftägiger Krankheit, ihm selbst unerwartet. Er war bereits Kandidat der Medizin, und beinahe im Begrif, die öffentliche Beglaubigung seines Fleisses und seiner Kenntnisse zu suchen und zu erhalten.

Er war ein Oberlausizer, geboren in Bellmannsdorf den 30. Juni 1763, wo sein Vater, Johann Christof Kern, eine Gärtnernahrung besaß. Er folgte eine Zeitlang der Profession seines Vaters, welcher im Winter das Leineweberhandwerk trieb. Als er nahe 16 Jare alt war, ergrif ihn noch der Wunsch, mehr zu erfahren, und einst etwas noch Edleres zu treiben, er begab sich daher, von seinem damaligen Gutsherrn, einem Herrn von Gersdorf, unterstüzt, welcher auch weiterhin, da seine Ältern für ihn gar nichts thun konnten, sich seiner annahm, erst auf ein paar Jare zu dem noch lebenden Herrn Kantor Hoffmann in Nieda, wo er, ausser den gewöhnlichen Kenntnissen, das Lateinische zu erlernen mit Eifer und Glük einen Anfang machte. Dann besuchte er mehrere Jare die Schule zu Lauban, und bewies, daß wenig dabei verloren ist, erst später gelehr-

te Kenntnisse empfangen zu haben, wenn ein fähiger Verstand vorher nicht ohne Übung geblieben. Im Jare 1784 begab er sich nach Leipzig, wo er zwar kümmerlich leben muste, allein dabei immer so unabhängig als möglich zu bleiben sich bemühte, da er überdem, bei einem ungemein zarten Ehrgefühl, von jeher schüchtern war. Er gieng hierauf, da er seiner Neigung zur Medizin, Dürftigkeits halber, nicht folgen konnte, und daher das theologische Fach gewählt hatte, als Hauslehrer zu Herr Rüden nach Kleindöberschüz bei Bauzen, wo er ein Jar zu groser Zufriedenheit Aller und seiner eigenen zubrachte, bis er Veranlassung fand, sich wieder in seinem Geburtsorte nüzlich zu machen, und sich in das Haus des jezigen Besizers, des Herrn von Fehrentheil, zu begeben. Hier sahe er seine wahrhaft seltenen, auf eigne Erfahrung an sich gegründeten pädagogischen und übrigen Kenntnisse und sein gerades Herz, mit aller Achtung und Werthschäzung, eine lange Reihe von Jaren hindurch, völlig belohnt. Hier wäre er aber demohngeachtet nach einigen Jahren lieber seiner alten Vorliebe für die medizinischen Studien gefolgt, ja er hatte seine Stelle schon aufgegeben, als er von einer langwierigen Krankheit daran gehindert ward, die seinem im Grunde ziemlich

empfindlichem Körper und Geiste auf immer nachtheilig geblieben zu sein scheint, als sie auch schon für völlig gehoben galt, so daß er nach einigen Jaren, in Wittenberg ordinirt, am Feste Trinitatis 1797 das erledigte Diakonat in Schönberg, welches er schon einmal abgelehnt hatte, übernahm, um jezt zu erfahren, ob in diesem Wirkungskreise sich sein Wunsch, Arzt zu sein, verlieren würde. Allein nach Monaten schon erwachte derselbe stärker als je, und er machte bereits im Stillen Vorkehrungen, demselben doch noch nachgeben zu können. Mit einigen mühsam erworbenen Hülfsmitteln, wozu er alle vormals und jezt empfangene Unterstüzung zählte, begab er sich auch wirklich Ostern 1799 nach Jena, nachdem er sein Amt am ersten Adventsonntage 1798 niedergelegt, für welches er alle nur wünschenswürdige Gaben gezeigt hatte. Das eigene des Falles und die Bewegungsgründe, unter welchen er noch im 34sten Jare eine Akademie bezog, seine vortheilhaften Zeugnisse und die Unbescholtenheit seines Betragens erwekten ihm unter den dortigen Lehrern bald Liebe und Wohlwollen, nebst der Unterstüzung Mehrerer, unter andern auch des damaligen Herrn Hofraths Hufeland, bei dem er eine Zeitlang Famulus war, bis dieser Jena verließ. Der Verstorbene hatte schon

unter Aufsicht mehrere Proben gegeben, wie richtig sein Verstand, was er so sehr schäzte und mit vielen Aufopferungen gesucht, gefaßt hatte, und seine Freunde hoften seine Rükkehr ins Vaterland mit aller der Liebe, welche der Verstorbene so ganz verdiente, als er ihnen, der Welt, nur sich selber nicht, entrissen ward, um sich der völligen Zufriedenheit zu nähern, die er hier, doch nur weit weniger als so mancher Gedankenlose, gefunden hatte.

Am 13. Januar 1801 starb in Bellmannsdorf an der Brustbräune und Nervenfieber Emilie Klementine Henriette, Tochter des Herrn Stiftverwesers, Karl Wilhelm von Fehrentheil und Gruppenberg, und Frauen Karolinen Wilhelminen Amalien geborne von Rechenberg, in dem Alter von 8 Jaren und 1 Monat. Und unerwartet folgte ihr, binnen 5 Wochen, nämlich am 4. März, die nachgeborne Schwester der so früh für jenes Leben Vollendeten, Johanne Karoline Lydie, alt 4 Jare 8 Monate, indem sie eben der Krankheit unterlag, welche jene der Erde entrissen hatte.

Geburten. — 1. Juni 1801. Schönberg. Frau Johanne Christiane geb. Schwarz, G. Herr M. Johann Theodor Eusebius Mül-

ler, Diakonus daselbst, eine Tochter: Mariane Auguste. — 19. November 1802. ebendemselben eine zweite Tochter: Pauline Mathilde.

Ehejubiläum. — Schönberg. Am 7. Juli 1801 feierte sein Ehestandsjubiläum der Nebenälteste des hiesigen Kürschnerhandwerks, Mstr. Johann Gottlieb Heinrich, (74 Jare alt,) mit seiner 50järigen Ehegefährtin, Frau Johanne Dorothee geb. Eibichin, (68 Jare alt.) Das Jubelpaar wurde in hiesiger Kirche, vor einer zahlreichen Versammlung, durch den Herrn Oberpfarr, M. Überschaar, getraut, welcher bey dieser Gelegenheit über die Worte: „Ihr seid die Gesegneten des Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat," viel Rührendes und Belehrendes vortrug. — Merkwürdig ist: daß die Ältern des Jubelbräutigams 55 Jare verehelicht gewesen, und der Vater ein Alter von 106 Jaren erreicht hat.

V. Anerbieten zur unentgeldlichen Impfung mit Schuzpoken an arme und unbemittelte Ältern.

Ob ich gleich noch nie von irgend einem Armen Bezahlung für die Schuzpokenimpfung ge-

nommen habe, so fand ich doch oft, daß die Besorgniß wegen der etwannigen Kosten manche Ältern zurükhielt, ihren Kindern diese unschäzbare Wohlthat angedeihen zu lassen; daher erbiete ich mich hierdurch öffentlich gern und willig, die Kinder armer und unbemittelter Ältern ohne die mindeste Bezahlung mit Schuzpoken zu impfen, und die dabei nöthige Besorgung zu übernehmen. Nichts soll mich mehr freuen, als wenn ich dadurch etwas zur weitern Verbreitung dieses grosen Rettungsmittels, besonders unter meinen geliebten Mitbürgern, beitragen kann. Görliz, im Dezember 1802.

D. Christian August Struve.

VI. Anzeigen und Rezensionen von Schriften Oberlausizer Gelehrten.

1.

Sorau. M. Gottlob Rüffer, Rekt. Programm: Einige Gedanken über die Wohlanständigkeit. 1802. 24 S. in 4.

Es wird der Begrif dieser Tugend, sowohl im Allgemeinen, als in Beziehung auf die Zög-

linge entwickelt, die Anweisung dazu auf Schulen als nothwendig erklärt, und nebst den Quellen derselben, nämlich einem natürlich feinem Gefühl, einem gebildeten Geschmak und dem Umgange mit höhern und niedern Ständen, auch die Ursachen angegeben, warum man sie so oft bei den Schülern vermißt. Zulezt dankt der Herr Verf. für die Beiträge zur Schulbibliothek, die ihr von einigen vormaligen Zöglingen dieser Lehranstalt zugeflossen sind.

M. Jancke.

2.

Als der nach dem Ableben des Herrn Rektor Neumanns in Görliz zu seinem Nachfolger bestimmte bisherige dasige Konrektor, Herr M. Schwarze, dieses Amt in den ersten Tagen dieses Jares antrat, *) erschien ein zu dieser Gelegenheit in Görliz bei Burghart gedrukter Aufsaz:

Dem Herrn Rector M. Christian August Schwarze, zum 3ten Januar 1803. von einem ehemaligen dankbaren Schüler. 20 S. 4.

Der Verfasser dieses überaus schäzbaren Aufsazes, ein ehemaliger Schüler und wahrer

*) s. oben S. 32.

Freund des verdienten neuen Herrn Rektors M. Schwarzes, verdankt selbigem ausser andern Kenntnissen auch seine Vorliebe zu der Mineralogie und Geognosie und seine sich darinnen bereits erworbenen überaus schäzbaren Kenntnisse, und weiht selbigem nach seinem eigenen Ausdruke die ersten Früchte des von seinem geliebten Lehrmeister und Freunde darinnen genossenen Unterrichtes.

Bei dem selbst nach der Erscheinung von Leskes Reise durch Sachsen, doch immer noch herrschenden grosen Mangel an gründlichen mineralogischen und geognostischen Nachrichten über die mehresten Theile unserer Oberlausiz, müssen gewiß die Beiträge dieser Art, welche der Herr Verfasser dieses kurzen Aufsazes darinnen liefert, jedem Liebhaber dieses Faches überaus interessant und willkommen sein, wiewohl sie nur einen kleinen Theil der Oberlausiz, blos die Gegend in der Nähe um Marglisse betreffen. Möchte sich doch der Hr. Verfasser, von welchem es mir bekannt ist, daß er den Vorsaz hat, seine mineralischen Exkursionen nach allen Seiten ringsum weiter auszudehnen, aufmuntern lassen, von Zeit zu Zeit auch künftig das Publikum mit den Resultaten, welche er aus seinen mühsamen Untersu-

chungen ziehen wird, zu beschenken. Er würde sich dadurch vielen Dank erwerben.

Nun einen kurzen Auszug des jezigen Aufsazes.

So genau auch der Herr Verfasser die ganze Gegend um Marglisse untersucht hat, so scheinen die merkwürdigen südlichen Ufer des **Queisses zwischen Marglisse und Tzschoche, wie** billig, dessen Aufmerksamkeit vorzüglich auf sich gezogen zu haben.

In der ganzen Gegend um Marglisse besteht das Gebirge nicht aus wahren Granite, sondern vielmehr aus Gneisse, welcher sich nur mehr und weniger dem Granite nähert. (Wirklich hat dieser Granit, wenn man ihn auch so nennen will, fast durchgängig mehr oder weniger die flaserige Struktur des grobkörnigen Gneises.) Er wird meistens von mächtigen Thonlagern bedeckt, mit aufliegender Erde von verwittertem Basalte. Auch mächtige Basaltkuppen, von mannichfacher Struktur, steigen, besonders auf der Westseite von Marglisse, über ihm empor. Durch den Gneis sezen hin und wieder Adern von schöner lauchgrüner Chloriterde hindurch.

Der schönste Gneis findet sich östlich von Marglisse in dem Gebirge, welches an der Süd-

seite des Queisses sich schrof erhebt, und sich nach Süden, östlich hinter Schwerta, bis zum Riethstein bey Gebhardsdorf, (auch bis zum höchsten Rüken des sich weit ausbreitenden Klingenberges) fortzieht, welches vermuthlich ehedem durch einen gewaltsamen Durchbruch des Queisses von den jenseitigen ganz ähnlichen schlesischen getrennt worden, mit dem es unfehlbar ehedem ein Ganzes ausgemacht zu haben scheint.

Der Gneis formirt hier an der Südseite des Queisses aus seinem Bette fast senkrecht bis zu 100 Ellen und noch mehr sich erhebende prächtige Felsen, wozwischen auf einem sehr romantischen Fleke die zu Tzschocha gehörige Hagendorfer Mühle liegt. Weiter hin zieht sich das Gneisgebirge wieder eben so wie vorher fort. Hier findet es sich mit Glimmerschieferlagern durchsezt, woran sich der Übergang des Gneisses in Glimmerschiefer deutlich zeigt.

Ganz nahe dabei ragt ein noch höherer Basaltfelsen, dessen Basalt eine tafelartige Struktur hat, der Eulenstein, aus dem Glimmerschiefer heraus. Dieser Basalt ist mit vieler Hornblende, weissem Feldspathe, grünlichem Spekssteine und weissem Zeolithe durchmengt. Die Breite dieses Felsens beträgt etwa 25 Ellen.

Etwa 12 Ellen weiter hin verbindet sich mit dem Glimmerschiefer wieder das Gneisgebirge, und bildet bald wieder mächtige Felsen. Oberwärts nach Süden zu, gegen das Akerland, scheint der Basalt wieder mit Gneise bedekt zu sein, der sich nun, nach mehrern ausstehenden Küppen zu urtheilen, allmälig in Quarz verliert.

Ob schon der Herr Verfasser über die Formazion dieses Basaltes nichts zu entscheiden wagt, so vermuthet er doch, daß diese Gegend mehrere Formazionen erfahren, und daran das Wasser einen mächtigen Antheil gehabt habe, welches auch durch einige mächtige Mergellager auf der Westseite des Queisses bestätiget zu werden scheint, wovon sich eines an der Südseite des aus dem Erdmannsdorfer Busche heraustretenden kleinen Baches, am Rande des Busches findet, in einer Mächtigkeit von 12 Ellen, mit Geschieben allerlei Art, Granit, Basalt, Kalkstein, Braunkohlen, sogar Bernstein ꝛc. Nur ist dieser Mergel noch zu thonig, und von keinem sonderlichen Werthe. Das andere Mergellager findet sich etwa 1000 Schritte davon, an der Nordseite dieses Wässerchens, in einem wenigstens eben so mächtigen Lager, unter einem etliche Ellen mächtigen

Torflager, und ist von weit vorzüglicherer Beschaffenheit.

v. S.

3.

Christoph Albrecht Löseckes ausführliche Erklärung der Ordnung des Heils, für Erwachsene. Dritte vermehrte Ausgabe. Görliz, gedrukt mit Ungerschen Schriften.

Dieses Lehrbuch, $5\frac{1}{2}$ Bogen stark, auf gutes weisses Drukpapier eng, doch deutlich gedrukt, enthält auf wenig Raume viel, und ist in der Antonschen Buchhandlung, und broschirt beim Herrn Verfasser, C. C. Gössel, Pfarrer in Kunnersdorf bei Görliz, um den geringen Preis von $2\frac{1}{3}$ gl. zu haben. Voran steht ein Kommuniongesang, welchem eine kurze Vorrede folgt, so wie dieser eine kurze Anzeige von dem, was zur wahren Glükseligkeit erforderlich sei. Wenn dann eine kurze übersicht der Ordnung des Heils gegeben worden ist; so folgt von S. 7. bis 55. die Erklärung dieser Übersicht, welche in diesem Lehrbuche als die Hauptsache anzusehen ist. Nach dieser findet man ein Verzeichniß der in dieser Erklärung em-

pfohlnen Lieder aus dem Zittauer Gesangbuche und seinem Anhange, und aus dem neuen Dresdner Gesangbuche. Luthers kleiner Katechismus und Fragstüke nehmen dann den Raum von S. 59. bis 75. ein, und den Beschlus macht ein Anhang von einigen Liedern und einzelnen Versen, welche insgesammt aus dem neuen Dresdner Gesangbuche entlehnt sind.

Löseckes Ordnung des Heils in Tabellenform ist bekannt, und daß sich Herr Gössel durch seine Erklärnng um dieselbe ein fortwährendes Verdienst erworben habe, beweisst diese dritte Ausgabe. Nicht mit diesem, sondern mit jenem müssen diejenigen, welche den Hauptgang tadeln wollen, rechten; denn als Erklärer stand es ihm nicht frei, den vorgezeichneten Pfad zu verbessern. Die Erklärungen sind gedrängt zwekmäßig und dem lutherisch protestantischen Lehrbegriffe angepaßt, ohne blos Nachbeterei zu enthalten. Sie werden gewiß den Lehrern, welche den Lösecke bei ihrem Religionsunterrichte zum Grunde zu legen haben, sehr gute Dienste leisten. Vielleicht scheinen sie Manchem zu sehr mit biblischen Stellen beladen zu sein; aber es bleibt ja der Willkühr eines jeden Lehrers überlassen, eine Auswahl

unter denselben zu treffen. Sich zu dem Ende sein Exemplar mit Schreibpapier durchschiessen zu lassen, wird auch deswegen nothwendig sein, weil keine dieser Stellen weder ganz, noch mit den Anfangsworten abgedrukt ist. Ohnstreitig wurde dies, wodurch allerdings die Brauchbarkeit dieses Buchs erleichtert sein würde, deswegen unterlassen, um es recht wohlfeil in die Hände der Jugend liefern zu können. Übrigens will der Herr Verfasser diese Stellen der heiligen Schrift selbst nicht alle als eigentliche Beweisstellen der vorgetragenen Religionswahrheiten angesehen wissen; sondern viele davon sollen nur zur Erklärung und praktischen Anwendung derselben dienen. Daß dazu häufig sehr gute Winke gegeben worden sind, daß auf diese Art den Glaubenslehren eine evangelische Tendenz gegeben worden ist: dies rechnet Anzeiger diesem Lehrbuche hoch an, und wünscht mit dem ihm sehr schätzbaren Herr Verfasser, daß Gott auch künftig den Gebrauch desselben zur heilsamen Erkenntniß und Ausübung der so selig machenden Lehren des Christenthums durch Jesum, unsern Herrn und Heiland, gesegnet sein lassen wolle.

M.

VII. Heurathen.

Schönberg, den 11. Aug. 1802. — Herr Wolf Friedrich Freiherr von Rechenberg, auf Oberhalbendorf, mit Wilhelmine Louise Eleonore geb. Freiin von Huldenberg, aus dem Hause Neukirch. — Die Bürgerschaft und der Rath des Städtchens Schönberg überreichten an diesem Tage durch einige Mitglieder des leztern dem Brautpaare einen bei Unger in Görliz gedrukten Glükwunsch, in welchem sie zugleich gegen den Vater des Herrn Bräutigams Gesinnungen äusserten, deren Vorhandensein überall das glüklichste Verhältniß zwischen Herrschaften und Unterthanen begründen würde.

Schönbrunn, 2. Novemb. 1802. — Herr Karl Wilhelm Otto August von Schindel, auf Ober-Schönbrunn und Zwecka, mit Fräulein Christiane Louise Juliane von Üchtritz, aus dem Hause Niedersohland.

Kunzendorf bei Sorau, 19. Oktober 1802. — Herr George Friedrich Hermann Köhler, Pastor in Schönbrunn, mit Demois. Johanne Sofie Schröter, aus dem Pfarrhause daselbst.

Lauban, 16. Novemb. 1802. — Herr Karl Friedrich Denkwiz, Besizer der

Apotheke in Schönberg, mit Demſ. Karoline Harverin aus Lauban.

Guben, 3. Oktb. 1802. — Herr Bürgermeiſter und des St. Johanniterordens Juſtizrath Venſelow, mit der verwittw. Frau Kammerkommiſſarius Lämmerhirt, geb. Richterin.

Hoyerswerda, 5. Oktob. 1802. — Hr. Chriſtian Samuel Ludwig Käuffer, Oberamtsadvokat in Görliz, mit Demſ. Chriſtiane Sofie Stempel, Herrn D. Chriſtian Friedrich Stempels, praktizirenden Arztes und Amts- Stadt- und Landfiſikus der Kurfl. Sächſ. freien Standesherrſchaft Hoyerswerda, ehel. zweite Tochter.

Prezſchendorf bei Freiberg, 23. Nov. 1802. Herr Samuel Friedrich Schlegel, Kurfl. Sächſ. Generalakzisaſſiſtenzeinnehmer in Görliz, mit Dem. Juſtina Amalia, Herrn M. Friedrich Samuel Fritſches, Pfarrers zu Prezſchendorf ehel. vierte Tochter.

Budiſſin, den 28. Juli 1802. — Hr. Gottlob Adolf Schenk, Oberamtsadvokat und Juris Praktikus allhier, mit Demſ. Johanne Karoline Fahnauer, Herrn Johann Friedrich Fahnauers, Bürgers und Kellerpachters allhier, jüngſten Tochter.

Budissin, den 18. Januar 1803. — Herr Oberamtsadvokat Friedrich Gottlieb Schierz, mit Demf. Karoline Friederike geb. Schroot.

VIII. Geburten.

Bellmannsdorf, 15. Mai 1802. — Frau Karoline Wilhelmine Amalie von Fehrentheil, einen Sohn: Wilhelm Ferdinand, welcher aber am 8. Nov. am Zahn- und Nervenfieber starb.

Lauban, 24. Sept. — Frau Henriette Wilhelmine Friederike, G. Herr Karl Heinrich Jördens, Rektor am Lizeum, eine Tochter: Marie.

Ebend. 16. Nov. — Frau Johanne Christiane, G. Herr Karl Friedrich Lorenz, d. Z. Buchhalter in der Randelschen Handlung, ein Sohn: Martin Friedrich.

17. Novemb. — Frau Karoline Elisabeth, G. Hr. Christoph Abraham Ullrich, Advokat und Stiftssindikus, ein Sohn: Friedrich Hermann.

17. Novemb. — Frau Johanne Friederike, G. Herr Karl Gottlieb Richter, Handelsmann, einen Sohn: Karl Moriz.

19. Novemb. — Frau Johanne Beate, G. Herr Karl August Bornemann, sechster

Kollege am Lizeum, ein Sohn: Moriz Leopold.

Löbau, 15. August 1802. — Fr. Schulkollege Thiele einen Sohn.

24. August. — Frau Advokat Schlukwerder einen Sohn: Karl Julius.

1. Dezember. — Frau Diakonus Herrmann einen Sohn: Gustav Heinrich.

Weicha, 5. Sept. — Frau Rittmeister von Broizem eine Tochter: Scharlotte Mathilde.

Görliz, 23. Septemb. 1802. — Frau Christiane Friederike geb. Göldnerin, G. Herr Gotthilf Friedrich Gözlof, Senator und Oberamtsadvokat, eine Tochter: Emilie; welche aber am 14. Januar 1803 durch einen Stik- und Schlagfluß ihren Ältern wieder entrissen wurde.

6. Oktob. — Frau Henriette Karoline Albertine geb. Baronin von Kottwiz, G. Herr Kaspar Christoph von Schlieben, auf Nieder-Neundorf, Hauptmann bei dem von Niesemeuselschen Infanterieregimente, ein Sohn: Kaspar Albert; starb wieder am 2. November.

13. Oktob. — Frau Christiane Henriette geb. Modrach, G. Herr Karl Daniel Geiß,

ler, Oberamtsadvokat, eine Tochter: Adelheid.

4. Februar 1803. — Frau Christiane Scharlotte Henriette geb. Tüchsen, G. Herr Johann Gottfried Braun, Subdiakonus allhier, eine Tochter: Klementine Amalie.

Marklissa, 1. Januar 1803. — Des Herrn Rektors M. Christian Gottfried Tietzes Gattin eine Tochter: Bertha Augusta Adelheid.

30. Jenner. — Des Herrn Diakonus und Frühpredigers, Christian Gottfried Seidels, Gattin eine Tochter: Julie Auguste.

Melaune, 4. Februar 1803. — Frau Friederike Wilhelmine Henriette geb. Baumeister, G. Herr M. Benisch, Pfarrers zu Melaune und Meuselwitz, eine Tochter: Louise Henriette.

Budissin, 12. Juli 1802. — Frau Agnesa geb. Muckin, G. Herr Oberamtsadvokat Christian Traugott Lehmann, ein Sohn: Friedrich August.

17. Juli 1802. — Frau Karoline Christiane Erdmuthe geb. Petschke, G. Hr. George Gottlieb Schwarze, Biereigner und Grossohändler, eine Tochter: Emma Augusta.

15. August. — Frau Johanna Agnes geb. Jannasch, G. Hr. Karl Friedrich August Fi-

scher, Besizer der hiesigen Papiermühle, eine Tochter: Emilie Agnes.

2. Novemb. — Frau Eleonore Auguste geb. Schlinzig, G. Hr. Karl August Rehbock, Kauf- und Handelsmann allhier, eine Tochter: Jeannette Emilie.

15. Novemb. — Frau Eleonore Henriette Wilhelmine geb. Schubert, G. Hr. Oberamtsadvokat, Heinrich Gottlob Gräve, eine Tochter: Mathilde Eleonore Scharlotte Henriette.

23. Novemb. — Frau Eleonore Christiane Scharlotte geb. Lehmann, G. Hr. D. Friedrich Traugott Starke, Stadtrichter, eine Tochter: Franziska Mariana.

Neue
Lausizische Monatsschrift
1803.

Februar. Zweites Stük.

I.

Bemerkuugen über den Aufsaz des Herrn Diakonus Käufers: über die Lage des ehemaligen Schlosses Meer in Syrbien.

Das Lokale, welches der Herr Diakonus Käufer mit so vieler Genauigkeit untersuchte, giebt der Behauptung desselben, daß nämlich das jezige herrschaftliche Wohnhaus in Döbschüz das ehemalige Schloß Meran gewesen sei, allerdings die gröste Wahrscheinlichkeit, und ich glaube, daß, wenn man annehmen kann: der Ort, wohin sich König Wladislav,

als er die Regierung von Böhmen seinem Soh-
ne Friedrich abgetreten hatte, begab, sei wirk-
lich das in hiesiger Provinz gelegene heutige
Melaune gewesen, seine Meinung wohl nie-
mand so leicht zu widerlegen wird im Stande
sein. Ich gestehe aber auch ganz frei, daß
ich bis jezt mich hiervon noch nicht ganz zu
überzeugen vermochte, und daß ich der Mei-
nung bin: man könne den Ort Meran oder
Meer, wohin sich Wladislav begab, für das
im Altenburgischen liegende Städtchen Me-
ran mit eben dem Rechte halten, als man zu
behaupten suchet, daß solcher das in unserer
Provinz befindliche Melaune sei. Ich will
hier die Worte der mir bekannten böhmischen
Schriftsteller, auf welche sich auch der Sub-
rektor Pietschmann in seiner Nachricht
von der Herrschaft Meran oder Meraw,
und deren Übergebung an das Jungfräuliche
Stift Marienthal in der Oberlausiz, (s. Ober-
laus. Beiträge zur Gelahrheit, I. B. S. 561
ff. und D. Schotts juristisches Wochenblatt,
1ter Jahrgang, S. 587 f.) beziehet, hier ex-
zerpiren:

Dubrav, in seiner historia bohemica,
lib. 13. p. 104. Edit. Hanoviae, 1602.
drückt sich so aus:

ille ſc. rex Vladislaus — in Luſatiam ad regionem Budiſſinenſem et ad alias Iudith uxoris ſuae fundos dotales cum gaza regia Premyslaoque et Vladislao filiis migravit, abducens ſecum uxorem quoque Friderici filii etc.

Hageck, in der Böhmischen Chronik 2c. Nürnberg, 1697. S. 329.

König Vladislaus — begab sich — in Teutschland auf seine Herrschaft, genannt Meer.

Boregk, in der Böhmischen Chronik 2c. Wittenberg, 1587. P. I. S. 169:

Vladislav — zog in Lausnitz gegen Budissin oder Bautzen und auf die andern guter, so seinem Gemal zu einem Leibgedinge vermachet waren, mit seinem königlichen Schatze, seinen Söhnen Primislao vnd Vladislao, nam auch Friderici Söhne mit sich hinweg.

Manlius in Commentar. rer. Luſat. L. III. cap. 33. in Hofm. Script. rer. Luſ. P. I. p. 223.

Vladislaus cum gaza regia et ſecunda ſua uxore Iuditha, Landgravii cuiusdam filia Premyslao item Vladislaoque filiis in Luſatiam ad regionem Budiſſinenſem et ad alios uxoris fundos dotales migrauit.

Stransky de Rep. Boh. c. 8. p. 364. Edit. Amſtelod. 1713.

Cum Iutha uxore Eliſabethaque nuru — in arcem ſuam Meeran in Sirbia euadit.

Balbinus in Epitome rer. bohem. Lib. 3. c. 12. p. 242. Edit. Prag. 1677.

Vladislaus — in arce Meer — contabuit.

Man ſieht hieraus, daß alle dieſe Schriftſteller ſelbſt darüber nicht einig ſind, wohin ſich Wladislav, als er ſeine Regierung niederlegte, begeben habe. Vornämlich verräth Dubrav, welchen Boreck und Manlius in dieſer Stelle faſt wörtlich abſchreiben, dadurch ſeine Ungewißheit in Beſtimmung des von gemeldetem Könige gewählten Aufenthalts, daß

er, ohne solchen namentlich anzugeben, blos so viel versichert: Wladislav sei in die Gegend von Budissin, und an andre seiner Gemahlin zur Mitgift gegebene Örter gezogen. Hageck und Stransky, auch Balbin, nennen diesen Zufluchtsort Meer oder Meeran, der nach Hageck in Teutschland, nach Stransky aber in Serbien liegen soll.

Wenn nun Dubrav, dem wir, weil er unter den Böhmischen Geschichtschreibern immer am richtigsten erzählt, auch hier mit einiger Gewißheit folgen können, uns belehrt, daß Wladislav auf die ihm von seiner Gemahlin Jutha oder Judith zugebrachten fundos dotales — welche Boregk sehr unrichtig durch Leibgedings-Güther übersezt — sich begeben hätte, so scheinet er in den Gedanken zu stehen, als ob zu diesen der Jutha zu Theil gewordenen fundis dotalibus auch die Gegend von Budissin gehöret habe. Hierinnen aber irret er sich ohne allen Zweifel. Denn Wladislavs Gemahlin Jutha war die Tochter des Landgrafs Ludwig des III. von Thüringen, der in unsrer, damals mit Böhmen in der engsten Verbindung stehenden Provinz gewiß nicht das geringste Eigenthum besaß. Wie wäre es daher wohl möglich gewesen, daß dieser

Landgraf von Thüringen seiner Tochter bei deren Vermählung einen in einem fremden Lande gelegenen Distrikt, wie die Gegend von Budissin war, zur Mitgift hätte geben können? —

Gehörte also der Ort, an welchen Wladislav, nach niedergelegter Regierung, sich verfügte, zu den von seiner Gemahlin ihm ehemals zugebrachten Güthern, so ist er weder in Böhmen, noch in den dazugehörigen Provinzen, sondern ausserhalb derselben, und zwar in Thüringen allein zu suchen, in welchem Falle solcher, da er nach Hageck, Stransky und Balbin Meer, Meran genennet wird, wohl kein andrer, als das zwischen Altenburg und Zwickau liegende Städtchen Meran sein kann. Und wie läßt sichs auch denken, daß König Wladislav, der sich von jeder Verbindung mit Böhmen loszureissen suchte, noch unter Böhmischer Hoheit zu leben wünschen konnte, zumal da der Kaiser Friedrich I., uneingedenk der vielen ihm von diesem Könige erzeigten Verbindlichkeiten, den Sohn und Nachfolger desselben, den Herzog Friedrich, wenige Tage nachher, als selbiger den böhmischen Thron bestiegen hatte, der Regierung wiederum entsezte, und diese dem Herzoge Sobieslav übertrug, zu welchem König Wladislav sich um so weni-

ger etwas Gutes versehen durfte, da er selbigen länger als zehn Jare zu Frauenburg in der härtesten Gefangenschaft zu enthalten veranlasset worden war.

Wäre er unter Böhmischer Hoheit zu leben nur einigermasen geneigt gewesen, so hätte er sich doch wohl eher in dem bei Abtretung seiner Regierung sich reservirten Budiner Gebiet niedergelassen, oder in die von ihm in dem Strahofer Kloster zu Prag aufgeführte Wohnung, welche er nur in der Absicht, den Rest seiner Tage dort ruhig zuzubringen, erbaute, sich begeben. Aber weder hier noch in irgend einer andern zu Böhmen gehörigen Provinz konnte er die gewünschte Ruhe finden; er entfernte sich daher auf die von Böhmen weit entlegenen Güther seiner Gemahlin, unter die, aller Wahrscheinlichkeit nach, das Altenburgische Städtchen Meran gehörte, und starb wenige Monate darnach, als er daselbst angekommen war.

Wenn übrigens von den Böhmischen Geschichtschreibern erzählet wird, daß Wladislavs Leichnam nach Meissen geführet, und von da nach Prag gebracht worden sei, so scheint auch dieser Umstand die Meinung, daß dieser König in dem Altenburgischen Städtchen Meran ge-

storben sei, in mancher Hinsicht zu begünstigen; wenigstens würde man, wenn Wladislav in unsrer Gegend gestorben sein sollte, sich es nicht gut erklären können, warum man seinen Leichnam zuvor nach Meissen führte, um ihn nachher in Prag zu begraben.

Was die Erklärung und Deutung des Namens Döbschütz betrift, so glaube ich kaum, so sinnreich sie auch vom Herrn Verfasser behandelt wurde, daß sie den Etimologen vollkommen befriedigen werde. Das Wort Dobschütz kann aus der teutschen Sprache gar nicht erkläret werden; es ist wendisch, welches auch die in der wendischen Pflege unsrer Provinz gelegenen Dörfer, die auf schütz sich endigen, ganz deutlich beweisen, z. B. Baschütz (wendisch Beschezy,) Bloaschütz (w. Boaschezy,) Crubschütz (w. Rubelozizy,) Doberschütz (w. Dobraschezy,) Jeschütz (w. Jenschitzy,) Krumschütz (w. Kumschizy,) Nebelschütz (w. Nebelezizy,) Nimschütz (w. Niemßezy,) Zischütz (w. Ziezezy) u. a. m.

J. A. Crudelius.

II.

Einige Bemerkungen über die Erhaltung der Augen, und über den Gebrauch der Augengläser.

Ich mag nicht die bekannten Klagen vermehren, daß der edelste unserer Sinne, der Gesichtssinn, von so vielen Menschen unverantwortlich vernachläſſiget wird. Insgemein ist man erst dann auf das, was man verloren hat, aufmerksam, wenn der Ersaz nicht mehr möglich ist. Last uns lieber darauf denken, dieses grose Übel zu verhüten, oder wenn wir daran leiden, zu heilen. Die Kunst des Arztes muß von dem Verhalten der Leidenden unterstüzt werden, sonst ist ihre Hülfe unzulänglich, oder kommt meistens zu spät.

Was soll man, um seine Augen gesund zu erhalten, vermeiden? Was soll man thun?

Man strenge seine Augen nicht unnöthigerweise an durch Beschäftigung mit kleinen Sa-

chen, anhaltendem Lesen sehr kleiner Schrift, (Augenpulver genannt,) Arbeiten, welche Anstrengung der Augen erfordern, verrichte man nicht anhaltend, sondern wechsele dazwischen mit andern, die Augen weniger angreifenden. Das Interesse, mit welchem wir arbeiten, ist nicht ohne Einfluß auf das Gesichtsorgan, besonders bei sehr reizbaren, schwachen Augen; das Auge kann dadurch gestärkt oder geschwächt werden. Gestärkt wird das Auge, wenn wir z. B. eine Schrift lesen, die unsere Aufmerksamkeit anzieht, ein Zustand, worinne überhaupt die Thätigkeit unsers ganzen Wesens erhöht und gespannt ist, und besonders das Gesichtsorgan, welches an einer solchen reizend stärkenden Beschäftigung grosen Antheil hat. Wer fühlt nicht im Gegentheil sein Auge ermattet und abgestumpft, wenn er anhaltend Stunden lang Dinge schreibt oder liest, die ihm Verdruß oder lange Weile machen, und das läßt sich im Allgemeinen auf alle Arbeiten anwenden, bei welchen wir uns vornämlich der Augen bedienen.*) Manche Schriften könn-

*) Es verdient die mir von einem sehr achtungswerthen Manne aus dem Gesagten hergeleitete Folgerung, daß die Augen

ten daher im vollen Ernste, in Rüksicht ihres Inhalts, für die Augen der Lesewelt als Brownsche Reizmittel oder Schwächungsmittel gelten; ausserdem, daß hierbei noch in fisischer Rüksicht Drukpapier, und was sonst der gute Wille des Verlegers und Drukers an den Geisteskindern ihrer Autoren im Leiblichen gethan haben mag, in Betracht kommt. Arbeiten, die auf die erwähnte Art wahre Konservationsmittel der Augen sind, durch das Interesse, mit welchem wir sie unternehmen, sollten wir, wenn unser Beruf ohnedem die Augen viel beschäftiget, so lange aufschieben, bis unsere Augen durch die vorhergehenden anstrengenden litterarischen oder illitterarischen Arbeiten etwas ermüdet worden sind; selbst durch diesen Reiz können wir das ermattete Auge stärken, oder greifen doch bei einer solchen Eintheilung der Geschäfte das Gesicht weniger an. Ich könn-

der Kinder durch unablässige, anhaltende Richtung auf die Konjugirtafeln und ABCbücher, besonders bei hinzukommenden Widerwillen gegen dergleichen Beschäftigung, nicht wenig angegriffen werden, folglich dieser pädagogische Misbrauch alle Aufmerksamkeit.

te leicht von dieser Seite her einen Lektürplan für die schönen Leserinnen, oder einen Lektionsplan für die studirende Jugend, einen Zeitmesser für brave Goldarbeiter und Uhrmacher, zur Eintheiluug ihrer mikroskopischen Beschäftigungen entwerfen, und für die erstern eine Kritik der Geistesprodukte unserer Schriftsteller, in Bezug auf das Gesichtsorgan der Leser, abfassen; doch ich will dies alles den gedachten Menschenklassen zu ihrer Beherzigung anheimstellen. Aber auch bei interessanten Beschäftigungen, wenn sie zu lange fortgesezt, oder mit zu groser Anstrengung des Gesichts betrieben werden, durch unnöthige, übermäsige Anstrengung, durch die Mühe, die man sich giebt, kleine Gegenstände zu erkennen, und sie dem Auge allzunahe bringt, ob man sie gleich in einer weit grösern Entfernung deutlich sehen könnte, wird das Auge wahrlich nicht gestärkt. Man wird kurzsichtig, oder übersichtig, wenn man die Gewohnheit hat, sich mit den Augen auf das Papier zu legen. Solche böse Gewohnheiten verderben gute Augen.

Das Gefühl von Schmerz, ein Drüken im Auge, die grose Empfindlichkeit gegen das Licht, eine zunehmende Schwäche der Sehkraft, sind die Zeichen einer zu grossen Anstrengung des

Gesichts, welche bleibend wird, und mehr und mehr sich verschlimmert, wofern wir nicht bei Zeiten auf diese Warnungen der Natur merken. Der hat schon ein schwaches, krankes Auge, der bei der geringsten Anstrengung eine Spannung, bei Öfnung der Augen Beschwerden fühlt. Die Augen werden unwillkührlich voll Thränen, als weinten sie über ihr eigen Unglük; die sonst unsichtbaren Gefäse des Auges werden roth. Mancher leidet an einem heftigen Kopfschmerze, mit besonderer Affekzion der Augen, oder fängt an, nicht mehr so hell und deutlich zu sehen, ein Nebel fällt ihm vor das Gesicht, die Gegenstände haben eine farbigte Einfassung, oder fliessen in einander.

Wie mancher Halbblinde oder Totalblinde bereut es, daß er diese Zufälle nicht achtete, theils das nöthige Verhalten dabei, theils die Hülfe des Arztes versäumte, da es noch Zeit war.

Nichts strengt die Augen mehr an, als der Gebrauch der Gläser. Das anhaltende Sehen durch Sehröhre und Perspektive verursacht anfänglich eine vorübergehende Schwäche des Gesichts, die aber, wenn diese Anstrengung öfterer geschieht, bleibend wird. Noch schädlicher für die Augen sind die Mikroskope, beson-

ders bei öfterm und anhaltendem Gebrauche. Der bekannte Naturforscher Bonnet verlor dadurch sein Gesicht. Die sogenannten Augengläser, Brillen und Lorgnetten sind freilich manchen Menschen zum Bedürfniß geworden, einigen wegen wirklicher Augenschwäche in frühern oder spätern Jaren, aber der liebt seine Augen nicht, wer sie sich ohne Noth, wohl gar aus Modesucht, bei noch völlig gesunden Augen zum Bedürfniß macht. Diese Gläser sind Arzeneien, wodurch Gesunde, die sie ohne Noth brauchen, sich krank machen, aber die Kranken gesund werden. An Augengläser und Medikamente gewöhnt man seine Natur, aber gewiß nicht zu ihrem Vortheile. Das vorher gesunde Auge wird durch die Gläser so geschwächt, daß sie uns endlich unentbehrlich werden, da man sie anfänglich blos als Spielerei zur Hand nahm; nun muß man sich ihrer in einem Alter bedienen, wo andere nicht verwöhnte Menschen mit ihren natürlich gesunden Augen weit besser sehen. Durch den Mißbrauch der Vergrösserungsgläser wird die Sehkraft übermäsig gereizt, theils wegen des unstäten Sehpunktes, theils wegen der allmähligen Gewohnheit an immer höherer Vergrösserung. Ein Auge wird vor dem andern in Thätigkeit gesezt, und diese unregelmäsige Af-

fekzion der Gesichtsnerven ist eine schädliche krankhafte Reizung.

In folgenden Fällen kann man sich der Augengläser bedienen: Wenn man kleine Gegenstände in einer gewissen Entfernung unterscheiden will, jedoch niemals da, wo unser gesundes Auge hinreicht; — ferner, wenn eine Schwäche des Gesichts eintritt, sei dies auch in den frühern Jaren, so daß uns nahe Gegenstände bei fortwährender Betrachtung dunkel, und wie in einen Nebel gehüllt, vorkommen; oder wenn beim Lesen und Schreiben die Buchstaben in einander laufen, doppelt oder dreifach erscheinen; endlich wenn das Auge leicht ermüdet wird, und wir ihm nur durch Abwechselung der Gegenstände Erleichterung schaffen können. Hat man einmal die Gläser nöthig, so muß man sich derselben abwechselnd an beiden Augen bedienen, damit das eine nicht vernachlässiget wird; denn diese einseitige Übung des Sehvermögens verursacht, daß anfänglich das eine Auge, dessen man sich am meisten bedient, auf Kosten des andern, dabei immer schwächer werdenden, gestärkt wird, und endlich beide Augen dabei verliehren, indem die grössere Reizung und Thätigkeit des einen Auges, welches die sonst auf

beide vertheilte Funkzionen des Sehens fast ausschliessend verrichtet, in eine nach Masgabe der Anstrengung um so grösere Schwäche versezt. Auch ist es eine verderbliche Gewohnheit, wenn man beim Lesen und Schreiben ein Auge fast ausschliessend vor dem andern braucht. Mir wurde erzählt, daß jemand blos dadurch seine Augen so schwächte, daß er in Gefahr war, sie einzubüssen.

Die Lorgnette, (die einfache) strengt das Auge noch mehr an, weil ein Auge vor dem andern gereizt wird, als die Brille, ausserdem ist die schnelle Abwechselung des Lichts, wenn man sie weglegt, nachtheilig.

Die grünen Gläser sind den Augen mehr schädlich, als heilsam, wegen ihrer unvollkommenen Darstellung der Gegenstände und der hierdurch erregten Begierde, die Gegenstände ohne bewafnetes Auge mit mehr Anstrengung zu sehen. Ein hohles Augenglas bedarf man nach Herrn Beers Bemerkung bei einer sehr merklichen Wölbung des Augenprofils, Verlust der Buchstabenform, Unsicherheit der Hand bei den Bemühungen, gros zu schreiben, besserem Gesicht in der Dämmerung, Bedürfniß, die zu erkennenden Gegenstände dem Auge zu nähern.

Bei der Wahl von Brillen sehe man nicht sowohl auf die Vergröserung, als auf ihre Zuträglichkeit für unser Gesicht, d. i., wenn wir dadurch in der nämlichen Entfernung, in welcher wir vormals gewöhnlich lasen, klar und ohne Anstrengung sehen. Man suche sich unter mehreren Gläsern dasjenige, was uns bei jedem Zustande des Auges das beste und hellste Licht giebt. Wer kurzsichtig ist, sucht sich noch ein zweites Glas aus, welches etwas mehr vergröser, als das andere, und wenn es auch nicht so deutlich darstellt, doch die Figuren nicht verändert. Anfänglich ist dieser Mangel an groser Deutlichkeit unangenehm, aber das Auge gewöhnt sich täglich mehr daran. Denn wenn wir uns nach einiger Zeit minder hohlgeschlifner Gläser bedienen, so kann nicht fehlen, daß wir binnen wenig Jaren, im Betref der einzelnen Gegenstände, unsre Kurzsichtigkeit allmählig verliehren. Wer diese Abstufung bei dem Gebrauche der Brillen genau beobachtet, kann seine Augen bis an sein Ende brauchbar erhalten. Nur müssen solche Veränderungen nicht plözlich geschehen, sonst wird die Hülfe der Kunst allzubald erschöpft, und der Brillenträger findet zulezt kein Glas mehr, welches ihm die nöthige Vergröserung

verschaft. Man muß sich immer seines eigenen Glases, an welches das Auge gewöhnt ist, bedienen; nichts ist schädlicher, als wenn man bald dieses bald jenes Glas zur Hand nimmt; vielmehr hängt die Erhaltung gesunder Augen sowohl von der Gleichartigkeit der Gläser ab, als von der Gleichmässigkeit des Lichts. Wer sich einer Lorgnette bedient, muß sie wenigstens für beide Augen, und nicht für das eine ausschliessend brauchen. Viele Personen nehmen ihre Brille blos beim Lichte, und nicht den Tag über. Auch dies ist nachtheilig wegen ungleicher Übung des Auges. Besser thut man, wenn man noch eine andere Brille, die etwas mehr vergrösert, vorräthig hat, und dieser sich blos Abends beim Lichte bedient. Auf diese Art bekommt die Nezhaut zu einer Zeit wie zur andern ein gleiches Licht, und das Auge wird länger erhalten.

Die Anstrengung der Augen ist um so nachtheiliger unmittelbar nach der Mahlzeit, wenn viel Zudrang des Blutes gegen den Kopf vorhanden ist. Am wohlthätigsten für das Auge ist die Dämmerung, wo man aber gar nicht lesen sollte, (auch dem entzündeten Auge thut das sanfte Licht der Dämmerung wohl,) und die Morgenstunden, bei noch nicht vollen hellem

Tageslichte, wie des Mittags, doch bei einem gemäsigten Lichte, wobei wir ohne Anstrengung lesen und schreiben können. Schädlich ist der Aufwand von Sehkraft bei allzuhellem, so wie bei zu schwachem Lichte. Ein zu starkes Licht schadet dem Auge durch seinen heftigen Reiz, z. B. wenn man ein sehr helles Zimmer bewohnt, wo das Licht von den weissen Wänden oder von rothen Guardinen, von glänzenden Meublen abprellt, wenn man im vollen Sonnenscheine, oder in einem stark erleuchteten Zimmer, besonders anhaltend liest. Ein dunkles Zimmer, ein Zimmer, welches uur zum Theil, und kaum bis zur Helligkeit erhellet wird, dient nicht für den, der sich mit Dingen beschäftiget, wobei die Augen viel gebraucht werden. Wer viel auf seinem Zimmer sizt, und sich mit kleinen Gegenständen beschäftiget, wähle sich, nach Herr Beers Rath, ein solches Zimmer, welches eine Aussicht iu die Weite hat, um das Auge von Zeit zu Zeit durch Abwechselung der Entfernung der Gegenstände zu erholen. Der runde, nun zum Glück zur bleibenden Mode gewordene Hut ist das beste Konservazionsmittel der Augen gegen das allzustarke Sonnenlicht. Die Augenlieder sind ein natürlicher Augenschirm, und unter schwarzen Augenliedern sieht man besser, als unter weissen, weil sie kein Licht

von der Aussenseite reflektiren, wodurch das Bild auf der Nezhaut schwächer und undeutlicher werden könnte. Ein Mensch, welcher ganz weisse Augenbraunen und Augenhaare hatte, sah weit besser in der Abendzeit. Nach D. Russel pflegen die türkischen Mädchen die innere Seite ihrer Augenlieder schwarz zu färben, nicht um der Zierde willen, sondern ihr Gesicht zu stärken. Nach dem Verluste der Augenbraunen, wie nach den Blattern, ist das Gesicht merklich schwächer.

Schädlich für die Augen ist die Mode der Frauenzimmer, das Gesicht mit einem Flore von mancherlei Farben zu verhüllen, besonders im hellen Sonnenlicht. Das Auge wird beim Sehen der Gegenstände zu sehr angestrengt, indem auf der einen Seite ein Hinderniß zu überwinden ist, auf der andern edle Wißbegierde die Sehkraft noch mehr spannt. Das Licht fällt überdies ungleichmäßig in das Auge. Blos der schirmende Hut kann den allzustarken Reiz des Lichtes auf das beflorte Auge etwas abwenden.

Wer Abends bei Licht arbeitet, muß das Licht so sezen, daß die Flamme ihm nicht gerade in die Augen leuchtet, noch gefährlicher aber ist das reflektirte Licht. Daher ein allzuweiſ-

ses Papier beim Schreiben oder Lesen die Augen mehr reizt, als ein dunkleres. Wessen Auge sehr empfindlich gegen das Licht ist, kann sich eines bläulichen oder blauen, jedoch nicht ganz dunklen Papiers zum Schreiben bedienen. Ein zu dunkles Papier, besonders wenn es nicht fest geleimt ist, strengt das Auge zum genauen Sehen an, und die Blendung des Lichts nimmt immer mehr zu. Wer bei empfindlichen Augen genau zu Werke gehen will, nimmt nach und nach immer etwas lichterer Papier.

Nachtheilig für die Augen ist auch ein zu schwaches Licht, wenn man darin die Augen anstrengt, um kleine Gegenstände zu erkennen, z. B. beim Lesen in der Dämmerung oder im Mondscheine. Dämmerung und Mondschein scheinen mehr für das einsame Nachdenken gemacht zu sein. Die ungleiche Vertheilung des Lichts, so daß das stärkste Licht nur von einer Seite ins Auge fällt, indem der übrige Raum des Zimmers schwach erleuchtet ist, oder wenn man aus dem Dunklen ins Helle sieht, oder anhaltend einen lichten Flek betrachtet, giebt dem Auge eine einseitige Richtung. Die Lichtstrahlen fallen um so konzentrirter ins Auge, reizen solches desto mehr. Man seze seinen Arbeitstisch so, daß er nicht dem Fenster ge-

genüber steht, damit nicht der volle Sonnenschein auf das Papier strahlt, sondern so, daß das Licht entweder von der Seite, oder rükwärts über den Kopfe einfällt. Lampen mit Schirmen verursachen einen hellen Flek auf einer einzelnen Stelle, indeß das übrige Zimmer verfinstert wird. Wenn man bei einer solchen Lampe arbeitet, hat man das hell erleuchtete weisse Blatt vor sich, von welchem die hellen Lichtstrahlen desto stärker ins Auge fallen. Die argantische Lampe schadet dem Auge wegen ihres konzentrirten und reflektirten, überhaupt ungleich vertheilten Lichtes. Nichts ist schädlicher für das Auge, als der gähling Wechsel der Finsterniß mit dem Lichte, wovon uns die Augen schmerzen, z. B. vom Sehen des Blizes in der Nacht, vom Eintreten in einen kerzenhellen Saal. Man muß das Auge nur nach und nach an einen höhern Grad des Lichts gewöhnen.

Das Schreiben bei Lichte in der Nacht greift, nach meiner Erfahrung, das Auge weniger an, als das Lesen, und ist daher eine bessere Abendbeschäftigung, indem man beim Lesen leicht ermüdet; um sich munter zu erhalten, kann man mit Lesen und Schreiben abwechseln.

Es hat sich in unsern Zeiten ein Streit zwischen den teutschen und lateinischen Lettern erhoben, welche von beiden den Augen mehr oder weniger zuträglich sind. Besonders wurden die leztern bei ihrer Aufnahme für die teutsche Sprache hart beschuldiget, daß sie den Augen der Leser mitspielten. Aber genau untersucht, ist die Verwöhnung der meisten Leser an die runden stumpfen teutschen Lettern Ursache, daß man sie lieber, als die gefälligere, durch Winkel und richtiges Ebenmaas sich auszeichnende lateinische Schrift liest; und wenn leztere dem Auge Mancher weniger behaglich scheint, so kommt das daher, daß sie weit mehr teutsche Schrift als lateinische zu lesen bekommen, leztere dem Auge weniger geläufig ist, und beim Lesen mehr Aufmerksamkeit, mehr Haltung des Auges erfordert, und daher besonders bei dem gewöhnlichen Geschwindlesen mehr Anstrengung des Gesichts nöthig macht. Indessen es ist hier blos Sache der Gewohnheit, und liegt keineswegs an den lateinischen Tipen, vielmehr sind solche, wegen ihrer simetrischen Figur, für daran gewöhnte Augen weit zuträglicher, weniger ermüdend, als die teutschen. Hat man wohl je gehört, daß die ehemaligen Römer, oder daß Engländer und Franzosen, wegen ihrer lateinischen Schrift-

züge, mehr an Augenentzündungen litten, als wir? Es wäre endlich einmal Zeit, die lateinischen Lettern für alle unsere teutschen Schriften, ausser denen, die fürs Volk bestimmt sind, aufzunehmen, und unsere gothische Schrift zu verlassen, die gewiß viel beiträgt, Ausländern das Lesen unserer Bücher zu verleiden. — Die rothe Tinte greift das reizbare Auge beträchtlich an; sie sollte daher in Rechnungsbüchern weit sparsamer gebraucht werden.

Nicht sowohl das viele Lesen, sondern vielmehr das jezt übliche Geschwindlesen verderbt die Augen; eben so auch das Lesen im Wagen. Die Anstrengung des Auges wird dadurch 10- und 20fach vermehrt. Das Lesen einer blassen kleinen Schrift, die häufige Beschäftigung mit glänzenden Gegenständen, zumal bei dem Abendlichte, ist für die Augen verderblich.

Alles, was die Anhäufung des Bluts in dem Kopfe vermehrt, schadet den Augen, z. B. enge Halsbinden, das Warmhalten des Kopfs, wenn man warme Müzen in geheizten Zimmern trägt, wenn man viel in gebükter Stellung arbeitet. Ich habe einen Mann gekannt, der sich gröstentheils den schwarzen

Staar dadurch zugezogen hatte, daß er in seiner Jugend häufig Lasten auf dem Rüken trug, wobei er den Kopf gebükt halten mußte. — Die Augen leiden natürlich um so mehr, wenn man bei vielem Zudrang des Bluts gegen den Kopf sie anstrengt, wenn man nach einer Erhizung liest.

Scharfe Dünste, Staub, Rauch erregen leicht Augenentzündungen, und schaden überhaupt durch ihren Reiz dem guten Gesicht. In einem Waisenhause hatten die Kinder, welche auf einem gepflasterten, staubigten, mit klarem Sande bestreuten Saale arbeiteten, sämtlich Augenentzündungen.

Es ist ein Vorurtheil, daß man allgemein durch Tabakrauchen und Tabakschnupfen die Augen zu stärken glaubt, vielmehr kann dieser Reiz den Augen schaden, welches von dem Übermase beider Gewohnheiten gilt, ohne welche Millionen Menschen vor dem siebzehnten Jarhunderte, ehe der Tabak in Europa eingeführt wurde, gesund und lange gelebt haben. Der Schnupftabak stumpft die Geruchsnerven mit endlichem Verluste des Geruchsinns ab.

Ich bitte, die Augen der neugebornen Kinder zu schonen. Es ist unrichtig, wenn man

glaubt, der neugeborne Mensch sei blind, und das Auge werde in den ersten Tagen nach der Geburt nicht vom Lichte affizirt. Die Kinder dürfen nicht in das volle Licht gehalten werden, das Kinderzimmer sollte nicht glänzende Meubeln oder rothe Vorhänge haben, die das Licht reflektiren; das Kinderbette darf nicht nahe beim Fenster stehen; Augenentzündung, Vereiterung und Schwäche der Augen sind Folgen einer solchen Vernachlässigung.

Ich will zwei Mittel angeben, wodurch man seine Augen am besten stärken kann, sie heissen:

Luft und Wasser.

Frische, reine Luft, gleichmässiges Tageslicht, Dämmerung stärkt das Auge, indem es ihm einen gemässigten Reiz giebt, wegen der gleichmäßigen Vertheilung des Lichts, und wegen des ungehinderten Sehens in die Ferne, daher das Licht in der freien Natur um so wohlthätiger für das Auge ist. Hierzu kommt noch die sanfte Abwechselung der Farben, das frische Grün, die allmähligen Abstufungen der Gegenstände unsers Gesichtskreises. Aber reine, helle Luft muß es sein, wenn unser Auge dabei gewinnen soll. Eine mit schädlichen Luft-

theilen und Dünsten erfüllte Atmosfäre, voll scharfer salziger Ausdünstungen, und in der Luft herumfliegender fremdartiger Partikel schwächen vielmehr das Auge. Je weiter der Gesichtskreis geht, der den Menschen umgiebt, desto stärker ist sein Auge; jemehr er veranlaßt wird, entfernte Gegenstände zu erkennen und aufzusuchen, desto schärfer wird sein Gesicht. Leute, die viel im Freien sich aufhalten, und täglich dergleichen Gesichtsübungen haben, Jäger, Feldmesser, Boten, besizen im Ganzen ein weit besseres Gesicht, als der in seine vier Wände eingeschlossene Handwerker oder Stubengelehrte. Auch die Erhaltung der Augen ist einer von den grosen Vortheilen, die uns der fleissige Aufenthalt in der freien Natur gewährt. Das Lesen im Freien, nur nicht im vollen Sonnenlichte, ist für die Augen zehnmal gesünder, als in der Stube. Ich habe schon von dem wohlthätigen Augengebrauche in den Morgenstunden geredet, und erinnere mich hierbei, daß man zur Stärkung schwacher Augen empfohlen hat: Man solle fleissig beim Aufgange der Sonne den Blik auf einer grünen Wiese ruhen lassen, doch so, daß man die Sonne hinter sich habe. Gleich nach der Mahlzeit soll man nicht lesen; aber wohlthun wird es dem Auge, wenn man sich nach dem Essen

im Freien aufhält, und sein Gesicht durch den Anblik des frischen Grün stärkt.

Frisches, reines Wasser stärkt und erquikt die Augen. Für vollblütige Menschen, bei denen viel Zudrang der Säfte gegen den Kopf vorhanden ist, dient zur Erhaltung der Augen, ausserdem, daß es ein Verhütungsmittel des Schlagflusses sein kann, das tägliche Waschen des Kopfes und Gesichts mit kaltem Wasser. Aber wohl zu merken, man muß sich nach und nach daran gewöhnen, und zuvor den Arzt darum fragen, weil für gewisse Körperkonstitutionen dieses sonst heilsame Mittel nicht tauglich sein dürfte.

Die Übung stärkt, so wie überhaupt jedes Organ, welches in Thätigkeit gesezt wird, das Auge. Man kann durch einen gemässigten Gebrauch des Auges, selbst durch Lesen und Schreiben, sein Gesicht verbessern, wenn nur keine Anstrengung dabei ist; aber noch mehr stärkt das Auge die Übung in der freien Luft. Man kann es darinn ausserordentlich weit bringen, um nach und nach Gegenstände in sehr beträchtlichen Entfernungen zu erkennen. Die Wilden in Nordamerika haben sich durch dergleichen Übungen auf der Jagd wahre Luchsaugen verschaft. Nicht nur das Fern-

sehen, sondern auch das Scharfsehen ist die Frucht der Übung; und es ist wahrlich ein Gebrechen des kultivirten Menschen, daß er seine Sinne so sehr vernachläßigt. — Man nehme zu seiner Gesichtsübung immer weiter entfernte Gegenstände, an welchen man sein Auge täglich übt. Anfänglich werden die Fortschritte sehr gering, oder fast gar nicht merkbar sein, aber nach und nach wird man zu seinem Erstaunen finden, wie weit man es darinnen durch Beharrlichkeit gebracht hat. Eben so sollte man sein Auge in der Abwechselung der Gegenstände üben, nach ihrer Gröse oder Entfernung. Welche Mühe und Sorgfalt verwendet der Erzieher zur Ausbildung anderer, oft weit weniger für das menschliche Leben nüzlicher Fähigkeiten; warum läßt man die Sinne unkultivirt? — Selbst mit Lesen groser und kleiner Schrift lassen sich solche Übungen anstellen; nur muß in jedem Falle die Anstrengung und Überreizung des Auges vermieden werden.

Die Abwechselung der Gegenstände nach ihrer Form und Entfernung ist selbst schwachen Augen heilsam; die Abwechselung des Lesens und Schreibens, des Lesens der stärkern und kleinern Schrift. Selbst beim Kar-

tenspiel muß man die Entfernung der Karten vom Auge verändern. — Bei anhaltenden Geschäften, vielem Schreiben, sollte man mit der Körperstellung wechseln, sowohl mit Sizen als Stehen, als mit der Entfernung des Papiers von den Augen. Herr Beer schlägt zu diesem Zweke ein eignes Pult vor. Gegen das Alter pflegt das Sehen in die Ferne zuzunehmen, hingegen das Sehen in die Nähe sich zu verlieren. Man kann diesem Gesichtsfehler einigermasen durch Beschäftigung mit kleinen abwechselnden Gegenständen, durch Vermeidung des vielen Sehens in die Ferne und des häufigen Gebrauchs derFerngläser; und wenn dieses Übel in einem hohen Grade ist, durch den Gebrauch eines konvexen Glases abhelfen.

In Krankheiten erfordern die Augen ganz besondere Schonung, um so mehr in den hizigen Ausschlagskrankheiten, indem solche, je mehr sie mit katharralischen Zufällen verbunden sind, die Augen angreifen, wie besonders bei den Masern der Fall ist. Die Verwahrung der Augen gegen das helle Licht, ein grüner Augenschirm sind dann nothwendig. In der Genesungsperiode von wichtigen allge-

meinen Krankheiten bleibt insgemein Schwäche der Augen zurük, daher um so mehr Schonung derselben in Rüksicht des Weinens und Lesens zu rathen ist.

Was ich noch, im Betref der Behandlung kranker Augen, und des Misbrauchs der Augenarzeneien, zu sagen hätte, spare ich für eine besondere Abhandlung auf, und wünsche, daß das bisher Gesagte den Augen meiner Leser recht heilsam sein möge.

Görliz, im November 1802.

D. C. A. Struve.

III.

Chronik lausizischer Angelegenheiten.

I. Lebensumstände des am 10. Dezember 1802 verstorbenen Herrn Bürgermeisters König zu Görliz.

Herr Karl Gottlob König war geboren zu Friedersdorf bei der Landskrone, (einem unter das Hospital zur lieben Frauen in Görliz gehörigem Dorfe,) am 16. Juli 1730. Die Ältern des Verewigten waren weil. Herr Gottfried König, Pfarrer in dem nämlichen Orte, (und zwar seit dem Sonntage Exaudi 1728, zuvor war er vom 1. Adventsonntage 1726 an Pfarrer zu Trotschendorf gewesen,) *)

*) geb. den 26. Jenner 1690 zu Marklisse, gestorben am 3. Jenner 1741, alt 50 Jar 49 Wochen.

und Frau Christiane Rosine geb. Schönborn, aus dem Pfarrhause zu Grune.*) Seine Grosältern, väterlicher Seits, hießen: Johann König, Bürger und Züchner in Markliſſe, und Maria geb. Kunzin, mütterlicher Seite: Herr Fabian Gottlob Schönborn, gewesener Pfarrer in Gruna, und Frau Anna Martha Gerberin, aus dem Pfarrhause zu Linde gebürtig.

So lange der Vater des Verstorbenen lebte, wurde er im väterlichen Hause von eigenen Privatlehrern unterrichtet. Nach des Vaters Tode kam er in seinem eilften Jare nach Görliz auf das dasige Gimnasium, und benuzte daselbst den Unterricht eines Rektors Baumeisters, Prorekt. Mylius, Konrekt. Müllers und Eichlers, Subrekt. Brüglebs, und der Schulkollegen Schulze und Rothe. Im Jare 1749 bezog er die Universität Leipzig, genoß den Un-

*) geb. am 4. März 1704, gestorben in Görliz den 30. August 1780, in dem Alter von 77 Jaren, 5 Monaten und 26 Tagen.

terricht des Profess. Winklers in der Filosofie, die juristischen Kollegia hörte er bey D. Joachim, Prof. Hommel, Vater und Sohne, Prof. Gütschmid, D. Siegel und D. Zoller. — 1752 kam er von der Universität nach Görliz zurük, ward daselbst 1753 in die Zahl der Amtsadvokaten aufgenommen, erhielt bald mehrere Gerichtshaltereien, und praktizirte 10 Jare lang als Advokat bis 1763, in welchem Jare er als Senator ins Rathskollegium gezogen ward, und zugleich die dritte Stelle bei der Deputazion zu Waisenangelegenheiten erhielt. Ao. 1765 ward er zweiter Deputirter zu milden Gestiften und dahin gehörigen Dorfschaften. 1769 ward er vorsizender Deputirter zu Waisenangelegenheiten, ingleichen Koinspektor bei der Generalakziseinnahme, (welche Koinspekzion er 1782 aufgab.) Im Jare 1772 wurde er Skabinus, und 1777 vorsizender Deputirter bei den milden Stiftungen.

Nachdem 1782 vom Landesfürsten die Sezung zweier, järlich in der Amtsführung wechselnder, Stadtrichter verwilligt worden war,

wurde der Verewigte im nämlichen Jare zum Amtführenden Stadtrichter erwählt, (welches Amt er einmal drei Jare hinter einander (1786, 87, 88) verwaltete. Bei der Ao. 1789 getroffenen Einrichtung, daß der jedesmal feiernde Stadtrichter den Vorsiz bei der Deputazion zu milden Gestiften haben solle, übernahm er im bemeldeten Jare das 1782 niedergelegte Direktorium bei gedachter Deputazion wieder auf ein Jar; von welcher Zeit an damit und mit dem Prätorate järlich gewechselt wurde. Dahingegen gab er im nämlichen 1789sten Jare den Vorsiz bei der Waisendeputazion auf. Ao. 1797 wurde er zum Bürgermeister gewählt, welches Amt er bis an seinen Tod verwaltete. Im Jare 1780 kaufte er das Guth Berna; weil ihm aber dessen Besiz bei der Verwaltung seiner Ämter mancherlei Hindernisse verursachte, verkaufte er es wieder im Jare 1786.

Er war fünf mal verheurathet, und zwar zum ersten male wurde er im Jare 1754 am 22. April mit Demis. Johannen Sofien Igel, ehelich verbunden, der mittelsten Tochter Hrn.

Johann Theodor Igels, ehemaligen hiesigen Bürgers, auch Gold - und Silberarbeiters. Sie gebahr ihm 2 Söhne: Johann Karl 1755, und Johann Friedrich 1756, davon der ältere sich hier in Görliz als Rathswagemeister befindet, der andere aber 1757 starb. Diese seine Ehegattin ward ihm am 12. April 1768 durch den Tod entrissen.

Im Jare 1769 den 4. April schritt er zur zweiten Ehe mit Dems. Rosinen Julianen Kölbing, weil. Hr. Karl Benjamin Kölbings, auf Lissa, jüngsten Tochter zweiter Ehe. Sie starb am 1. Dezemb. 1772 ohne Leibeserben.

Die dritte Ehe schloß er am 5. Juli 1773, nach erhaltener Landesherrlicher Dispensazion, mit der jüngsten Schwester seiner ersten Gattin, Dems. Johannen Julianen Igel, welche ihm 2 Töchter und 1 Sohn geboren, die aber in ihrer zarten Kindheit starben. Sie selbst verlohr er im lezten Wochenbette, nach der Geburt von Zwillingen, am 16ten August 1777.

Zum viertenmale verheurathete sich der verewigte Hr. Bürgermeister am 28. April 1778

mit Frau Ernestinen Friederiken verw. Schri-ckelin, geb. Grohmann, vormals verwittw. gewesenen Frenzelin, der ältesten Tochter Hr. D. Johann Theodor Grohmanns, ehemaligen ausübenden Arztes in Budissin. Mit dieser zeugte er eine Tochter: Karoline Friederike, geboren am 14. Merz 1779, und seit dem 22ten April 1800 mit dem Hr. Oberamtsadvokat Woch verehelicht. Diese seine vierte Gattin starb den 25. Juli 1784.

Hierauf trat er zum fünften male in die Ehe, am 8. Febr. 1785 mit Demf. Friederiken Wilhelminen Götzloff, Hr. Johann Friedrich Götzloffs, E. E. Raths in Görliz Kämmereikassirers, jüngsten Tochter, seiner hinterlassenen höchstbetrübten Frau Wittwe. In dieser Ehe zeugte er folgende Kinder: 1.) August Willhelm, geboren am 13. Jenner 1787. 2.) Ernst Willhelm, am 8. Mai 1788 geboren, starb aber wieder am 11. Jenner 1792. 3.) Florentine Friederike, am 20. Dezemb. 1789 geboren; 4.) Friedrich Willhelm, am 30. Jenner 1792 geboren; 5.) Moriz Willhelm, geb.

den 22. Juli 1794. und 6.) Julie Friederike, geb. den 21. Mai 1796.

Er litt viele Jare vor seinem Tode an gichtischen Zufällen; da diese endlich, wegen der durch Altersschwäche verminderten Reakzion der Körperkräfte, sich auf innere edlere Theile, besonders die Lunge warfen, so entstanden daraus für ihn sehr empfindliche krampfhafte Leiden, bis endlich am 10. Dezember 1802, abends ¾ auf 10 Uhr, ein Stik- und Schlagfluß sein thätiges Leben endigte. Er starb, viel zu früh für seine trauernde Familie, in dem Alter von 72 Jaren, 4 Monaten und 24 Tagen.

II. Landtagsnachrichten.

1. Budissiner Landtag Elisabeth 1802.

Die Herren Landstände beider Kreise haben auf Ansuchen der Kollatoren und Anzeige über den Zustand des Kirchenvermögens, folgende in beiden Landkreisen einzusammelnde Kirchenkollekten bewilligt:

1.) Zu nöthiger Herstellung des Kirchthurmes und der Bedachung der Kirche zu Wingendorf.

2.) Zu Wiederherstellung der eingestürzten Kirchhofmauer zu Kottmarsdorf.

3.) Zum völligen Ausbau der von Grund aus neuerbauten Kirche zu Großradisch,

und zu deren Einsammlung:

für Wingendorf den 4ten Sonntag nach Epifanias, als den 30. Jenner 1803.

für Kottmarsdorf den Sonntag Lätare, als den 20ten März 1803.

für Grosradisch den Sonntag Kantate, als den 8ten Mai 1803, — anberaumet.

Dieselben beschlossen zu Bestreitung sämmtlicher im letztern Jare aufgelaufenen Brandentschädigungsgelder und Unkosten:

Einen Groschen und drei Pfennige

auf jede Wurzel ausschreiben und einbringen, auch eine Nachricht über den gegenwärtigen Zustand des Instituts in der sonst gewöhnlichen Maaße bekannt machen zu lassen.

Die Herren Landstände Budissiner Kreises werden zu Bestreitung des Landes- und Krimi-

nalkassenbedürfnisses des Budissiner Kreises für das 1803te Jar wiederum

Funfzehn Rauchsteuern,
Acht Mundgutsteuern,

ingleichen die gewöhnliche Personen- und Gewerbsteuer ausschreiben und einbringen lassen.

Dieselben haben dem Herrn Hauptmann von Wiedebach, auf Weigersdorf, für dessen ältesten Sohn, Ludwig Herrmann Gottlob, das durch Abgang des Landesstipendiaten von Karlowiz erledigte Landesstipendium von 75 Thlr. verwilligt, und das an die Gersdorfische Familie gelangende von Kalkreuthische Stipendium von järlich 200 Thlr. dem Kurfürstl. Sächs. Premierlieutenant und Adjutant vom Regimente Albrecht leichter Pferde, Herrn Karl Friedrich Willhelm von Gersdorf, auf drei von Weihnachten 1802 anfangende Jare, ertheilt.

Ferner ist von den Herren Landständen des Budissinischen Kreises Herr Ernst Karl Gottlob von Rex, auf Zerna, an die Stelle des abgegangenen Herrn Hauptmanns von Nostiz, auf Weigsdorf, zum Deputirten beim Waisenamte dieses Kreises, durch Stimmenmehrheit erwählet worden.

2. Görlizer Landtag Trium Regum 1803.

Auf demselben wurde der Herr Lieutenant von Röder, auf Teicha, nach Produktion seines richtig befundenen Stammbaumes, mit den gewöhnlichen Feierlichkeiten in die Mitte der Herren Landstände Görlizer Kreises aufgenommen, ingleichen wurde auch Herr Karl Otto Gustav von Schindel der jüngere, auf Kundorf, ohne die gewöhnlichen Feierlichkeiten admittirt.

Die Herren Landstände Görlizer Kreises beschlossen, fürs Jar 1803, zu Bestreitung der Landesausgaben,

Dreizehn und eine halbe Rauchsteuer und

Zehn Mundgutsteuern

nebst gewöhnlicher Personen- und Gewerbsteuer, so wie zur Dekung der Kriminalkasse eine ganze Rauchsteuer, nebst den Beiträgen von den Rauchsteuerfreien Besizungen, nach dem Verhältnisse der im verwichenen Jare ausgeschriebenen ganzen Rauchsteuer, einbringen zu lassen.

Die Herren Landstände verwilligten dem auf der Universität Wittenberg studirenden Hrn.

Heinrich August von Kyaw, jüngstem Sohne des Hen. Amtshauptmannes, ein Landesstipenpium von 150 Thalern anf ein Jar.

Der fernere Genuß der von Ziegler ischen Stiftsstipendien wurde dem jungen Hrn. von Gersdorf, aus dem Hause Kieslingswalde, dem jungen Baron von Rechenberg, aus dem Hause Oberhalbendorf, Hrn. von Fehrentheil, aus dem Hause Bellmannsdorf, und Hrn. von Gersdorf, aus dem Hause Altseidenberg, zugetheilt.

Sie bewilligten ferner dem in Leipzig studirenden Herrn von Üchtriz, ans dem Hause Wiesa, das erste Johann Rudolph von Gersdorfische Universitätsstipendium von Johannis 1802 an, so wie der Genuß des zweiten Johann Rudolph von Gersdorfischen Universitätsstipendiums, (welches der in Leiprig studirende Herr von Gersdorf, aus dem Hause Gröbiz, bis Johanni 1803 genüst,) in Ermangelung eines adelichen Subjekts, dem Sohne des ehemaligen hiesigen Amtskanzellists Pietschmann, Karl Friedrich Willhelm, durch Stimmenmehrheit ertheilt wurde.

Denen auf dem Görlizer Gimnasio sich befindenden, August Wilhelm von König, aus

dem Hause Niedersohland, und Christian Fridrich Weiner aus Görliz, wurde der fernere Genuß der Johann Rudolph von Gersdorfischen Schulstipendien bewilliget.

III. Nachricht von einer Rumfordischen Suppenanstalt zu Marklissa.

Bekanntlich wurde das Gefühl drükender Noth, welche die strenge Kälte des verflossenen Januars veranlaßte, noch dadurch erhöht und empfindlicher gemacht, daß, ohne grade Mangel an Getraide zu haben, doch Mehl, und folglich auch Brod, ganz auszugehen drohte. Alles, eine gewisse allgemeine Sorglosigkeit, selbst die Unterlassung von, ausserdem ganz gewöhnlichen, und in jedem Herbste sonst immer richtig beobachteten Vorsichtigkeitsmaasregeln sowohl von Seiten der Hauswirthe als der Müller, und dieß nicht nur in einzelnen Fällen, sondern weit und breit umher, schien, vielleicht durch die Verleitung des schönen Herbstes, sich gleichsam vereiniget zu haben, um die allgemeine Noth auf eine Höhe zu bringen, die fürchterliche Folgen drohete, und in ihren Wirkungen sich schon auf diejenigen Klassen

von Bewohnern zu erstreken anfing, welche die jammernde Frage: woher nehmen wir Brod? kaum aus Erzählungen kennen. Wie vielmehr muste der zu Mitleid hingerissen werden, muste dem das Herz bluten, der, mit der Noth des Armen vertraut, das Elend täglich wachsen sah, dem die Jammertöne von Schaaren Nothleidender überall fürchterlich wiederhallten.

Warum sollte ich's nicht gestehen, daß auch mich die allgemeine Noth bis in mein Innerstes durchdrang, das Flehn uud Seufzen des Armen und Hülflosen tief rührte. Lebhaft wurde dadurch in mir der Gedanke rege, an Errichtung einer, wenn auch nur temporellen, Anstalt zur Ernährung einer bedeutenden Anzahl von Armen durch die bekannte Rumfordische Suppe, deren Werth mir schon in kleinen Versuchen für 10 — 12 Personen bekannt war, einer Anstalt, die grade bei einem solchen Zusammentreffen ungünstiger Umstände, durch die zugleich beabsichtigte Erhaltung der Gesundheit des Armen, — ein entschiedner Vorzug gedachter Suppe — doppelten Werth haben mußte. Daß die mancherlei Schwürigkeiten, die sich mir bald, da die Sache res nova nec audita war, entgegenstellten, geschwind und glüklich gehoben wurden, verdan-

ke ich vorzüglich der gefühlvollen Mitwirkung des hiesigen Herrn D. Heinrichs, eines Mannes, der als Arzt, und, was wohl noch bedeutender ist, als Mensch die Achtung des vernünftigern Theiles seines Publikums in gleichem Grade geniest, als er sie verdient, dessen humane Thätigkeit unserm kleinen Orte eben so zur Ehre, als zur Wohlthat gereicht, und von der Pluralität — oder der bessern Menschheit — dankbar erkannt wird. Gebühret mir nun die Anregung der Idee, was allerdings von keinem Belange ist, so gebühret diesem wakern Manne und einer in der That nicht grosen Anzahl Guter, die glükliche Ausführung einer Anstalt, durch welche während den zum Theil sehr traurigen 5 Wochen, vom 24. Januar bis 26. Februar, täglich gegen, auch über, 70 Arme mit Rumfordischer Suppe genährt worden sind, wobei zugleich eine diese Zahl fassende Stube, zur Erwärmung und zum Genusse der Speise für die Armen, täglich geheizt wurde. Es ist leicht zu bemerken, daß dazu ein nicht unbedeutender Aufwand erfordert wurde, den freilich Lokalursachen, die erforderliche schnelle Ausführung, der Mangel an einer holzsparenden Kochgelegenheit, die dadurch verursachte, sonst unnöthige Anstellung mehrerer Gehülfen, um ein Beträchtliches er-

höhten, und bis zu der Summe von 110 rthl. 16 gl. brachten. Sollte es wirklich die Bescheidenheit verlezen, bei dieser schönen Gelegenheit meiner lieber Vaterstadt ein öffentliches Denkmal der Achtung und Dankbarkeit hier niederzuschreiben? Nein, ich kann mich nicht enthalten, hier es laut zu bekennen, daß ein edler Geist von Humanität bei mehrern Gelegenheiten, so wie bei dieser, Marglissens Bewohner beseelt hat, und noch beseelt; und wenn gleich diese Suppenanstalt nur das Werk einiger wenigen Edlen war, wenn gleich Mancher, dem doch die Vorsehung auch ein Herz, vielleicht gar Glüksgüter, oder doch ein gutes und ehrenvolles Auskommen verlieh, der Anstalt seinen Beifall — blos von der Ferne zuwinkte; so verdient, scheint mir es, doch immer eine ehrenvolle Erwähnung, daß ein kleiner Ort, wie Marglissa, dem obendrein noch der glükliche Mittelstand, — es versteht sich, daß ich den Maasstab nach der Gröse des Örtchens annehme, — fast ganz abgeht, im Stande war, durch eine kleine Anzahl seiner Bewohner 140 Arme und drüber, inklusive gegen 50 von den Dörfern Schadewalde und Oberörtmannsdorf, einen Tag um den andern abwechselnd, 5 Wochen lang, mit obgedachtem Kostenaufwande zu erquiken.

Vielleicht dürfte es manchem Verehrer des menschenfreundlichen Rumfords nicht unangenehm sein, hier einige Resultate aus unsern Erfahrungen zu lesen, um so mehr, da es wohl immer noch an allgemein richtigen Resultaten über diesen Gegenstand zu mangeln scheint, da auf der einen Seite Verläumdungen sogar nicht aussenbleiben, wenn man sich auf der andern zwekwidrige und der guten Sache schadende Übertreibungen erlaubt.

Wenn ich annehme, daß während 34 Tagen täglich im Durchschnitt gewiß 70 Menschen (obschon die Anstalt anfänglich nur auf 60 berechnet war) gespeist wurden, so ergiebt sich, daß mit Einschluß der täglichen Heizung der Stube, öhngefähr 13 Pfennige täglich auf die Person kommt. Das ist allerdings, nach den bekannten Rechnungen, viel. Allein, wenn ich die Kosten der Heizung der Stube sowohl, als die, welche aus Lokalursachen entstanden, abrechne, so kann ich bestimmt annehmen, wie dies weiter unten erwiesen werden wird, daß ohngefähr 9 Pfennige täglich auf die Person zu rechnen ist. Dafür erhielt täglich jede Person reichlich 2 Pfund Suppe am Gewicht, eine Porzion, die, wie ich aus zuverlässigen Erkundigungen weis, ein starker Mann kaum im

Stande war, auf einmal zu verzehren, für nicht starke Esser, besonders bejarte Personen, auf einen ganzen Tag vollkommen auslangte.

Aber selbst jenen hohen Saz von 13 Pfennigen angenommen, sollte wohl bei der besonders zu dieser Zeit, in hiesiger Gegend wenigstens, sehr drükend gewesenen Theurung aller Lebensmittel, irgend etwas im Stande gewesen sein, den Armen für diesen Preis zu sättigen? —

Der Bedarf auf diese ganze Zeit war an Viktualien:

3 Schfl. 6 Mez. Erbsen,
3 — 4 — Gerste,
8 — 12 — Kartoffeln,
— — 6 — Möhren,
— — 4 — Zwiebeln,
— — 6 — Salz,
1 — 1½ — Graupen,
34 Pfund Spek,
für 7 Thlr. 7 gl. Essig und Pfeffer,
8 — 8 — Brod,
2 — 9 — Kohlrüben.

Es kommt also auf jeden Tag ohngefähr:

6 Mäßchen Gerste, am Gewicht zwischen 14 und 15 Pfund,

6 Mäßchen Erbsen desgl.
4 Mezen Kartoffeln, ohngefähr 40 Pfund,
½ Meze Graupe,
beinahe 1 Mäßchen Salz,
für 6 gl. Brod,
1 Pfund Spek,
1½ Dresdner Kanne Essig,
Möhren beinahe 1 Mäßchen,
Zwiebeln ½ Mäßchen,
Kohlrüben täglich ziemlich für 20 Pfennige,
(leztere drei Stüke wurden nach jedesmaligem Gutachten bestimmt,)
zu welchen allen 84 Dresdner Kannen Wasser gerechnet wurden; folglich ohne Holz und Arbeitslohn, würde der Betrag auf jede Person täglich, wie oben gedacht, ohngefähr 9 Pfennige sein.

Ich muß dabei der Wahrheit gemäß gestehen, daß im Anfange die Gerste, aus Mangel an Mahlwerk, nicht geschroten werden konnte, sondern blos durch anhaltendes Kochen erweicht werden mußte. Durch die übrig bleibenden, und doch nicht genug herauszubringenden Hülsen wurde denn freilich dem Wohlge-

schmake der Suppe ein Merkliches benommen. Um diesem Übel abzuhelfen, mußte man sich zu sehr theuerm Ankaufe klarer Graupe entschlüssen, die nur mit groser Mühe, und nur durch Bekanntschaften zu erhalten war. So bald aber nur die Gerste wieder geschroten werden konnte, fielen alle Unannehmlichkeiten weg, und ein kleiner Zusaz von klarer Graupe beförderte nun den Wohlgeschmak.

D. Stölzer.

IV. Wohlfeile Galvanische Batterien.

Ein Künstler erbiethet sich, nach meiner Angabe verfertigte Galvanische oder Voltaische Batterien, die sich durch Wirksamkeit und eine sehr zwekmässige Einrichtung auszeichnen, unter gewissen Bedingungen um einen weit wohlfeilern als bisherigen Preiß, zu überlassen; nämlich: Eine Batterie von 60 Zink- und Kupferplatten, mit dem nöthigen Apparate, 7 thl. die sonst wenigstens 10 thl. kostete; — von 100 Platten, die sonst 15 thl. kostete, für 10 thl. — von 130 Platten zu 12 thl. — Jedoch muß er bei diesem Unternehmen billigerweise durch die Menge des Absatzes und durch

Vorausbezahlung gesichert sein, und das kann nur in dem Falle statt finden, wenn binnen hier und den drei folgenden Monaten sich 50 Theilnehmer finden. Ich habe auf Bitten die Besorgung übernommen. Das Geld wird, nebst 6 gl. für Emballage, in frankirten Briefen unmittelbar an mich gesendet, und in eben der Ordnung, als wie die Bestellungen eingehen, sollen auch die Maschinen, nebst einer Beschreibung ihres Gebrauchs, abgeliefert werden. Im Fall aber die bestimmte Zahl der Theilnehmer sich nicht finden sollte, werden die Pränumerationsgelder zurükgezahlt. Sollte eine noch grösere Anzahl Theilnehmer sich finden, so wird sogar die Anzahl der Platten zu jeder Maschine um ein Beträchtliches vermehrt werden.

Görliz, den 6ten März 1803.

D. Christian August Struve,
ausübender Arzt.

V. Todesfälle.

Budissin. — Den 19. Oktober 1802 starb Frau Johanne Karoline Clauswiz geborne Gläser, nachgelassene Frau Wittwe des am 8. Mai 1795 gestorbenen Herrn Benedikt Clemens Clauswiz, wohlverd nten

hiesigen Bürgermeisters, an der Brustwassersucht, in einem Alter von 48 Jahren, 2 Monaten, 3 Wochen und 5 Tagen.

Ebendaselbst. — Den 20. November früh halb 1 Uhr starb Herr Johann Christian Albrecht Prinz, Oberamtsadvokat und Juris Praktikus allhier. Er war am 3. August 1751 geboren, und der zweite Sohn weil. Herrn August Friedrich Prinzes, Oberamtsadvokatens, wie auch Besizer von Kleinhänichen und Neuradiz, und weil. Fraun Joh. Sophien, einer Tochter des ehemaligen hiesigen Hrn. Oberkämmerers Henrici. Er studirte auf dem vaterstädtischen Gimnasio, in Görliz, und dann auf der Universität Wittenberg, wo er die Jurisprudenz wählte. Im Jahre 1774 kehrte er in seine Vaterstgdt zurük, ward bald rezipiret, und übte seit jener Zeit hier die juristische Praxis aus. Vor 4 Jahren überfiel ihn ein Blutsturz; seitdem kränkelte er beständig; endlich beschloß eine völlige Auszehrung sein Leben, in einem Alter von 51 Jaren, 3 Monaten und 17 Tagen.

Ebendaselbst. — Den 14. Januar 1803 verschied allhier Frau Christiane Karoline geb. von Ziegler und Klipphausen, Gemahlin des Herrn Karl Friedrich Samuel

von Gersdorf, Stabskapitains beim Freiherrl. von Riesemeuschelschen Infanterieregimente, alt 43 Jare und 2 Monate.

— Den 3. Februar starb hier, nach 14-tägigem Krankenlager, am Schlage, Herr Johann Friedrich Besser, beider Rechte Kandidat. Er war zu Lippitsch am 29. August 1737 geboren, studirte auf dem hiesigen Gimnasium, und dann zu Wittenberg und Leipzig die Jurisprudenz, kam 1763 beim Tode seiner Ältern heim, um das väterliche Erbe in Besiz zu nehmen, gieng aber im folgenden Jare wieder nach Wittenberg, wo er sich pro praxi et notariatu examiniren ließ, und alsdann hier bis an seinen Tod in stiller Eingezogenheit lebte.

Görliz. — Den 27. Januar 1803 starb der zeitherige hiesige Amtskanzellist, Herr Karl Ephraim Pietschmann, in einem Alter von 59 Jaren, 11 Monaten und 15 Tagen, nachdem er vor Kurzem in Ruhestand versezt worden war. Sein Nachfolger ist der bisherige Amtsregistrator Heidrich.

— Den 18. Januar starb Frau Johanna Christiana von der Heyde, geb. Gehler, nachgelassene Wittwe weil. Hrn.

Kaspar Gottlob von der Heyde, Kurf. Sächs. Hauptmanns von der Armee. Sie wurde am 7. Januar 1728 zu Görliz geboren. Ihre Ältern waren: Hr. Johann Bartholomäus Gehler, Erbherr auf Sohrneundorf und Florsdorf, und Fr. Christiane Florentine geb. Hänisch, eine Tochter weil. Christian Hänisch, Skabinus, wie auch Kauf- und Handelsherrn in Görliz. Ihr Grosvater war Herr Johann Wilhelm Gehler, auf Sohrneundorf, auch Bürgermeister in Görliz, und ihr Grosgrosvater Hr. Bartholomäus Gehler, auf Moys und Ludwigsdorf, Bürgermeister in Görliz, welcher 1652 den 16. Okt. vom Kaiser Ferdinand III. zu Prag das noch jezt gebräuchliche Gehlerische Wappen erhielt. Ihr Vater starb 1756 am 2. Juni, und am 13. Juli desselben Jares auch ihre Mutter.

Im Jare 1748, den 21. Januar, verehelichte sie sich mit obgedachtem Herrn Hauptmann von der Heyde, aus dem Hause Tzschaksdorf in der Niederlausiz, welcher ihr am 2. Januar 1776 durch einen plözlichen Stik- und Schlagfluß, in einem Alter von 61 Jaren und 6 Monaten weniger 3 Tagen, entrissen wurde. Aus ihrer Ehe entsprossen vier Kinder, nämlich: 1.) Fräulein Christiane Sofie von der

Heyde, welche hier in Görliz lebt, und ihre selige Frau Mutter bis an ihren Tod mit kindlicher Liebe pflegte. — 2.) Hr. Johann Heinrich von der Heyde, Kurf. Sächs. Hauptmann bei dem damaligen von Wiedemannischen Infant. Regimente. Er starb 1795 den 20. Februar zu Nayla, einem Dorf bei Hof im Voigtlande, nach einem unglüklichen Sturze mit dem Pferde, als er mit dem Sächs. Reichs-Kontingente auf dem Marsche nach dem Rheine begriffen war, in einem Alter von 44 Jahren, 10 Monaten und 18 Tagen. — 3.) Hr. Kaspar Gottlob von der Heyde, starb als Fahnjunker unter dem Kurf. Sächs. von Thielischen Infant. Regimente, 1771 den 10. Mai, in einem Alter von 18 Jaren, 10 Monaten und 27 Tagen, in Görliz. — 4.) Hr. Friedrich August von der Heyde, befindet sich gegenwärtig als Königl. Preus. Grenadierkapitain in der Garnison zu Quedlinburg. — Die Selige beschloß ihr Leben am oben genannten Tage, in einem Alter von 75 Jaren und 11 Tagen.

Klitschdorf. — 31. Dezemb. 1802. Johanne Louise Agnes, jüngste Fräul. Tochter des Herrn Grafen von Solms-Baruth, 2ten Antheils, auf Wehrau u. s. w. 19 Wochen alt.

Kleinwelke. — 7. Januar 1803: Frau Friederike Auguste geb. von Ziegler und Klipphausen, Gemalin des Hrn. Heinrich Stefan von Forestier, nachdem sie mit einem todten Kinde entbunden worden.

Lauban. — Am 16. September 1802 starb Herr Johann Christof Heyn, Bürgermeister, Oberkirchenvorsteher und Scholarch. Er war den 22. Januar 1732 zu Kerzdorf geboren. Sein Vater, gleiches Namens, war daselbst Stellmacher, seine Mutter, Anna Rosina, eine geb. Hartmann. Auf der Schule zu Lauban genoß er den Unterricht eines Morus, M. Trautmann, M. Taubner und M. Seidel, gieng zu Ostern 1753 auf die Universität Leipzig, ward 1757 als Advokat rezipirt, praktizirte in Lauban, und hatte verschiedene Gerichtsbestallungen. 1760 ward er Gerichtsaktuar. Im Oktober 1766 Stadtschreiber, und im März 1769 wurde er in das Magistratskollegium gezogen, und sogleich zum 4ten Skabin ernannt, weil ihm bereits an der

Rathskür 1767 dieser Plaz vorbehalten worden war. *) Er behielt als Skabinus das Stadtschreiberamt und Aktuariat bei, bis er 1779 Bürgermeister wurde. Er verheirathete sich im Jare 1764 mit weil. Frau Annen Magdalenen verwittw. Rothe geborne Rosenhayn, des hiesigen Handelsmannes, Gottfried Rothes, nachgelassene Witwe, und Tochter Hr. Christian Gottlieb Rosenhayns, Glökners zu Hirschberg, welche am 15. Mai 1792, in einem Alter von 66 Jaren 4 Monaten, starb, und ihm eine einzige Tochter hinterließ: Frau Charlotte Gottliebe, geboren den 11. Mai 1765, verheirathet seit dem 1. Sept. 1788 an Herrn Karl Siegismund Bischof, hiesigen Skabin nnd Stadtschreiber. Im Mai 1794 verband er sich wiederum, mit Frau Marien Elisabeth geb. Goldberg, zulezt verw. Senator Kottwiz aus Zittau. Nachdem er schon

*) So ist die Anzeige zu berichtigen, welche im Laus. Magazine vom Jare 1779 p. 295. sich befindet.

einige Zeit die Beschwerden eines siechen Körpers ertragen hatte, starb er den 16. September, abends $\frac{3}{4}$ auf 11 Uhr, an den Folgen eines in seiner Jugend geschehenen unglüklichen Falles, wodurch die Leber scirrhös geworden, und zulezt in Eiterung übergegangen war; sein Todestag war gerade derselbe, an dem sein Regierungsjar zu Ende gieng, und er das Direktorium zu übergeben gehabt hätte. Ihm folgte der Ruhm eines äusserst fleissigen, pünktlichen und unermüdeten Geschäftmannes, dessen Sorgfalt das gemeine Wesen viel zu verdanken hat.

Lauban. — Am 22. November 1802 starb Frau Karoline Christiane Kirchhoff, geborne Kosche, an einer Auflösung der Säfte. Sie war geboren zu Lauban, den 27. Dezember 1769. Ihr Vater war weil. Herr M. Gottfried Traugott Kosche, Konrektor am Lizeum, die noch lebende Mutter, Frau Christiane Karoline geborne Vogel, aus Waldenburg. Die Verstorbene verheirathete sich am

7. Junius 1791 an Herrn Christoph Karl Kirchhoff, Kauf- und Handelsmann allhier; ein Sohn, Karl Eduard, welchen sie ihm gebar, ist ihr in die Ewigkeit vorangegangen.

Löbau. — Den 17. Dezember Herr Kaufmann Johann August Uhlich.

Oberburkau. — Den 6. Oktb. 1802 starb Frau Johanne Karoline Friederike von Neitschütz, verwittw. gewesene von Freywald, geb. von Riedinger, a. d. H. Weigsdorf, Gemalin Hrn. Johann Friedr. von Neitschütz, auf Oberburkau, Kurfl. Sächs. Kapitäns, im 67sten Lebensjare.

Petershain. — Den 9. Jan. 1803 starb der hiesige Katechet, Hr. M. Johann Gottlieb Fraunlob, alt 58 Jare, 3 Monate und 4 Tage. Er war zu Weissenberg geboren, studirte auf der hohen Schule in Budissin, und dann in Wittenberg, kondizionirte in Herwigsdorf und Liebstein, und wurde im Jare 1781 nach Petershain beruffen. Er verehelichte sich zum ersten male mit Demf. Bu-

cher, Pfarrerstochter aus Jänkendorf, und zum andern male mit Demſ. Henr. Treptau, aus Zehista bei Pirna, aus welcher zweiten Ehe noch ein Sohn am Leben ist.

Pförten. — Den 27. Dezemb. 1802 starb allhier Frau Obristlieuten. Katharina Elisabeth Baronesse von Sold, geborne von Keuler, im 75sten Jare ihres Alters. Sie war die Schwiegermutter des Hrn. K. F. Edlen von Hummitzsch, Major und Amtshauptmann der Herrschaften Forst und Pförten.

Rothkretscham. — Am 21. Novb. 1802 starb Herr Christian Traugott Kühn, Kurfl. Sächs. Postmeister daselbst und Oberamtsadvokat. Er war hier am 10. Dezember 1738 geboren, und der Sohn weil. Hrn. Johann Christian Kühns, Kurfl. Sächs. Posthalters zu Bauzen, Rothkretscham und Schweinerden, und Fraun Gottreu Elisabeth geb. Metzner. Nachdem der Verstorbene die Schulen zu Klix, Uhyst, das Waisenhaus in Halle und das Budissiner Gimnasium besucht

hatte, studirte er zu Leipzig und Wittenberg die Rechtsgelahrheit. Nach beendigten Studien wurde er in die Zahl der Oberamtsadvokaten aufgenommen, übernahm bald von seinem Vater die Poststation zu Rothkretscham als Postmeister, und verheurathete sich 1764 mit Dems. Marthen Rosinen geb. Wahre, und nach deren 1798 erfolgtem Tode zum zweitenmale mit der jezigen Frau Wittwe, Eleonore Henriette, ältesten Tochter Hrn. Gotthelf Lebrecht Frankes, Zoll- und Akzis-Einnehmers zu Weissenberg, aus welcher Ehe eine Tochter lebt. Ein hiziges Gallenfieber endete seine Laufbahn in einem Alter von 63 Jaren, 11 Mon. 1 Woche und 4 Tagen.

Zittau. — Den 5. Oktob. 1802. starb der Kurfl. Sächs. Rittmeister der Armee und hiesige Postmeister, Hr. Heinrich von Bünau, im 63sten Jare.

Ebend. — Den 17. Jan. 1803. Frau Christiane Henriette geb. Linke, Gattin

des Hrn. Johann August Kießlings, hiesigen Bürgermeisters, im 57sten Lebensjare.

Ebend. — 25. Jan. Herr M. Joh. August Grünwald, Archidiakonus allhier, 65 Jare alt.

Ebend. — 1. Febr. Herr Oberstadtschreiber Karl Christof Augapfel, in seinem eben angetretenen 46sten Jare.

VI. Beitrag zur Kuhpokenimpfung in der O. L.

Rothenburg. — Auch in der hiesigen Gegend gewinnt die Kuhpokenimpfung immer mehr Land. Den Anfang machte, wie bereits in der Neuen Lausizischen Monatsschrift angezeigt worden ist, das Dorf Uhsmannsdorf. Ihm folgte die Gemeinde zu Lodenau, unter der Mitwirkung des Herrn von Gersdorf, auf Lodenau, welcher für das Wohl seiner Unterthanen besorgt ist, und überhaupt den Beruf in sich fühlt, sich für jede gute Sache zu inter-

ressiren. Er ermunterte daher seine Untertha-
nen nicht nur, ihren Kindern die Schuzpoken
impfen zu lassen, sondern er ließ auch die Im-
pfung für die Armen unter ihnen auf seine
Kosten besorgen.

Dieses geschahe durch den geschikten Wund-
arzt, Herrn Behlendorf zu Rothenburg, wel-
cher sie im August vorigen Jares an 31 zu Lo-
denau unternahm; von welchen der dasige
Schulhalter Schmied ein Verzeichnis der Na-
men und des Alters aufnahm. Dem Beispie-
le der Gemeinde zu Lodenau folgten bald meh-
rere Ältern aus den benachbarten Dorfschaf-
ten, Neusorge und Zoblitz, daß nun die Zahl
der Geimpften auf 39 anwuchs. Bei vieren
derselben blieb die Impfung ohne Erfolg.

Im Januar dieses Jares wurde sie auch
in Rothenburg und Tormersdorf, freilich nur
an einer kleinen Anzahl von Kindern, vollzo-
gen. Die allgemeinere Anwendung derselben
läßt sich indeß von der Zukunft erwarten, wenn
sie nicht etwa durch einen unerwarteten Unfall

in der Meinung der zahlreichen Volksklasse herabgesezt wird.

Mir macht es Vergnügen, die Einführung dieser für das menschliche Geschlecht so wichtigen und unserm Zeitalter vorbehaltenen Rettungsanstait auch in der hiesigen Gegend bekannt zu machen, ihren allmähligen Fortgang zu bemerken, und, so viel ich vermag, zur Verbreitung derselben beizutragen.

Busch.

Neue Lausizische Monatsschrift 1803.

März. Drittes Stük.

I.

Kann der Lehrer einer öffentlichen Schulanstalt die Errichtung einer Privatschule verwehren,*) oder nicht?

Ich bin selbst Lehrer einer öffentlichen Schule, und noch dazu einer von denen, die, der ge-

*) Einige sehr würdige Männer, — freilich keine Juristen, — gaben mir zu erkennen, daß man die Frage, so wie sie hier ausgedrükt ist, ohne Umstände mit Nein beantworten könne, weil der Lehrer, als Privatbürger, nirgends etwas verwehren

wöhnlichen elenden Einrichtung nach, fast allein vom Ertrage ihrer Lehrstunden, und nicht

könne, als in den Gränzen seiner Schule. Aber ich brauche kaum zu erinnern, daß das Wort: „jus prohibendi," Verwehrungsrecht, nach dem allgemein aufgenommenen Sinne, von dem Rechte jedes Privatmannes, den Andern in der Vollbringung einer ihm nachtheiligen Handlung durch obrigkeitliche Hülfe zu verhindern, gebraucht wird. So hat eine brauberechtigte Stadt das jus prohibendi innerhalb der Meile, eine Innung das jus prohibendi gegen einen Pfuscher, aber freilich nur mittelst obrigkeitlicher Hülfe. Dieser juristische Sprachgebrauch ist auch nichts weniger als unrichtig. Der Staatsbürger behält, eben wie im natürlichen Zustande, das Recht, Beleidigungen zu verwehren, nur daß er mittelbar thut, was jener unmittelbar zu thun befugt ist. — Überhaupt muß ich im Voraus erklären, daß ich hier nur von Recht und Verbindlichkeit rede, und gar nicht von dem, was thulicher seyn könnte, denn ich halte es für eine durchaus falsche Politik, wenn

von fixer Besoldung, leben müssen. Ich bitte aber den Leser, sich durch diese Rüksicht nicht von der Beherzigung meiner Säze abhalten zu lassen. Er wird finden, daß man nicht unpartheiischer sein kann, als ich bin. Wenn Bildung und Unterricht der jungen Bürger Einfluß haben auf die Menschheit und den Staat, — und den haben sie doch gewiß, — so kann die Frage, die ich zu beantworten versuche, nicht unwichtig sein für den Menschenfreund und den Patrioten. Sie kann auch sogar einiges besondre Interesse für uns Lausizer haben, denn in mehrern großen und kleinen Städten beider Markgrafthümer habe ich Innungsstreitigkeiten zwischen öffentlichen und Privatlehrern angetroffen. Die Angelegenheit

man gute Endzweke mit unrechtmäßigen Mitteln erlangen will. Diese Crispinische Wohlthätigkeit, die sonst die Staatsrechtslehrer in die Worte: ratio status extraordinarii, verstekten, ist ein elender Dekmantel des Despotism. Nur dieser verwendet die Staatseinkünfte willkührlich, und weist die zu übrigens löblichen Zweken erforderlichen Kosten auf das Privateigenthum der Bürger.

der öffentlichen Lehranstalten kommt mir überhaupt seit der glüklichen Revoluzion, die sie seit einigen Jarzehenden erfahren hat, wie ein Tanzboden vor, auf welchem man nach ästethischen und mathematischen Grundsäzen und nach einer ausgesuchten Musik tanzen lehrt, wo man aber vergessen hat, die Dielen repariren zu lassen, so daß der Tänzer bei jedem regelmäsigem Pas stokt, oder die Füsse zu brechen Gefahr läuft. Man hat vortrefliche Einrichtungen in dem Innern des Lehrens und Lernens gemacht, man hat Gegenstände des Unterrichts und Methode zwekmäsiger bestimmt, und unsre Halbbrüder, die Niederlausizer, haben uns noch vor Kurzem ein paar Beispiele gegeben, die uns billig zur Nachahmung aufmuntern sollten. Aber man denkt selten daran, daß alle jene treflichen Anordnungen, so lange man die ökonomischen Verhältnisse der Schulen ihnen nicht anpaßt, eben so gewiß ohne Wirkung bleiben, als die Anstalten zu allerlei Verbesserungen in einem Staate, dessen Finanzen zerrüttet sind. Man muß herumziehen in den Schulen dieser mit vortreflichen Schulgesezen beglükten Provinzen, wie der wohlthätige Howard in den Gefängnissen Europas, um sich zu überzeugen, daß die Schulen eben so wenig so herrliche Geseze ahnden lassen, als

die Geseze so elende Schulen. Es läßt sich nicht Etwas im Allgemeinen darüber sagen, denn das Lokale bestimmt Alles, und wenn man ja auch zuweilen den Knoten trift, so macht man doch durch die schönsten Theorien und Pläne kein Geld. Aber aufmerksam darf man wenigstens den gebildetern Theil des Publikums auf die Mängel machen, die vielleicht doch nach und nach der veredelte Nazionalgeist heben könnte.

Der öffentliche Schullehrer ist ein Diener des Staats. Alle seine Pflichten werden durch den Vertrag, den dieser, oder die Obrigkeit, die ihn sezt, mit ihm eingeht, bestimmt. Alle seine Rechte ebenfalls. Die leztern und die erstern müssen also nothwendig entweder aus jenem ausdrüklichen Vertrage, — Bestallung, — erhellen, oder aus der Natur des Geschäfts fliessen. Auf alle Fälle erhält er beide durch die Obrigkeit. Diese kann ihm nichts geben, als was sie selbst hat, und ihrer eignen Konstituzion gemäß, weggeben darf. Man muß daher vor allen Dingen untersuchen, ob und in wie fern die Obrigkeit öffentliche Schulen errichten und Privatschulen verbieten kann,

und dann kann man fragen: Was für ein Verwehrungsrecht hat der Lehrer einer öffentlichen Schule gegen den Errichter einer Privatanstalt? —

Es ist ausgemacht, daß es das ursprünglichste Recht des Menschen ist, die Fähigkeiten, die er von der Natur erhalten hat, zu brauchen, wie, wo, und wenn er will, nur nicht zur Beleidigung eines Andern. Übertritt er diese natürliche Einschränkung, so hat jener das Recht, die nachtheiligen Unternehmungen des Ersten zu verhindern. Jenes ist der Zustand der natürlichen Freiheit, dieses der Zustand des natürlichen Kriegs. Zu beurtheilen, wie weit der Gebrauch der natürlichen Kräfte, ohne Beleidigung des Andern, gehe, oder, welche Mittel zur Verhinderung der Beleidigungen angewendet werden müssen, — das ist lediglich dem Handelnden und Beleidigten überlassen. Dies dauert aber nur so lange, als der Mensch im ursprünglichen Zustande der Natur, ohne konvenzionelle Verhältnisse bleibt. So bald er in eine gesellschaftliche Verbindung tritt, verliert er seine Individualität. Das Interesse des Einzelnen wird nun Interesse des Ganzen. Er kann nicht mehr allein über das Schädliche und Nüzliche seiner Handlungen ur-

theilen, sondern dieses Urtheil gehört nun für die Kognizion der ganzen Gesellschaft.

*) Wie die Gesellschaften sich zu vergrösern anfiengen, ward es bald unmöglich, oder höchst beschwerlich, die Meinung des ganzen Staatskörpers, der Nazion, oder wie man die Gesellschaft im Grosen nennen will, zu erfahren. Die Gesellschaft übertrug daher ihr Recht, über die Schädlichkeit oder Nüzlichkeit der Handlungen der Mitglieder zu urtheilen, einigen Personen, denen sie Fähigkeit und Rechtschaffenheit genug dazu zutraute, — das ist die Obrigkeit. Indeß blieben noch immer gewisse Rechte, die kein Mensch, so lange er den Gebrauch seiner Vernunft hat, veräussern kann, oder deren Veräusserung dem Zwek und der Natur der Gesellschaft zuwider sein würde. Diese konnte kein Bürger dem Andern übertragen, sie blieben ihm frei, ohne Einrede der Obrigkeit. Das ganze Wesen, und der Inbe-

*) Historisch richtig ist diese Entstehung der Staaten bei den wenigsten, aber wir reden ja von dem, was sein sollte, nicht, was jezt ist. Wir untersuchen das jus, man kann uns also nicht mit dem unrechtmäßigen facto widerlegen.

grif aller Rechte der Obrigkeit besteht also darinnen, daß sie verhindere, daß durch keine Handlung des Ganzen oder der Einzelnen das Ganze oder ein Einzelner Schaden leide. Es ist einleuchtend, daß diese Vorsorge eben so wohl auf den künftig zu erhöhenden, als auf den zu erhaltenden politischen Wohlstand gehen müsse. Das Gefährliche für die Gesellschaft in der Beibehaltung der natürlichen Freiheit der einzelnen Mitglieder liegt in der der menschlichen Schwäche ewig unterworfenen Willkühr der Einzelnen. Die obrigkeitlichen Personen sind immer Menschen, und nie von Schwächen frei. Daher, sagten die filosofischen Politiker, sollte die legislative Gewalt nie der Obrigkeit, sondern nur der ganzen Gesellschaft, die im Großen Nazion heißt, zugehören, denn die ganze Nazion (s. Rousseau Contr. soc.) kann dem Einzelnen und dem Ganzen nie Unrecht thun. Allein, wie unterm Monde selten Etwas, oder vielleicht gar Nichts vollkommen ist, so ist nicht nur fast überall die legislative Gewalt in den Händen der Obrigkeit, und die Gesellschaft ahndet nicht einmal, daß sie ihr zugehöre, sondern die Gesellschaft ist, so bald sie einige Gröse erlangt, nicht einmal fähig, sie zu behalten.

*) Das ist schlimm genug; aber es ist einmal so, und Alles, was man thun kann, ist,

*) In einigen der kleinen griechischen Freistaaten, in den kleinen demokratischen Kantons der Schweiz, und noch in einigen andern kleinen Republiken, ist der Gedanke der demokratischen Filosofie realisirt worden. Aber nie hat ein groser Staat die reine demokratische Regierung nur einige Zeit lang ertragen. Rom war, als es das Joch der Despoten abwarf, eine Aristokratie, und ist es immer geblieben. Hundertmal hob die Nazion ihren gebeugten Naken empor, und hundertmal beugte ihn das Heer Aristokraten nieder, das dem Volke sonst nur deswegen gewisse Rechte gemeinschaftlich oder vorzugsweise ließ, um es dadurch zum Werkzeuge seiner nie übereinstimmenden Absichten zu machen. Mir scheint überhaupt keine Regierungsform weniger musterhaft zu sein, als die Römische. Die innern Banden der Republik waren gleisnerisch und zerbrechlich. Solange Aller Kräfte nöthig waren, um die Angriffe von Aussen abzuwehren, schuf die gemeinschaftliche Gefahr den grosen He-

wenigstens darauf hinweisen, daß die gesezgebende Obrigkeit nur Stellvertreterin der

roischen Gemeingeist, dessen göttliche Äuserungen wir in gigantischen Handlungen bewundern. Wie die äusern Feinde überwunden waren, fingen die Mängel der Konstitution, die schon zu den Zeiten der Griechen deutlich genug erschienen, an, ihre unglücklichen Folgen zu äusern. Es ist nicht hinreichend, wie man sonst glaubte, daß die Korrupzion der Sitten, die unermeßlichen Schäze, die die Eroberer der asiatischen Königreiche nach Rom brachten 2c. den Nazionalgeist so herabgestimmt hatte, daß die Eigenliebe im Herzen der Römer die Vaterlandsliebe überwog. Die Konstituzion selbst war so beschaffen, daß mit der Auflösung des gemeinschaftlichen Bands, der allgemeinen Gefahr, auch die Auflösung der Verfassung verbunden sein muste. Die Nazion und ihr Interesse verschwand, die Mächtigen blieben, und kannten nur das Ihrige. Sie kämpften unter sich um das Vaterland, wie um eine Beute, und nach einigem vergeblichen Aufkommen der Unterdrükten verschlang

Gesellschaft ist, und daß Verhinderung des allgemeinen und individuellen Nachtheils ihr ein-

es die Alleinherrschaft des Oktavians. — Das Römische Volk schien zwar die legislative Gewalt in den Plebisciten auszuüben, allein, wer gab denn seine Stimme zu diesen Volksgesezen? Einige hunderttausend Bürger gaben Geseze in einem Reiche, das viele Millionen Einwohner begrif. Rom und seine Einwohner tirannisirten die schönsten Theile der damals bekannten Welt, wie sie selbst von einigen Hunderten tirannisirt wurden. Das Volk, das die legislative Gewalt in den Händen hatte, blieb immer ein kleines Volk. Ein groses Volk, das die legislative Gewalt ausübt, dünkt mich immer ein politischer Traum; denn die Volksmeinung durch die Suffragien Aller zu erforschen, ist bei einem grosen Volke unmöglich, und die Repräsentation durch Einige ist, ausser daß die Wahl der Repräsentanten immer Kabalen, Erkaufungen und Zudringungen ausgesezt ist, auch ein sehr unvollkommnes Mittel, den Volkswillen zu erfahren. Die Neufranken ge-

ziger Zwek ist. Diese Säze sind die Grundlage des wahren Verhältnisses zwischen Bürger und Obrigkeit, oder, wie wir es hin und wieder nennen, zwischen Fürsten und Unterthan. Man sollte eigentlich nie über irgend ein Recht der Obrigkeit, oder über eine Pflicht der Unterthanen entscheiden, ohne diese Säze erwogen zu haben, denn der Unterthan sei noch so klein, arm und unbedeutend, so sind seine Ansprüche auf die gesellschaftlichen Rechte doch eben so gültig, als die des Ersten im Staate. Es kann kein gröseres und kleineres Recht geben. Nimm dem Rechte einen kaum bemerkbaren Theil, — und es ist Unrecht. Wenn von den Rechten des Vaters über die Seinigen, überhaupt von Verhältnissen im Innern der Fami-

ben die deutlichsten Beweise davon. Eine solche Regierungsform ist immer mangelhaft, wenn nicht ausserordentliche Umstände den Nazionalgeist lebhaft erhalten, und diesen allgemeinen Geist des Volks zum Aufseher über die Regierung machen, wenn diese gleich nicht in den Händen der ganzen Nazion ist. Dieser glükliche Fall war Jahrhunderte hindurch in Rom, und ist noch in England vorhanden.

lie, in Beziehung auf den Staat, die Rede ist, so dünkt es mich vorzüglich nöthig, diese Säze vorauszuschiken.

Der Mensch tritt in die bürgerliche Gesellschaft durch sein Geborenwerden in derselben. Er ist ein Mitglied der Gesellschaft von seinem ersten Athemzuge an. Von diesem Augenblike hat er die Rechte eines Bürgers und die Verbindlichkeiten desselben. Er selbst kann, noch ohne Fähigkeiten und ohne Vermögen, sie zu brauchen, noch nicht über sich selbst disponiren, aber er gehört der Gesellschaft zu. Für diese wächst er auf, diese muß also darauf sehen, daß er zum nüzlichen Bürger gebildet, daß er erzogen und unterrichtet werde. Erziehung und Unterricht der jungen Bürger sind also eigentlich Pflichten und Rechte der ganzen Gesellschaft. Sparta hatte eine Volkserziehung, es konnte, es muste sogar eine solche haben, um das zu sein, was es war. In einem Staate wie Sparta, wo die engen Grenzen des Landes, die kleine Anzahl Staatsbürger es möglich machten, daß das Volk Gesezgeber sein konnte, — wiewohl es auch das nicht einmal war, — war auch eine allgemeine Volkserziehung, die der Staat besorgte, möglich. — Aber in einem Staate, dessen Ausdehnung und

Volksmenge die genaue Aufsicht der regieren-
den Gewalt auf jeden Einzelnen unmöglich
macht, dessen verschiedenes Terain die fisischen
und moralischen Bedürfnisse der Bürger höchst
unterschieden macht, in einem solchen Staate
ist eine öffentliche Volkserziehung eben so gut
ein Traum, als die legislative Gewalt, ausge-
übt von Allen. Überdies ist eben Sparta ein
Beweis, was für ein Staat eine solche Erzie-
hung braucht und haben muß. Nur eine Ver-
bindung kriegerischer, wilder, ungebildeter Men-
schen, die, statt jedes andern Gefühls, den En-
thusiasmus fürs Vaterland haben, kann diese
Art von Erziehung hervorbringen. Sparta
blieb, seine Kriege ausgenommen, in aller an-
dern Rüksicht weit hinter allen seinen Griechi-
schen Nebenstaaten zurük. Wahre Kultur,
Humanität und die sanftern Tugenden der
Menschheit waren dort unbekannt. — Die
Schlacht in den Pässen von Thermopylä erregt
Bewunderung, aber wer wünscht Sparta zu-
rük, wenn er die Mutter des Pausanias den
ersten Stein zum Hungertode ihres Sohnes
hintragen, und eine andere ihren geflüchte-
ten Sohn mit steinigen sieht. — Gewinnt
bei solch einer Erziehung die Menschheit und
ihr Glük, und was ist der Staat werth, in
dem der Mensch nicht sein Glük erhöht? —

Auch Irokösen, Mongolen, Zigeuner *) sogar, hatten ihre Skaevolen und Leonidas, nur daß ihre riesenhaften Heldenthaten keine Geschicht-schreiber und Lobpreiser hatten. Wäre Sparta gröser gewesen, so wäre seine Verfassung in die Wildheit eines Raubevolks ausgeartet. Zur wahren Bildung des Menschen sind durchaus die sanftern engern Verhältnisse der Familie, und die Erziehung in derselben nöthig.

Das Kind hat einen Vater. Dieser ist mit oder wider Willen der Urheber, oder vielmehr die Veranlassung seines Daseins. Er ist verpflichtet, dem Kinde nicht nur das Leben, das er ihm gegeben hat, zu erhalten, sondern

*) Als einst in Ungarn die Regierung die zahlreichen Zigeüner polizīren und einheimisch machen wollte, musten die härtesten Zwangsmitttel gebraucht werden, sie von ihrer wilden Freiheit abzubringen. Ein altes Haupt einer Zigeunerhorde ermahnte die Seinigen, heldenmüthig ihren väterlichen Sitten anzuhängen, und da er keine Rettung aus den Händen der Polizei mehr sah, stürzte er sich gelassen mit dem Kopfe in ein brennendes Feuer, und fand so seinen Tod.

auch für das künftige Glück desselben besorgt zu sein, weil es grausam und ungerecht wäre, ein noch nicht existirendes Wesen durch seine Hervorbringung oder Belebung dem Unglük preis zu geben. Diese Pflicht wird ihm durch den wohlthätigen Instinkt, den wir auch mit den Thieren gemein haben, zur Freude. Er findet in seinen Sorgen seine Belohnungen. Der Staat, der eben so wenig, bei einiger Gröse, eine Regel für die allgemeine Volkserziehung festsezen kann, als er über die Bildung der Individuen die erforderliche genaue Aufsicht zu führen vermag, überläßt das ganze Geschäft, mit allen seinen Mühen, dem Vater. Dieser erzieht also sein Kind, nnd ist dazu verpflichtet, erstlich als Vater, und dann durch Übertragung des Staats. Der Hausvater sammelt den Zirkel der Seinigen um sich, Er ist der Mittelpunkt der Familie, so lange die Kinder noch nicht fähig sind, aktive Bürger zu sein. Aber er macht keinen statum in statu. In ihm selbst sehen seine Kinder nur das Mitglied des grösern Ganzen. Er selbst bildet sie, weil er selbst Bevollmächtigter desselben dazu ist, für dieses Ganze. Die Heiligkeit der Ehen bindet mehrere Familien in Eins. Das Eigenthum, die allgemeine Ruhe werden wichtiger für die Familien wie für den Einzelnen.

Ältern- Kinder- brüderliche- eheliche Liebe, die innigere Näherung, die längere Gewohnheit, die gemeinschaftlichern Bedürfnisse erregen die edlern Gefühle und Kräfte des Menschen, die innere Thätigkeit, Industrie, fesseln unbemerkt an den Plaz selbst, wo man geboren ward, und dieses Interesse der Familien, durch das Gemeinschaftliche der aktiven Bürger und Hausväter zusammen geschmolzen in Ein Ganzes, bringt wunderthätige, ach! unter uns zur Schimäre, und — o Schande! — zum Schimpfnamen gewordene Tugend, Patriotismus hervor. Wehe dem Staate, dessen Konstitution, sie sei, welche sie wolle, der gesezgebenden oder ausübenden Gewalt, Eingriffe in das Innere der Familien erlaubt, und isolirte Menschen zu Bürgern machen will. Ein Heer Kosmopoliten wird er haben, bald ausgeartet in eine ungeheure Räubergesellschaft. Das Ansehen des Hausvaters in seiner Familie, die Direkzion der Bildung seiner Kinder müssen dem Staate so heilig sein, als — er selbst. Es ist überdies der Vernunft gemäs, daß ich niemand eine Pflicht übertragen kann, ohne ihm zugleich alle Rechte zu geben die zur Ausübung dieser Pflicht nöthig sind. Wenn also dem Vater die Pflicht der Erziehung vom Staa-

te übertragen werden muste, so musten ihm auch alle Rechte der Erziehung zugestanden werden, und die Regierung kann von diesem Augenblike an für die Verbesserung der Erziehung durch angebotene Mittel sorgen, aber nicht durch Befehle. Er muß also billig über die Art und Weise der Bildung und des Unterrichts seiner Kinder disponiren können, so lange er es nicht zum offenbaren Schaden der Gesellschaft vernachlässigt. Aber selbst in der Beurtheilung des offenbaren Schadens muß der Staat oder sein Stellvertreter sehr behutsam gehen, denn immer ist die vernünftige Vermuthung für den Vater, daß er die individuellen Bedürfnisse seines Kindes, die alles bei der Erziehung thun, besser kenne, als der Staat. Die Erziehung ist ein Geschäft von ganz eigner Natur. Jeder Mensch braucht eine eigne Erziehung. Es lassen sich darinnen nicht so leicht Verordnungen machen, als in Innungs- und Handwerks- oder gar in Akzis- und Steuersachen.

Bei der Erziehung und dem Unterrichte eines Kindes in einer Privatschulanstalt sind zwei Personen vorhanden, über welche Beschwerde geführt werden könnte: der Vater und der Lehrer. Was den Vater betrift, so

sollte, dächt' ich, aus dem Obigen ziemlich deutlich fliessen, daß man ihn, so lange er nicht offenbar zum Schaden des Staates handelt, in den Veranstaltungen zur Bildung seiner Kinder durchaus nicht einschränken könne. Vielleicht aber liegt das Unrechtmässige in dem Unternehmen des Privatlehrers. Wir wollen sehen.

Die Veredlung und Verarbeitung der Landesprodukte sind für den Staat, für seine Konsumzion und seinen Kommerz äusserst wichtig. Die Obrigkeit hat allerdings das Recht, darauf zu sehen, daß diese Fabrikate gut zum Gebrauch der Bürger und der Ausländer gefertigt werden. Das Recht, zu fabriziren, hat jeder Privatmann. Er hat es nicht durch Übertragung, sondern als Mensch und Bürger. Allein der Staat kann wegen des Schadens, den die Einzelnen dadurch leiden können, und auch, wegen des Interesse des Ganzen, verlangen, daß er gute Fabrikate liefere. Er kann also dem, das Verfertigen gewisser Fabrikate, und die Ausübung gewisser Handwerker verbieten, der nicht seine Fähigkeit, gut zu arbeiten, zu beweisen fähig ist. Aber dem, der gut arbeitet, kann er übrigens das Arbeiten nicht verbieten, denn das Recht, zu arbeiten was er

kann, hat jeder Bürger. Die Obrigkeit kann und muß also einen neuen Handwerker durch Kunstverständige prüfen, und kann ihn, wenn er unfähig ist, verwerfen, aber jemand überhaupt, auch wenn er fähig ist, das Arbeiten verbieten, die Zahl der Arbeitenden ein für allemal bestimmen, oder ihn deswegen nicht zulassen, weil er seine guten Fähigkeiten nicht auf dem hergebrachten Wege erlangt hat, — das kann sie nicht. Darum sind die meisten Innungsgebräuche weder in der Vernunft, noch in den Rechten gegründet, sondern in einem sinnlosen Herkommen, oder in — Privilegien.

Der Mensch ist das wichtigste Fabrikat für den Staat, oder vielmehr das Material des Staats selbst. Hier also mehr, als bei irgend etwas andern, hat die Obrigkeit das Recht, die Veredlung und Verarbeitung desselben, die Erziehung und den Unterricht, in Obsicht zu nehmen. Sie kann also allerdings verhüten, daß der, welcher sich der Erziehung und des Unterrichts ihrer jungen Bürger unterzieht, weder aus Unfähigkeit noch aus Inmoralität, diese Pflanzschule des Staats verderbe. Es darf also kein Mensch dies Geschäft unternehmen, wenn ihn nicht die Obrigkeit prüft und tüchtig befindet. Die Obrigkeit kann aber, wie jeder

Prüfende, nur überhaupt die Fähigkeit und die Kenntnisse des Kandidaten erforschen. Seine Fähigkeit zum Lehren jedes Einzelnen kann nur der Vater beurtheilen, und es wäre der Natur der Sache nach lächerlich, wenn die Obrigkeit sich diese unmögliche Beurtheilung anmasen wollte. Findet sie den Kandidaten tüchtig, so kann sie ihm auf keine Weise verbieten, Unterricht zu geben, denn auch er hat das unstreitig durch keine rechtmäsige Verfassung verlöschende Recht, von seinen Fähigkeiten jeden unschädlichen Gebrauch zu machen.

Es hat grosen, gewiß nicht genug erkannten Nuzen, daß Anstalten zum gemeinschaftlichen Unterrichte der Jugend eines Orts getroffen werden. Die Obrigkeit, die eine solche Anstalt errichtet, verdient den Dank des Publikums. Aber es ist unläugbar, daß sie diese wohlthätige Einrichtung, die sie den Vätern zur Benuzung anbietet, niemand aufdringen darf, eben so wenig, als sie alle Kranke zwingen kann, sich in eine öffentliche Verpflegungsanstalt zu begeben, wenn gleich die Pflege der Kranken auch ein Gegenstand der obrigkeitlichen Fürsorge ist. Sie würde sonst Eingriffe in die Rechte der Familien thun, denen sie nie zu nahe treten kann, ohne selbst das Band

der bürgerlichen Gesellschaft zu zerreissen, aus der Stellvertreterin Aller ein Despot zu werden, und die Bürger von allen ihren Pflichten loszuzählen. Sie kann also, und soll sogar nicht nur die Lehrer ihrer öffentlichen Anstalt, sondern überhaupt Jeden, der sich des Lehrgeschäfts unterziehen will, prüfen. Findet sie ihn aber tüchtig, so kann sie ihn eben so wenig hindern, seine Fähigkeiten zu brauchen und zu benuzen, als sie den Vater hindern kann, unter allen geprüften Lehrern den zu wählen, welchen er für den Schiklichsten für seine Kinder hält.

Die Obrigkeit kann also die Errichtung einer Privatlehr- oder Erziehungsanstalt nur dann verbieten, wenn sie überzeugt ist, daß der Unternehmer derselben zu diesem Geschäfte unfähig, und die Bildung in der Anstalt den Zöglingen und Schülern, und dadurch dem Publikum schädlich ist.

Wenn nun ein öffentlicher Schullehrer unter Autorität der Obrigkeit gesezt wird, so steht es dem Vater frei, von dieser Einrichtung auch für die Seinigen Gebrauch zu machen. Findet der Vater aber einen Lehrer, aus Ur-

sachen, die er, wie alle Familienangelegenheiten, keinem Menschen zu entdeken braucht, und die er auch nur allein beurtheilen kann, tauglicher, sein Kind zu unterrichten, so kann ihn weder Staat noch Privatperson nöthigen, sie jenem zu übergeben, es müßte denn der gewählte Lehrer evident unfähig zu seiner Verrichtung befunden werden.

Das Recht, auf den leztern Fall die Privatschule zu verbieten, ist lediglich obrigkeitliches Recht, und kann von der Obrigkeit durchaus nicht veräussert, also auch nicht auf den Lehrer der öffentlichen Schule übergetragen werden. Indeß kann ihm die Obrigkeit wohl die besondre Pflicht auftragen, auf das Entstehen neuer schädlicher Schulanstalten ein wachsames Auge zu haben, und sie der Obrigkeit anzuzeigen. Aber er für seine Person kann dadurch nicht beleidigt werden, denn er hat kein jus quaelitum, Andre von dem Treiben seines Geschäfts auszuschliessen, also auch kein jus prohibendi.

Aus dem Allen folgt nun, dünkt mich, deutlich, daß, vermöge der nothwendigen und wesentlichen Verhältnisse jedes wahren Staats, der öffentliche Schullehrer nicht beleidigt wird, wenn ein andrer, von der Obrigkeit nicht ge-

sezter Mensch ebenfalls eine Schule errichtet, und daß er also kein Recht hat, gegen diesen die Hülfe der Obrigkeit zu imploriren.

Aber vielleicht ist die Sache noch nicht von allen Seiten betrachtet. Wenn auch der Vater nicht durch die Konstituzion in seiner Disposizion über den Unterricht des Kindes eingeschränkt werden kann, so kann er doch durch Verträge verbunden sein, seine Kinder nur dem Unterrichte des von der Obrigkeit gesezten Lehrers zu übergeben, und diese Verträge sind wirklich überall vorhanden, und so hat der öffentliche Lehrer ein hipothetisches Recht, die Errichtung der Privatanstalt zu verwehren, weil sie ihn in alleiniger Ausübung seines durch diese Verträge ausschliesend gewordenen Rechts stört. Er kann mit Recht so folgern: Die Obrigkeit hat mich, mit Beistimmung der Bürgerschaft rc. zum öffentlichen Lehrer gesezt, und hat mir die Revenüen von meinen Schülern zu meinem Unterhalte angewiesen. Die Bürger haben durch ihre stillschweigende oder ausdrükliche Einwilligung einen Vertrag mit mir eingegangen, und dadurch mein Recht begründet. Der neue Privatlehrer handelt dagegen, nimmt mir den Unterhalt, den mir die Obrigkeit anwies, und die Bürger bewilligten. Ich habe

also aus meiner Bestallung, als aus einem Vertrage, das jus quaesitum, jene Einrichtung zu verwehren.

Das Raisonnement muß nicht unannehmlich scheinen, denn es wird ihm fast allgemein Beifall gegeben. Allein der allgemeine Beifall ist überhaupt kein stärkerer Beweis für die Wahrheit einer Meinung, als die grösere Anzahl Menschen für die grösere Anzahl Weise. Wir wollen die Folgerungen etwas näher besehen. Die Obrigkeit kann niemand Einkünfte aus einem Privateigenthume anweisen, ohne Einwilligung — gesezlich präsumtive oder ausdrükliche — des Eigenthümers. Der Bürger muß also willigen, daß sein Kind immer bei einem Lehrer unterrichtet werde. Hat er das versprochen, so muß er es halten, und kann im Übertretungsfalle belangt werden.

Es entstehen hier zwei in der ganzen Schlußfolge sehr unrichtig verwechselte Fragen.

1.) Ist der Bürger, der in die Sezung des öffentlichen Lehrers gewilligt hat, in diesem Falle schuldig, die einmal bewilligte Abgabe dem Lehrer immer fort zu geben?

Ohne Zweifel. Die Schuldigkeit fließt aus dem Kontrakte, und der Gegenstand des

Kontrakts ist eine Sache, über welche kontrahirt werden kann, quae in commercio est.

2.) Kann und darf der Vater gültig versprechen, sein Kind immer nur dem Unterrichte des öffentlichen Lehrers zu überlassen?

Nein! weil der Gegenstand dieses vorgeblichen Vertrags etwas ist, über das nicht kontrahirt werden kann. *) Ich kann mich ver-

*) Man hat das bei den kirchlichen Ämtern beobachtet. Ebenfalls aus einem Kontrakte muß die Gemeine dem Pfarrer die matrikulmäsigen Abgaben zahlen, und alle actus ministeriales von ihm verrichten lassen, weil das auch Gegenstände sind, über welche kontrahirt werden kann. Aber nur in die Predigt des gesezten Parochi und keines andern zu gehen, dazu kann und wird keine Obrigkeit den Eingepfarrten zwingen, weil über Lehre und Lernen, Glauben und Zweifel, so wenig als über Geschmak und Empfindung von einem Menschen, auch in Ansehung Seiner, kontrahirt werden kann. Das nämliche beobachten die Gesezgeber im Medizinalwesen. Die Obrigkeit privilegirt drn Arzt, aber

pflichten, meine Schuhe Zeitlebens bei einem Schuhmacher machen zu lassen, aber mit dem Unterrichte meiner Kinder geht das nicht. Das wäre ein Recht des Vaters, das geradezu dem Endzweke entgegenstände um dessen willen ihm die Erziehung überlassen ist. Macht mir der immerwährende Schuhmacher die Schuhe schlecht, so muß ich den Schaden tragen, warum habe ich ihn über mich genommen. Aber ich kann nicht versprechen, daß mein Sohn den Schaden, den der immerwährende Lehrer ihm zufügt, tragen soll. Das wäre fast so, als wenn ein Vormund einen Advokaten auf immer für sein Mündel annehmen, und versprechen wollte, der Mündel solle nie Ersaz des Schadens fordern, der durch den Advokaten ihm zugefügt würde. Denn für einen vernachlässigten Unterricht giebts doch wohl keinen Schadenersaz. Ja, wird man sagen, der öffentliche Lehrer ist allemal nüzlich und nie schädlich, dafür steht die Obrigkeit. Das ist, wie wir schon oben sagten, so viel als Nichts

nie nöthigt sie die Einwohner eines Orts, sich nur einem privilegirten Arzte anzuvertrauen. Thäte sie es, so wäre es die gröste Ungerechtigkeit.

gesagt. Die Obrigkeit kann sich unmöglich so tief ins Detail einlassen, daß sie wissen sollte, was für Nuzen oder Schaden der Lehrer für diesen oder jenen haben kann. Das kann und muß allein der Vater beurtheilen, — wenn er vernünftig ist, das sezen wir bei Vater und Obrigkeit voraus. Der Vater, der das Recht hat, hierüber zu kognoszziren, kann sich dieses Rechts, weil es zum Wesen der Erziehung gehört, nicht begeben, und also das oberwähnte Versprechen nicht gültig leisten.

Das Resultat der bisherigen Untersuchung wäre daher folgendes: Der Vater, der in die Sezung des öffentlichen Lehrers gewilligt, und die Entrichtung gewisser Abgaben an ihn bewilligt hat, kann zur richtigen Abtragung dieser Gelder, auf Ansuchen des öffentlichen Lehrers, durch die Obrigkeit angehalten werden. Hingegen kann kein Mensch dem Vater verbieten, oder verhindern, seine Kinder dem Unterrichte des öffentlichen Lehrers zu entziehen, und sie irgend einem andern, ihm beliebigen zu übergeben. Gegen den Errichter einer Privatanstalt aber hat die Obrigkeit allein das Recht, von ihm Beweise seiner Fähigkeit zum Lehrgeschäft zu fordern. Im Fall der hinlänglich abgelegten Probe, kann sie ihm die

Benuzung seiner Fähigkeiten nicht verbieten, und der öffentliche Lehrer hat gegen ihn weder Beschwerde noch Verwehrungsrechte, denn alle Rechte des öffentlichen Lehrers fliessen aus seinem Vertrage mit Obrigkeit und Bürgern. Der Privatlehrer ist keiner von den kontrahirenden Theilen, wird durch den Kontrakt nicht gebunden, und die Klage, die aus dem Kontrakte fließt, kann nie gegen ihn gerichtet werden.

Wer die eigentliche Lage dieser unser ohnedis verkanntes Geschäft erniedrigender Streitigkeiten nicht kennt, der wird meinen, ich habe de lana caprina gestritten. Denn was wird sich der öffentliche Schullehrer aus dem Entgehen der Schüler machen, wenn ihm die Revenüen bleiben? — So scheint es. Aber die Verhältnisse sind gewöhnlich anders. Man hat nöthig gefunden, öffentliche Schulen zu errichten, und Lehrer daran zu sezen. Man hat diesen für ihre öffentlichen Lehrstunden ein äusserst kümmerliches Fixum gesezt. Um ihnen wenigstens das Verhungern nicht unumgänglich nothwendig zu machen, hat man sie auf den Ertrag ihrer Privatstunden angewiesen. Nun kommt ein andrer unauthorisirter Mensch an den Ort, der sich auch fähig fühlt,

zu lehren, und das Bedürfniß hat, Geld zu verdienen. Diesem strömen die Kinder zu, und die Privatstunden des öffentlichen Lehrers bleiben unbesezt. Zur unausgesezten Bezahlung dieser Privatstunden des öffentlichen Lehrers können die Väter nicht angehalten werden, also wird die Beschwerde gegen den neuen Privatlehrer gerichtet; diesem wird als einem Pfuscher das Handwerk gelegt, und das Monopol der Geistesbildung wird geschüzt. Man sieht aber, daß, wenn anders unsre Untersuchung ein richtiges Resultat geliefert hat, dies Verfahren auf alle Fälle unrechtmässig ist.

Wie ungegründet das vorgebliche Verwehrungsrecht der öffentlichen Lehrer ist, zeigt ihre eigne sonderbare Limitazion der Rechte eines Privatlehrers. Er darf, sagen sie, wohl ambulatorie Lekzionen geben, oder es kann ihn eine Familie ins Haus nehmen, aber bei sich einen coetum versammeln darf er nicht. Wie sonderbar! — Wenn der Vater einmal sein Kind dem öffentlichen Unterrichte entziehen, und sie einem Privatlehrer übergeben darf, — und das muß er doch beim Hofmeister und beim ambulatorischen Informator, — so kann er sie natürlicher weise übergeben, wem er will. Und dem Privatlehrer kann, wie wir

oben gesehen haben, vollends kein Mensch wehren, seine bewiesenen pädagogischen Talente zu brauchen und zu benuzen, wie er will, es sei nun, daß er seine eignen Füsse zum Vehikel mache, oder die Füsse seiner Schüler in Bewegung seze. Der Einwurf, daß der öffentliche Lehrer durch die Errichtung der Privatschulen nicht blos an Einkünften, sondern auch an Ehre und Ansehen verliert, erfordert kaum eine Beahtwortung, denn sollte der Ehre und Ansehen verdienen, der sie sich durch ein Zwangsgesez erhalten will? —

Aber, wie in aller Welt soll mans machen, um den Schaden zu verhüten, den der öffentliche Lehrer an seinen Einkünften leidet, wenn man die Errichtung der Privatschulen nicht verhindern darf? — Ja, das liegt eigentlich ausser meiner Untersuchung. Ich könnte antworten: Man muß die überhaupt schädliche Art von Einkünften, die der Lehrer von den Schülern zieht, abschaffen, und ihm fixe Einkünfte geben. Aber da liegt die andre Frage gleich wieder fertig da: Wo sollen die Fonds zu diesen Reveniien herkommen? Mit dieser Frage wird dem Menschenfreunde und dem Patrioten das Maul am geschwinde-

sten gestopft. — Man könnte zwar wohl sagen, daß die gute Einrichtung der Schulen fast so wichtig für den Staat ist, als das Halten von ein paar Regimentern Soldaten, die Errichtung eines Monuments, die Erbauung eines Opernhauses, die Anstalten zu einer Jagd, das Abbrennen eines prächtigen Feuerwerks, das Essen indianischer Vogelnester, der fette Schmaus bei einer Rathswahl, die Festins bei einem Landtage, u. s. w. — aber, das sind pia desideria!!!

A. Tamm.

II.

Chronik lausizischer Angelegenheiten.

I. Amtsveränderungen.

1. In geistlichen Ämtern.

Lauban. — Am 29ten Januar hat der zeitherige Pastor pestilentiarius, Herr Dietmann, sein Amt niedergelegt, und ist in den Ruhestand versezt worden.

Zittau. — Den 25. Januar wurde der Kandidat der Theologie, Herr Johann Christian Israel, aus Großschönau gebürtig, in der Thomaskirche zu Leipzig als Archidiaconus substitutus in Zittau ordinirt.

Pulsniz. — Herr Friedrich Gotthelf Richter, hiesiger Rektor und Mitglied der Ob. L. Gesellschaft der Wissenschaften, ist von dem Kirchenrathe in Dresden zum Pfarrer nach Sorno bei Senftenberg ernannt worden. Er ist am 2. Februar 1762 in Kamenz gebo-

ren, woselbst sein Vater, Johann Christoph Richter, Bakkalaureus und vierter Schulkollege ist.

Neschwitz. — Herr Peter Gedan, zeitheriger hiesiger Diakonus, ist als Prediger nach Pohla befördert worden, wo er am 13. Februar seine Anzugspredigt gehalten hat.

Görliz. — Am 26. Februar hat der hiesige Magistrat den bisherigen Archidiakonus, Herrn M. Wilhelm Gottlob Hermann, als Pastor Primarius erwählt.

2. Im Schulfache.

Löbau. — Den 1. Febr. ist Hr. Johann Konrad Hübner, Cand. Teolog. und Mitarbeiter an der Rathsfreischulenanstalt zu Leipzig, als Kantor und vierter Schullehrer allhier berufen worden.

VII. Prämien-Ertheilung.

Die Kurfürstl. Mainzische Kommerziendeputazion zu Erfurt sezte im vorigen Jare einen Preis auf die Erfindung eines neuen, zwekmässigen und allgemein anwendbaren Mittels zur Vertilgung der Feldmäuse. Unter den vielen Preisbewerbungsschriften bekam die von Johann Karl Gotthelf von No-

stitz, auf Gersdorf bei Reichenbach in der Oberlausitz, mit folgender Devise: „multa nosse et multa utilia nosse, magna est differentia“ die Hälfte des Preisses.

III. Beschluß der im Dezemberstüke v. J. abgebrochenen Theaternachrichten.

Den 28ten Oktober.

Das Schreibepult, Lustsp. in 4 A. von Kozebue.

Den 29ten Oktober.

Die Tiroler in Wien, (Tiroler Wastel,) Oper in 2 Aufz.

Diese Oper, ein Produkt des allezeit fertigen Schikaneder, gefiel hier nicht so allgemein, als an andern Orten. Etwas konnte daran liegen, daß die Darsteller des Österreichischen Dialektes, und des Tiroler noch weniger, nicht mächtig waren. Die Hauptpersonen waren, Wastel durch Hr. Haffner, und Liesel durch Mad. Zimmermann, sehr gut besezt. Die Szenen im Prater machten Langeweile.

Den 1. November.

Weltton und Herzensgüte, Lustsp. in 4 Aufz. von Ziegler.

Herr Zimmermann leistete viel in der Rolle des Präsidenten, und eben so Herr Heckert in der des Fritz Berg, nur wäre dem erstern mehr Figur, und dem leztern etwas mehr Feuer zu wünschen gewesen. Madam Heckert gab die Präsidentin sehr gut. Dagegen hatte Hr. Ullrich als Plänken viel zu wenig militärischen Anstand, sein Vorbeugen des Kopfes giebt ihm oft eine Schülerhafte, unangenehme Stellung. Die übrigen Rollen waren theils mehr, theils minder schlecht besezt.

Den 2. November.

Ignez de Castro, Trauersp. in 5 Aufz. von Soden.

Gerieth besser, als man hoffen konnte. Hr. Heckert spielte den Don Pedro gut, und seine Gattin die Ignez nicht minder. Unter den übrigen Rollen zeichneten sich Herr Zimmermann als Calvaro, und Madame Wagner als Königin sehr vortheilhaft aus, und auch Herr Klose spielte den König leidlicher, als man erwartet hatte. Eine

einzige Bemerkung, die Herr Heckert selbst betrift, kann nicht wegbleiben. Herr Heckert nahm in dieser, so wie in andern Ritterrollen, so oft er mit Personen höhern Ranges sprach, den Helm ab; das ist falsch; das that nie ein Ritter, eben so wenig, als der Grenadier selbst im Zimmer des Fürsten seine Müze ablegt. Auch hätte Pedro im vollen Harnische, und nicht blos in Helm und Küras erscheinen sollen.

Bei diesen und ähnlichen Stüken ist zu bemerken, daß die Garderobbe meist allezeit gut und passend war. In Ignez de Castro z. B. gieng alles, was zum Hofe gehörte, schwarz, und das war sehr richtig.

Den 3. November.

Die Zauberzither, Oper, in 3 Aufz.

Die Dekorazionen schlugen ganz fehl, und so gieng ein groser Theil des Reizes dieser Oper, (die, wie ihre Schwestern, ein musikalischer Gukkasten ist,) verloren. Den Prinzen Armidor spielte Herr Heckert ziemlich steif und kalt, auch ist seine Stimme für das Theater viel zu schwach. Dagegen spielte Herr Zimmermann den Bita, Hr. Brämer jun.

den Zauberer, und Hr. Hafner den Zumio recht sehr gut, nur allerdings mit einiger Übertreibung.

Den 8. November.

Der dumme Gärtner aus dem Gebirge. 1 Theil. Oper 2 Aufz.

Vorzüglichen Beifall erhielt und verdiente Hr. Heckert, als dummer Gärtner, und Mad. Zimmermann, als Lieschen, ingleichen Hr. Wagner, als Müller. Dagegen war es kein Vergnügen, Hr. Hafnern als Liebhaber zu sehen, und Arien singen zu hören, denen seine Stimme nicht gewachsen ist.

Den 9. November.

Der dumme Gärtner, zweiter Theil, oder Die verdekten Sachen, Oper in 2 Aufz.

Erhielt noch mehr Beifall, als der erste Theil, und ist auch wirklich besser. Daß des Gesanges wegen Mad. Heckert und Mad. Zimmermann ihre Rollen hatten vertauschen müssen, that zwar allerdings der Illusion Eintrag, im übrigen aber gieng das Stük gut. Wie gestern spielte Hr. Heckert seinen An-

ton mit gutherziger, froher Laune. Besonders gelang ihm die Szene, wo er die fremde Dame im Korbe gefahren bringt, und dann, neben dem Schubkarren knieend, sich mit ihr unterhält. Von den übrigen gilt, was beim ersten Theile bemerkt worden ist. Besonders verdient angemerkt zu werden, daß Madam Wagner ein nachahmungswerthes Beispiel von Resignazion gab, indem sie die alte taube Person in wahrer Bauerkleidung spielte. Überhaupt spielte sie auch diese komische Rolle meisterhaft.

Den 10. November.

Armuth und Edelsinn, Lustsp. 4 A. von Kotzebue.

Zum Besten der Armen.

Den 11. November.

Der Tag der Erlösung, Schsp. in 5 A. von Ziegler.

Den 12. November.

Hieronymus Knicker, Oper in 2 Aufz.

Den 15. November.

Das Donauweibchen, 2ter Theil, Oper in 3 A.

Den 16. November.

Falsche Schaam, Lustsp. in 5 A. von Kotzebue.

Den 18. November.

Kunz von Kauffungen, Trauersp. in 5 Aufz.

Den Kunz gab Hr. Heckert selbst, und gut. Eben so Hr. Zimmermann den Kurfürsten. Vorzüglich war das Spiel der Mad. Wagner, als Kürfürstin, besonders in dem Augenblike, wo sie schnell die Rettung ihrer Kinder erfährt; hier war ihr Auffahren, schnelles Herausstoßen der Worte: „mein Sohn! mein Sohn!“ und die gleich darauf folgende Ohnmacht, sehr wahr und schön. Den alten Köhler machte Hr. Wagner vorzüglich gut. Komische und treuherzige Bauern sind vorzüglich Hr. W. Fach.

Den 19. November.

Der Wirrwarr, Lustsp. von Kotzebue.

Dies Stük ward sehr verschieden beurtheilt, Manchem gefiel es, Mancher fand es zu burlesk. Warum doch so viele Menschen gern das Ansehen haben möchten, als ob sie ungern lachten? Posse ist dies Stük allerdings, aber auch eine gute Posse, verdient Beifall, und unter die schlechtern gehört dies Stück gewiß nicht, denn Laune und Wiz sind von Anfange bis zum Ende darinn unverkennbar, und Pian und Anlage ungleich besser, als in manchen frühern Kotzebuischen Stüken. Die Vorstellung selbst gieng im Ganzen ziemlich gut, — etwas rascher hätte sie vielleicht sein können, — und besonders Hr. Heckert, als Fritz Hurlabusch, und Mad. Wagner, als Fr. von Langsalm, erhielten verdienten Beifall.

Den 22. November.

Rinaldo Rinaldini, Trausp. in 5 Aufz.

Den 23. Novemb.

Una cosa rara, oder Lilla, Oper in 2 Aufz.

Den 25. November.

Das neue Sonntagskind, Oper in 2 Aufz.

Herr Wagner erhielt den meisten Beifall als Hausmeister, und spielte, einige Übertreibungen abgerechnet, mit vieler Natur und Laune. Auch die meisten übrigen Rollen geriethen recht gut, nur war Hr. Heckerts Stimme wieder viel zu schwach, und Hr. Hafners Spiel und Anzug, als Hr. v. Schwall, gar zu grotesk.

Den 26. November.

Kabale und Liebe, Trsp. in 5 Aufz. von Schiller.

Den 29. November.

Otto der Schüz, Schausp. in 4 A.

Verlohr, wie alle dergleichen Stüke, durch den gänzlichen Mangel auch nur mittelmässiger Dekorazionen, sehr viel, und machte wenig Eindruk, wie denn überhaupt Ritterstüke hier weniger als anderwärts geliebt zu werden scheinen, wozu freilich die zu solchen Stüken durchaus gar nicht passende Bühne sehr viel beiträgt; denn lächerlich wird es, wenn die Rit-

ter mit ihren Helmfedern bis an die Sävitten reichen, und natürlich muß da alle Täuschung verlohren gehen.

Den 30. Novemb.

Die Tyroler in Wien,
wiederholt.

Den 1. Dezemb.

Der Waffenschmidt, Lustsp. in 4 A.
von Ziegler.

Den 2. Dezemb.

Der Greis, (eigentlich: üble Laune,)
Lustsp. in 5 A. von Kotzebue.

Eine recht gute Vorstellung. Sehr wahr und richtig gaben Hr. Zimmermann und Hr. Heckert die beiden Brüder Edelschild und Mad. Wagner ihre Schwester, auch Hr. Haffner spielte den Hauptm. Hammer gut, und Mad. Heckert war ebenfalls in ihrem Fache. Hr. Wagner, als der 100järige Greis, sprach und spielte mit Gefühl und Einsicht.

Den 6. Dezember.

Der mistrauische Liebhaber, Lustsp. in 5 A. von Bretzner.

Den 7. Dezemb.

Die silberne Hochzeit, Schausp. in 5 A. von Kotzebue.

Hr. Zimmermann spielte den alten Welling sehr gut, sein Mienenspiel und Betragen war natürlich, und seine Deklamation richtig; eben das gilt von Mad. Wagner als Mutter. Die beiden Töchter waren mit Mad. Heckert und Zimmermann gut besetzt, und auch Hr. Heckert spielte den Adjunkt Rehberg gut. Dagegen war Hr. Brämer sen. als Oberförster Bär, sehr mittelmäßig, er machte aus dem Oberförster einen gemeinen Grenzjäger, und wer nahe am Orchester stand war Zeuge einer sehr originellen Anekdote! Hr. Brämer jun. vermengte den Husarenlieutnant Brav mit einem gemeinem und ungesitteten Husaren, und schien seine Bravheit in starkem Klirren der Sporen zu suchen, und Hr. Schupp als Amtsschreiber war unter Aller Kritik. Sehr schlecht spielten auch Hr. Hafner (besonders

in den lezten Akten,) den Ludwig, und Hr. Klose den Grafen.

Den 8. Dezemb.

Die Kuhpoken, Lustsp. in 1 A. von Rambach, und

Alle strafbar, Lustsp. in 2 A. von Albrecht.

Die Kuhpoken sind, wie alle Gelegenheits-Stüke, oberflächlich, und machten wenig Wirkung, ob sie gleich nicht schlecht dargestellt wurden.

Sehr gut ward das zweite Stük, in dem die frohste Laune herrschte, (die zwar auch hin und wieder für burlesk gehalten wurde,) von Hr. und Mad. Zimmermann, Hr. Heckert und Hr. Hafner ausgeführt. So richtig alle viere ihre Charaktere gaben, so gelang doch Hr. Heckert der Söller, (zwar allerdings eine sehr dankbare Rolle,) ganz vorzüglich.

Den 9. Dezember.

Der Wirrwarr, wiederholt.

Den 10. Dezember.

Rettung für Rettung, Schausp. in 4 A. von Beck.

So schön Hr. Zimmermann den Haller spielte, so gebührt doch diesmal seiner Gattin, (die es auch im Stüke war,) vorzügliches Lob, da sie Szenen, die nicht in ihrem Kreise, der eigentlich im Naiven besteht, liegen, mit Natur und Anstand gab. Eben so verdient Hr. Haffners treuherziges und wahres Spiel, als Dr. Märtens, rühmliche Erwähnung. Mad. Wagner trat heute zum leztenmal — leider! — auf, und zeigte uns in der alten Haushälterin ihre komische Stärke. Auch die kleine Minna Zimmermann spielte sehr artig.

Dagegen vergriff Hr. Klose den Professor, der ein feiner Weltmann von gutem Kopfe, schlechtem Herzen und vielem Anstande sein soll und muß, ganz, indem er den Buffon des Stüks daraus machte. Hrn. Ullrich fehlt zum Engländer nichts, als — alles.

Den 23. Dezember.

Lusatiens Freudentag, allegor. Vorspiel mit Gesang, 1 A.

und:

Die Entdekung, Lustsp. 2 A. von Steigentesch.

Den 27. Dezember.

Die Rükkehr des Bruders, (eigentlich die Erbschaft aus Ostindien,) Lustsp. in 4 Aufzügen, von Bretzner.

Mißfiel gänzlich, ohnerachtet besonders Hr. Haffner, als der zurükkehrende Bruder, Hr. Ullrich, als Konrad Rabe, (ein Rollenfach, das ihm angemessner ist, als Engländer und dergl.) und Mad. Zimmermann recht gut spielten. Die Zeit der Stükke in diesem Geschmake scheint vorüber zu sein.

Den 28. Dezember.

Adelheid von Wulfingen, Trsp. in 5 Aufz. von Kotzebue.

Den 29. Dezember.

Dr. Faust, Trauerspiel in 5 Aufz. von Soden.

Den 30. Dezember.

Das Fest der Winzer, Op. in 2 A.

1803. den 3. Januar.

Die Entführung, Lustsp. in 3 A. von Jünger, und

Unser Friz, Lustsp. in 1 A. von Kotzebue.

Die Laune des Parterre schien einen sehr ungünstigen Einfluß auf das Spiel fast aller Personen zu haben, denn die Vorstellung gerieth sehr mittelmässig, besonders hätte man von Hr. Hecker den Baron Rosenthal besser zu sehen erwartet.

Das kleine Nachspiel ist sehr artig, und ward sehr gut gegeben. Minna Zimmermann, ein Kind von ungemeiner Anlange, spielte den Friz sehr artig, und Hr. Haffner und Mad. Grünweber (die ausserdem und mit Recht selten Beifall fand,) die Bauerleute recht brav. Auch Mad. Heckert sprach und spielte mit Wärme und Anstand. Das Stük gefiel sehr, und man würde vielleicht eine Wiederholung gern gesehen haben.

Den 4. Jan.

Das Geheimniß, Schausp. in 5 A. von Vogel.

Den 6. Jan.

Gleiches mit Gleichem, Lustsp. in 4 A.

Hr. Zimmermann als Graf, Hr. Haffner als dessen Sohn, Hr. Brämer jun. als Tapfer, und Hr. Brämer sen. und Moser in den beiden (burlesken, und nicht sehr natürlich herbeigeführten, denn wer wird Bauern zu Assessoren machen, wo von einem Vergehen gegen die Person des Fürsten die Rede ist?) Bauerrollen, erhielten Beifall, aber dem Stüke selbst thaten die öftern Memorienfehler viel Eintrag. Zu bedauern war Mad. Hafner, die eine Rolle hatte übernehmen müssen, die ausser ihrem Fache, und in der sie genöthigt war, das häufig darinn vorkommende Französisch dem Soufleur auf gut Glük nachzusprechen.

Den 7. Januar.

Die Zauberurne, (sonst der Irrwisch,) Op. in 3 Aufz. von Brezner, Musik v. Gr. Koßpoth.

Den 10. Januar.

Die beiden Veroneser, Schsp. in 4 A. von Kleediz.

Auch sehr schlecht memorirt, und folglich matt dargestellt. Mad. Zimmmermann sprach jedoch sehr richtig, und spielte ihre ern-

M

ste Rolle vorzüglich, so wie Hr. Brämer jun seinen Bedienten, und Hr. Heckert den Pisani, gut. Daß es in den lezten Vorstellungen so viele Lüken und Pausen gab, lag wohl daran, daß zulezt eine Menge neueinstudirter Stüke hinter einander gegeben wurden. Im ganzen Oktober ist, so viel uns wissend ist, kein neueinstudirtes Stük gegeben worden, im November 2, und eine Oper, im Dezember 2, und eine Oper, (und 2 unbedeutende Vorspiele,) im Januar aber, (in 7 Vorstellungen,) 4 und 1 Oper, und 1 Nachspiel. Da mußte man denn allerdings in den lezten Tagen einige Mängel übersehen.

Den 12. Januar.

Una Cosa rara, wiederholt.

Den 14. Januar.

Die bestrafte Eifersucht, oder: Er foppt sie alle, Lstsp. 3 A. von (angeblich) Kotzebue.

Von diesem mag es nun wohl nicht sein, aber es ist unterhaltend, und ward ziemlich gut vorgestellt, besonders spielte Hr. Heckert den Lieutenant Werthen sehr gut, wie denn Rollen der Art überhaupt ihm gut gelingen.

Mit diesem Stüke wurden die Vorstellungen geschlossen, und Mad. Heckert nahm von dem Publikum, in einem auf ihr Verlangen in Prosa geschriebenen Epilog, den sie mit Rührung und Anstand sprach, Abschied.

Abgegangen sind noch, ausser Hr. und Mad. Wagner, die Herren Brämer sen. und jun. und Klose. Die Gesellschaft reiste von hier nach Großenhain.

Zu der, im Dezemberstüke des vorigen Jarganges der neuen Laus. MS. Seite 434 ff. enthaltenen, Beschreibung des Zittauer Schauspielhauses, ist folgendes nachzutragen: — Der Vorhang des dasigen Theaters stellt einen lichten Hain dar. Auf Rosengewölke schwebt in dem von seinen Sonnenrossen gezogenen Wagen Apollo daher; in der einen Hand hält er die Lyra, in der andern drei Lorbeerkränze. In der Mitte des Vorgrundes erblikt man Melpomenen und Thalien, von Genien begleitet, und mit Rosenketten umwunden; sie umarmen sich zum Simbol ewiger Vereinigung. Zwischen ihnen und Erato schweben entfernter in fröhlichen Tänzen Terpsichore und Euterpe. Abgesondert unter einem Mirthengesträuche sizt Erato, mit schmachtendem, him-

melwärts gekehrtem Blike; sie spielt auf dem Plektrum; zu ihren Füssen liegt schmeichelnd der besiegte Löwe. Im Hintergrunde lauschen die drei Charitinnen ihrem Spiele. Auf der entgegengesezten Seite befinden sich im schwesterlichen Kreise Clio, Calliope ihr zur Seite, auf der andern Urania, Polyhymnia seitwärts entfernter in rednerischer Stellung.

IV. Nachricht von einem, am 27ten Mai 1802 in dem zu der Standesherrschaft Muskau gehörenden Dorfe Schleiffe gefeierten Amtsjubiläum.

Unter die merkwürdigen Begebenheiten des Tages, welche theils wegen ihres Einflusses auf viele unserer Mitbürger, theils wegen ihrer Seltenheit, aufgezeichnet und der Nachwelt aufbewahret zu werden verdienen, gehören wohl auch mit Recht Amtsjubiläa nebst ihren Feierlichkeiten; und eine dergleichen Nachricht scheint eben so lobenswerth zu sein, als das Aufsuchen irgend einer bemerkenswerthen Begebenheit aus der Vorzeit. — Es soll demnach hier kürzlich die Beschreibung des Amtsjubiläums, welches der Senior im Muskaui-

schen Kirchsprengel, Herr Pastor Andreas Rhenisch zu Schleiffe, am 27. Mai 1802 feierte, mitgetheilt, vorher aber einige Nachrichten über dessen Lebensumstände vorausgeschikt werden.

Er war der Sohn armer Ältern, und zu Gnaschwitz (unter das Amt Stolpen gehörig) am 6. Februar 1731 geboren, wo sein Vater, Johann Renisch, ein Schneider, nachher aber Pfarrpachter in Kittlitz war. Auf Anrathen des damaligen Superintendents Kloz in Bischofswerda und Vorschub des Pastors Kühn in Klix wurde der junge Renisch dem Studiren gewidmet, welcher Gedanke seinen Ältern, ihrer Armuth wegen, eigentlich nicht in den Sinn kommen konnte. Er genoß einige Jare hindurch seinen ersten Unterricht in der damals vom Oberamtshauptmann Grafen von Gersdorf zu Klix angelegten Schule, von wo er durch Unterstüzung gedachten Herrn Grafens auf das Hallische Waisenhaus kam, und daselbst fünf und ein halbes Jar in allen nöthigen Schulwissenschaften und dem wahren Christenthume unterrichtet ward, bis er die Akademie zu Leipzig bezog. Hier hörte er die damals berühmten Lehrer: D. Deyling, Teller, Wolle, Jöcher, und vornämlich Crusius. Von

Leipzig kehrte er nach Halle zurük, und unterrichtete, bei Fortsezung seines akademischen Fleisses, einige Jare hindurch die Jugend in den Schulen des dasigen Waisenhauses.

Auf geschehene Nachfrage bei dem damaligen Direktor des Hallischen Waisenhauses, D. Franke, nach einem wendischen Kandidaten des Predigeramtes, wurde er von demselben vorgeschlagen, und vom damaligen Standesherrn der Herrschaft Muskau, dem geheimen Rathe Johann Alexander Grafen von Callenberg, nach abgelegter Gast- und Probepredigt, zum erledigten Pfarramte nach Nochten berufen. Nach vorangegangenem Examen im Konsistorium zu Muskau ward er vom damaligen Superint. Petzsch, mit Beihülfe des Archidiak. Leske und Hofpredigers M. Seesemanns ordinirt, konfirmirt, und von ersterem am Himmelfahrtstage 1752 in sein Predigeramt zu Nochten feierlich eingewiesen, welche Stelle er 26 Jare hindurch verwaltet hat. Im Jare 1778 wurde er von dem Hrn. Grafen, Herrmann von Callenberg, nach Schleiffe berufen, und den 8. März, am Sonntage Invokavit, von dem Superint. Vogel daselbst investiret. Er verheurathete sich zweimal, hat aber nur noch aus seiner ersten Ehe eine Tochter am Leben, welche mit dem

Hrn. Diakonus Schulze in Hoyerswerde verbunden ist, und ihn mit 3 Enkeln erfreuet hat. *)

Gerade an demselben Feste, (d. J. den 27. Mai) nämlich dem Himmelfahrtstage, an welchem dieser noch muntere Greis 1752 das evangelische Predigeramt in Nochten angetreten, feierte er zu Schleiffe sein Amtsjubiläum auf eine zwekmässige und rührende Weise. — Nachdem den Sonntag zuvor diese Feier von der Kanzel war abgekündigt worden, versammlete sich die Gemeinde zum Gottesdienst, wie

*) Während seiner 50järigen Amtsverwaltung hat er 7350 teutsche und wendische Sonn- und Festtagspredigten gehalten, — 1908 Kinder getauft, — 1436 Leichen zur Erde bestattet, — 556 Paar kopulirt, — 1114 Catechumenen präparirt und konfirmirt, — 409 Kranken die Sakra gereicht, — und 88030 Kommunikanten das heilige Abendmahl ausgetheilt. Zu allen diesen ist nicht gerechnet, was er in 25 andern Kirchen hülfsweise an Predigten, Taufen, Trauungen, Leichenreden und Kommunionen verrichtet hat.

gewöhnlich, um 9 Uhr, er fing aber diesmal erst um halb 10 Uhr an. Nachdem die Gräfl. Herrschaft aus Muskau, welche man mit Musik empfing, nebst allen Eingeladenen auf der Pfarre angekommen waren, wurde der Jubelpriester durch die Schulen und Gemeinden aus seiner Wohnung abgeholt. Der Kirchvater Masula führte den Zug an. Zuerst giengen aus der Mühlroser *) Schule, die Mädchen mit Blumenkränzen, dann die Knaben mit Blumensträussen auf der linken Brust geschmükt, Paar und Paar, ihren Schulhalter zur Seite, hierauf auf eben die Art die Mädchen und Knaben der Schleiffer Schule, gegen 80 an der Zahl, und sangen das Lied: „Nun danket alle Gott u. s. w. Diesen folgten 6 in Weiß mit Rosabändern gekleidete Mädchen, Kinder, theils adelicher, theils bürgerlicher Ältern, zwischen 7 und 10 Jaren, mit Kränzen, aus Maiblumen gewunden, geschmükt, und Blumenkörbchen tragend. Unmittelbar auf diese folgte der zweite Kirchvater, der die Wirthe aus allen 9 zum Kirchspiele gehörigen Dorfschaften paar-

*) Mühlrose ist ein starkes, in Schleiffe eingepfarrtes Dorf, welches wegen seiner Entfernung einen eigenen Schulhalter hat.

weise anführte. Die Schulkinder wurden um den geräumigen Pfarrhof herum geführt, damit indeß die Wirthe von der Hausthüre der Wohnung an bis zu der Hauptkirchthüre eine Gasse formiren konnten, welches wegen der erstaunenden Menge Volks nothwendig war. In diese Gasse trat nun wieder die Schuljugend ein, dann die Musikanten, und hinter diesen die 6 Mädchen mit Blumen. So bald der Jubelpriester zur Hausthure heraus trat, fieng man an, mit allen Gloken zu lauten, die Musikanten bliesen das Lied: „Allein Gott in der Höh' sei Ehr ꝛc.“ und die Mädchen bestreueten den Weg mit Blumen. Der Jubelgreis wurde vom Superint. Vogel und Hrn. Kommissionsrath Hempel geführt, ihm folgten noch 6 andere Geistliche, diesen die übrigen dazu gebetenen Herren, (unter welchen sich auch der Herr Graf von Lynar befand,) und dann kamen die sämmtlichen Frauenzimmer gräflichen, adelichen und bürgerlichen Standes, alle Paar und Paar, an welche sich zulezt die Wirthe, die die Gasse formirten, auch paarweise anschlossen. Das schöne Wetter und die Seltenheit einer solchen Feierlichkeit hatte gegen 3000 Menschen aus der Nachbarschaft zusammen gezogen. Bäume und Zäune waren besezt, um nur den Zug sehen zu können. In

der Kirche, welche nicht eher geöffnet wurde, als bis der Zug zu derselben kam, wurden die Schulknaben hinter das Altar geführt, die Mädchen aber blieben an beiden Seiten des Hauptganges der Kirche. Nachdem sich die Geistlichen linker Hand des Altars, und die Weltlichen rechter Hand auf Stühle niedergelassen, der Jubelprediger aber in der Mitte vor das Altar auf einen Lehnstuhl gesezt hatte, so fing der Gottesdienst mit einem Morgenliede an. Nach selbigem sang der Herr Pastor Halck aus Gablenz die Kollekte vor dem Altare und verlas die Festtagsepistel, beides in wendischer Sprache. Nach dem Hauptliede, welches mit Posaunen begleitet wurde, (denn eine Kirchenmusik konnte nicht aufgeführt werden, weil keine Orgel in der Kirche ist,) verlas der Hr. Diakonus Jentzsch aus Zibelle den 100. Psalm teutsch. Nach einigen vom Hauptliede zurükgelassenen und nun gesungenen Versen, führte der Superint. den Jubelprediger zur Kanzel, und öffnete ihm selbige mit einem Segenswunsche. Nach gehaltener teutschen und wendischen Jubelpredigt, *) über das ordentliche Festtagsevangelium, welches der Jubelpre-

*) denn teutsche und wendische Predigten geschehen hier in einem Auftritte.

diger zu dieser Feierlichkeit gut und zwekmässig angewendet, und mit vieler Kraft und Munterkeit geprediget hatte, verlas er kürzlich seiner Gemeinde seine Lebensumstände. Nach gebetetem Vaterunser holten ihn zwei der jüngsten Geistlichen von der Kanzel, und führten ihn wieder auf seinen Lehnstuhl zurük. Nachdem 3 Verse aus dem Liede: „Sei Lob und Ehr rc.“ gesungen worden, betrat der Beichtvater des Jubelpriesters, Hr. Pastor Veiz aus Dubraucke, den Altar, und hielt über Psalm 116. v. 12. und folgenden Verse eine sehr zwekmäßige und rührende Rede. Nach deren Endigung betrat der Superint. Vogel, (welchem der Jubelprediger nachfolgte, und vor dem Altare stehen blieb,) nachdem 3 Verse, von Trompeten und Pauken begleitet, gesungen worden, den Altar, eröfnete die Handlung des Einsegnens mit einem feierlichen Gebete, und verrichtete dieselbe nach der dazu angepasten Kirchenagende. Beim Vaterunser kniete der Jubelprediger nieder, und die geistlichen und weltlichen Herren standen sämmtlich von den Stühlen auf. Nach derselben ertheilte er ihm seinen besondern Segenswunsch, mit Auflegung der Hand und ausgesprochenem Kirchensegen, und umarmte den Jubelgreis. Hierauf kam jeder der gegenwärtigen Herren Geistlichen, er-

theilte demselben seinen Segenswunsch, und umarmte ihn. Dann kamen aus jedem der neun eingepfarrten Dorfschaften 2 Deputirte, dankten dem Jubelprediger, im Namen ihrer Gemeinden für seinen zeither genossenen Unterricht und geleistete Amtsführung, und gratulirten ihm zu seinem Amtsjubiläum. Nun konsekrirte der Superintendent, nachdem ein Vers gesungen worden, und reichte, mit Beihülfe des Hrn. Pastor Binz, dem Jubelprediger, welcher öffentlich und allein kommunizirte, das heilige Abendmahl. Nach gesungener wendischer auf diese Feierlichkeit eingerichteten Dank-Kollekte sprach er den Segen über die Gemeinde aus. Nach so geendigtem Gottesdienste, welcher, der großen Menge Volks ohngeachtet, ruhig, stille und andächtig war, gieng der Zug wieder aus der Kirche nach der Pfarre, unter der von blasenden Instrumenten begleiteten Melodie: „Nun danket alle Gott ꝛc.“ Ein Gastmal von 40 Gedeken in der Pfarrwohnung machte den Beschlus, während welchem sich eine schöne Musik hören ließ, und eine Pathe, die kleine Fräulein von Knobelsdorf, begleitet von zwei andern Mädchen, dem Jubelgreise, unter Trompeten- und Paukenschalle, einen Kranz überreichte. Gegen 7 Uhr Abends gieng die Gesellschaft froh und vergnügt aus einander.

J. G. Vogel, Super.

V. Nachricht von den milden Unterstüzungen, welche die im vorigen Jare abgebrannten Einwohner Mittel-Sohlands erhalten haben.

Wenn auch die eilende Zeit jenen heißen und verzehrenden Feuermorgen des 30. Maies 1802 zu etwas vergeßlich machen sollte: so werden nachstehende edle Menschenfreunde, die uns so hülfreich die Hand reichten, immerwährenden Anspruch auf unsre verbindliche Dankbarkeit machen können. Niedergebeugt an Aschenhaufen standen wir — die Hand sank, der Blik in die Zukunft trübte sich — und so manche Thräne entfiel dem Auge — aber die Vorsehung weckte stärkend das Vertrauen. — Menschenfreunde! hier sind jene gutherzigen Opfer — aber auch unser öffentlicher Dank!

1) Von Ottenhayn 5 thl. 2) Reichenbachs Bürgerschaft 26 thl. 16 gl. 8 pf. 3) Herrnhut 80 thl. 4) Hr. Past. Dehmel in Bernstadt 16 gl. 5) Hr. Past. Fiebiger in Markersdorf 1 thl. 6) Nieder-Reichenbach 29 thl. 6 gl. 6 pf. 7) Ober-Reichenbach 5 thl. 22 gl. 8 pf. 8) Dolgowitz 14 thl. 9) Mengelsdorf 10 thl.

12 gl. 2 pf. 10) Ober-Holtendorf 9 thl. 20 gl. 5 pf. 11) Remnitz 16 thl. 13 gl. 12) Schönau auf'm Eigen 39 thl. 13) Ölsch 1 thl. 4 gl. 6 pf. 14) Herwigsdorf 18 thl. 1 gl. 6 pf. 15) Gemeinde Nieder-Sohland, v. König, 17 thl. 20 gl. 3 pf. 16) Friedersdorf an der Landskrone 38 thl. 17) Gemeinde Ober-Sohland, von Üchtritz, 17 thl. 2 gl. 18) Bischdorf 24 thl. 2 gl. 6 pf. 19) Zoblitz 12 thl. 9 gl. 7 pf. 20) Hr. Graf von Bühnau, auf Ober-Sohland, 5 thl. 21) Fr. Maj. von Herzberg, auf Zimpel, 2 thl. 22) Hr. Pachter Rocke zu Ober-Sohland 1 thl. 23) Gemeinde Ober-Sohland, von Bühnau, 26 thl. 14 gl. 8 pf. 24) Gemeinde Ober-Sohland, von Schlieben, 3 thl. 21 gl. 4 pf. 25) Die Reichenbacher Wiedemuthsunterthanen zu Ober-Sohland 3 thl. 8 gl. — 26) Die Unabgebrannten zu Mittel-Sohland 36 thl. 5 gl. 11 pf. 27) Gottlieb May in Wendisch-Kunnersdorf 1 thl. 28) Ebersbach bei Görlitz 15 thl. 11 gl. 6 pf. 29) Hr. Zolleinn. Bühring in Ebersbach 2 thl. 30) Hr. Acc. Einnehmer Claudius in Camenz 2 thl. 31) Hr. v. Gersdorf auf Meffersdorf 10 thl. 32) Der Mstr. Müller in Georgowitz 1 thl. 33) Die Gemeinde Nieder-Sohland, Freuden, vertheilte ihren Beitrag selbst. 34) Hr. Past. Föst in Königshain 1 thl. 35) Hr. Hofkommissar Scholz auf

Rosenhain 5 thlr. 36) Gersdorf bei Reichenbach 12 thl. 37) Markersdorf, Kloster-Antheil, 15 thl. 19 gl. 9 pf. 38) Markersdorf, Stifts-Antheil, 9 thl. 7 gl. 1 pf. 39) Deutsch-Paulsdorf vertheilte 16 thl. 11 gl. 40) Reichenbachs und Rothenburgs liebe Schuljugend bedachten auch die Sohländischen abgebrannten Schulkinder mit 4 thl. 13 gl. 9 pf.

An Getreide und Brodt ward vertheilt.

1) Vom Hr. Landesältesten von Kiesenwetter, auf Reichenbach ꝛc. 5 Schfl. Korn.

2) Die Hrn. Freude auf Nieder-Sohland, 2 Schfl. dergl.

3) Hrn. von Bucherfeld auf Mengelsdorf, 40 Brodte.

4) Gemeinde Meuselwitz, 30 dergl.

5) Gemeinde Dolgowitz 14 dergl.

6) Bauer Käckritz und Gottlieb Wünsche, Gärtner in Niedersohland, jeder 2 dergl.

7) Hrn. Vorwerksbesitzer Bläsche in Görlitz, 1 Schock Stroh.

Beim Pfarr- und Schulbau unterstüzten bis jezt die dienstleistende Kirchfahrt Sohland mit unentgeltlichen Baufuhren:

1) Die nachbarlichen Dolgowitzer Bauerguthsbesitzer.

2) Die Friedersdorfer an der Landskrone dergl.
3) Die Georgowitzer dergl.
4) Die Zoblitzer mit Handdiensten.

Vorstehende Wohlthaten sind mit der gewissenhaftesten Vertheilung an die Verunglückten abgegeben worden. Ihre Dankgefühle waren unverkennbar. Segen der Vorsehung lohne es im reichsten Maaße den edlen Gebern. Nie weine je ihr Auge an Aschenhaufen, nie rufe uns schreckender Glockenhall oder Feuerdampf zu ihrer nachbarlichen Rettung. Mit diesen Dank- und den Segenswünschen vereinige auch ich, Unterzeichneter, meine ähnlichen Gesinnungen, — Hohen und Niedern, — keinen ausgeschlossen, auch den resp. Gemeinden, die mich ihres Mitleids würdig fanden, sei mein Dank geweiht, so wie auch meinen verehrungswürdigen Herren Amtsbrüdern. — Theure! dieß sind Erndten, wozu auch wir durch eindrückliche Übertragung der Worte Pauli: „Lasset uns Gutes thun ꝛc." das jugendliche Herz zur Menschenliebe bilden wollen. — O welcher süße Lohn, wenn einst solche Früchte reifen!

Mittel-Sohland, im März 1803.

Die sämtlichen abgebrannten Gemeindeglieder Mittel-Sohlands, und

Christian Gottlob Kerber, subst. Org. Schullehrer und Gerichsschr.

Johann Gottlieb Thomas, Richter.

Neue Lausizische Monatsschrift 1803.

April. Viertes Stük.

I.

Vorlesung,

gehalten am 6. September 1796.

Salomo, von dem unsere Väter behaupteten, es könne Niemand so klug sein, wie Er, hinterlies uns den treflichen Gedanken: daß jedes Ding seine Zeit habe. Erfahrung hatte ihm diese Wahrheit gelehrt, denn Kunst und Gewalt vergönnten ihm, jedem Tage einen neuen Genuß zu geben. Nach einer langen Reihe von Jarhunderten erschien in einer andern Weltgegend ein Mann, dem seine Sittensprüche von undankbarern Zeitgenossen den

R

fortdauernden Namen: **der Narr**, erwarben. — Klaus hatte andre Erfahrungen gemacht, des Glükes Wechsel mehr empfunden, daher wandelte er den Spruch seines königlichen Vorgängers dahin ab, daß jedes Ding nur eine Weile währe. Es liegt am Tage, daß beide, der Weise und der Thor, sich auf einem Wege begegneten, und daß beide Äusserheiten des menschlichen Geistes, **Klugheit** und **Aberwiz**, das nämliche lehren, so bald ihnen Erfahrung zu Hülfe kommt. Man vereinige beide in einen Punkt, und man erhält, wie mich dünkt, den Saz, daß es eine nothwendige Abwechselung gebe, eine ewige Ebbe und Flut, überall, wo die Natur wirkt, oder die Menschen ihr Wesen treiben.

Die Natur wandelt unaufhörlich die Gestalten der Dinge, die sie hervorbrachte, jedes Wesen ist ihr, Zwek und Mittel zugleich; der nämliche Zauberstab tödtet und belebet; und doch wirkt sie nur langsam, bereitet sich im Lenze auf den Herbst, und läßt diesen schon Knospen für den künftigen Frühling gewinnen; im Keime zum Leben bereitet sie den Stof zur Verwesung. Unternimmt sie den raschern Flug, so zerbersten Berge, Länder sinken ins Meer.

Von einer allwaltenden Vorsicht ward, wie der Natur, dem einzelnen Menschen, also auch ganzen Völkern, die Bahn gezeichnet, auf welcher sie wandeln müssen, um den Zwek ihres Daseins zu erfüllen, und das Ziel zu erreichen, welches ihnen das endliche ist. Die ersten Schritte sind langsam, geschwinder die leztern, und es ist nicht Täuschung, wie bei dem Kinde, dem jede Stunde zu lang, wie bei dem Manne, dem jedes Jar zu kurz zu sein dünket. Jartausende gehörten vielleicht dazu, ehe der Wildmensch richtige Gedanken fassen, sie vertragen und ausüben, ehe Wildheit sich in Rohheit verwandeln konnte, ehe sich Kräfte verbanden, um einen gehabten Gedanken zu vervielfachen. Ein Jarzehend hingegen änderte alle unsere Begriffe um, stürzte alle unsre wissenschaftlichen Gebäude nieder, untergrub unsre Sitten und Lebensweisen. Damals musten die sieben weisen Meister durch Sittensprüche berühmt werden, die uns unbedeutend zu sein dünken, weil der gemeinste Mann unsers Zeitalters sie eben so gut zu erdenken vermag. Ihre Zeitgenossen erstaunten über die gedachten Wahrheiten, fühlten derselben Umfang, und bewahrten sie der Nachwelt auf als tiefe Weisheit. Für unsere Tage gehören wichtigere Begebenheiten, höhere Ge-

danken, wenn der Geist des Menschen erschüttert, der Name des Entdekers berühmt werden soll.

Durch unendliche Aufstufungen gelangt der Mensch von Rohheit zu Aufklärung. Nun liegen vor ihm lachende Fluren, links und rechts gebahnte Strassen, überall prangt üppige Kultur. Bis zu ihr ist nur ein Schritt. Besteht Aufklärung in Kenntnis der höchsten Pflicht des Menschen, oder in Erfüllung des Sittengesezes, welches das Mittel sein muß, möglichste Glükseligkeit zu erlangen, so ist Kultur, als Endpunkt derselben, Gefühl für das Erhabene und Schöne, oder Fertigkeit, beide Regeln zu befolgen, um die erreichte Glükseligkeit geniessen zu können. Findet man Aufklärung in etwas andern, als in Kenntnis seiner Pflichten und ihrer Erfüllung, so muß nothwendig der ihr entspriessende Geschmak anders, d. i. fehlerhaft sein.

Durch unendliche Aufstufungen gelangt ein Volk, wie gesagt, zu Aufklärung, durch sie zu Kultur. Handlung und Feldbau brechen zuerst Bahn, ihre Pfleglinge, Künste und Wissenschaften, folgen ihnen nach. Je mehr jene getrieben werden, je gröser kann Aufklärung und Kultur werden; mehrere Quellen verstärken

das Mittel zum endlichen Zweke. Ohne die neue Fahrt nach Ostindien, ohne Amerikas Entdekung, ohne Erfindung der Buchdrukerei, stünden wir noch unermeßlich weit zurük, wären höchstens erst da, wo die Römer endeten. Je mehrere Vorschritte ein Volk fand, und zu benuzen wuste, je weiter rükte es selbst vor. Von Orfeus bis auf Kant, von dem ersten Siegelringe bis zu der Buchdrukerei, vom geschmolzenen Sande am Bache Belus bis auf Herschels Fernröhre, von der ersten Fischerbarke bis zum Orlogschiffe, von der Seifenblase oder dem fliegenden Drachen bis zum Luftballe, vom ersten Bade bis zum Wasserwandeln, welche Abstufungen giebt es da, und welchen Zeitraum erforderten sie. Noch wagt die Kunst des Wasserwandelns erst kindische Versuche, an die, durch Feuer zu gehen, wird erst ein künftiges Jarhundert denken. Das unsrige fand grossen Stoff vor, und verarbeitete ihn. *)

Ein armes Volk besizt keine Aufklärung und keinen Geschmak, denn Pracht in Pajoden und Tempeln, Träumereien des Geistes, sind nur Puz und Gedanken des Kindes. Der Dinge Gestalt gilt immer demselben gleich schön

*) 1796 niedergeschrieben.

und häslich, bequem und unbequem, alt oder neu, hat den nämlichen Werth, d e n des Bedürfnisses. In einen bessern Zustand versezt, schwinden ihm seine Träume, statt der Tempel zieret man seinen eigenen Leichnam. Käme es ganz roh in eine glänzendere Verfassung, so würden entweder die sinnlichsten Vergnügungen an die Stelle der Göttererscheinungen und anderer Sachen treten, oder diese den höchsten Grad menschlicher Verirrung erreichen. Beide Arten von Völkern haben wir gefunden, die eine in Taiti, die andere in Mexiko, und musten sie finden, da die Nothwendigkeit keinen andern Pfad übrig ließ. Hat ein solches Volk vorher angefangen, den Geist etwas zu bilden, so nimmt es freilich eine bessere Richtung, aber alles nur in Rufsicht körperlicher Gefühle; man sorgt für bequeme Wohnung, Prunk in Kleidern und in Geräthen, für Tanz, Musik, Schauspiel, nur für den Geist in Nichts, denn eine solche Kultur gewährt zwar feinern Genuß, sanftere Bequemlichkeit, aber das Sittengesez bleibt ohne Anwendung. Selbst der Genuß gehört nur für diesen Augenblick; der folgende hascht nach neuem; man buhlt um Schönheit, verachtet die Dauer. Nicht der sanfte, nach Regeln gebildete Tanz wird bewundert, — denn die ehemaligen festlichen Rei-

hen sind längst nicht mehr Sitte — der schnellste oder der üppichste ist der schönste, nicht der Musik feines Gefühl; der rauschende Gang, oder der schmetternde Schall, oder wenn die sanfte Flöte das schon verwollüstigte Herz schmelzt, kann gefallen; nicht des Schauspieles Kunst im Dichter oder im Darsteller, sondern Wiz oder feine Zweideutigkeit. Der arme Geist hat keinen Genuß, denn er fühlt seine Bedürfnisse nicht, oder glaubt zu geniessen, indem er dem Körper dient. Ob der Schauspieler richtig spreche, oder nicht, ob der Darstellung Gang wahr sei, oder unmöglich, ob der Tonkünstler das Langsame schnell, das Geschwinde zäh, rauschend das Stille, sacht das Laute vortrage, ob der Tänzer dem Zeitmaasse folge oder nicht, ob die Musik des Tanzes Sinn habe oder nicht, das alles gilt gleich; man erreichte durch sie als Mittel den Zwek, sah Schauspiele, hörte Töne, und raschte den schnellesten Tanz den Saal hinab. Man hält sich für aufgeklärt, diejenigen für verfinstert, welche diese Vergnügungen zu entbehren wissen, und rechnet die Fortschritte, die das Jarzehend gemacht hat, dem menschlichen Geiste als Verbesserung an. Die Einbildung wird erhizt, die Leidenschaft befriedigt, der Geist betäubt, so daß er seine Leerheit nicht fühlt. Die feinern Künste, Malerei

und Dichtkunst, und wie sie heissen, fodern mehrere Anstrengung, man läst sie daher unbenuzt; will man ja der Einbildung schmeicheln, so lernt man von Arding'hello malen, von Grekour dichten.

Ein Volk, das, wie Griechen und Römer, nach und nach von Rohheit zur Verfeinerung steigt, artet weniger aus, und doch schlägt seine Stunde, wenn es den Gipfel seiner Macht, seiner Reichthümer gröseste Fülle erlangt hat. Für den Reichen und Mächtigen arbeiten alle Künste, die Grazien speisen an seiner Tafel, ihm singen die Musen ihre Chöre; aber bald wird das fortdauernde Vergnügen ihm lästig, es verliert seine Reize, und er sucht Freuden, die anderer Art sind. Das arme Athen schäzte seine Feldherren, das reiche der Tänzerinnen Gewandheit. *) Die höchste Kultur hat, wie jede menschliche Einrichtung, nur Ein Ziel, Vollendung, oder, wenn man es wahrer geben will, Auflösung. Es giebt einen Punkt, der das Nichtweiter eines jeden einzelnen Menschen und eines jeden Volkes ist: haben sie diesen erreicht, so stehen sie am Rande der erklommenen Höhe, um entweder in grause Untiefen zu stür-

*) Agathon I. 139.

zen, und wie ein neuer Paladin durch brennende Meere zu fluhten, mit feuerspeienden Drachen, Riesen und Unholden zu kämpfen, und das unbekannte schön goldne Land zu erreichen, oder durch eigne Zagnis oder fremde Gewalt genöthigt, den zurükgelegten Weg wieder zurük zu wandeln. Der menschliche Geist ruht nie; hat er sein ihm mögliches Ziel erreicht, jeden Gedanken verarbeitet, so sucht er auf Schleifwegen neue zu finden, hascht nach Albernheiten, und der Geschmak wird verdorben; ist er eigengierig genug, sich für vollweise zu halten, so ist die Folge Sinesischer Geschmak, Sinesische Aufklärung. Die Künste haben freilich von jeher die Menschen verderbt und weichlich gemacht, und das emolliunt mores ist eine bittere Wahrheit, denn der verfeinerte Genus blieb nie geistig allein, auch der Körper verlangte ihn, vielleicht ward er auch oft von diesem veranlast. Der schönste Geschmak artet endlich aus, und dies nie auf einer Seite allein, er zerbricht alle schöne Gestalten, hascht überall nach Arabesken, und verschont auch das nicht, was ihm bisher das heiligste und ehrwürdigste war, selbst die Religion nicht. Oder — zeigt uns die Geschichte ein Volk, das, als es auf der ihm möglichst höchsten Stufe der Kultur stand, fortdauerte,

und also noch ist, oder vergönnt uns nicht der Mangel an Beispielen, den Ähnlichkeitsschluß anzuwenden und zu behaupten, daß Veränderung und Ausartung zur Erhaltung des Ganzen nothwendig sei? Ich weiß, daß es Männer giebt, welche die Geschichte in ein filosofisches Grundgesez zwingen, und sie nöthigen wollen, anders zu sein, als sie war, allein ich vermag es nicht mich, wenn der Hintersaz erwiesen da liegt, durch den vordern eines andern überreden zu lassen, ob ich mich gleich überzeuge, daß es mit der Menschheit immer besser werden kann und werden muß. Denn wenn auch ein Volk seine errungene Kultur wieder verläst, oder ihrer beraubt wird, so bin ich doch gewiß, und der Augenschein lehrt's, daß der Grad seiner Kenntnisse nicht verloren geht, da **sein** Zeitpunkt nicht der lezte des Menschengeschlechts war, — der nächste Stamm erbt seine Kenntnisse, wenn er auch die Schäze noch nicht zu verarbeiten versteht, er lernt einst die Kunst, schreitet weiter vor, und so geht die Vervollkommnung ins Unendliche fort. Karthager, Athener und Römer sind nicht mehr, aber ihre höchsten Kenntnisse giengen nicht unter mit ihnen, sondern sind nun die Grundlage der unsern, und wenn wir einige vermissen, wie

die Bildhauerei, so schlummern sie nur, weil wir ihrer noch nicht bedürfen.

Bis jezt gab es wohl kein Volk, das auf reine Grundsäze des wahren Geschmaks seine Einrichtungen sich gebildet hätte. Ob es überhaupt möglich sei? — unsre Nachkommen erst werden diese Frage entscheiden. Die vollkommene Verbesserung aller Völker der Erde, der überfeinerten Europäer wie der Baschkiren, der weichlichen Perser wie der Eisländer, der filosofirenden Stämme wie der, deren höchste Zahl drei ist, diese Verbesserung zu Einem Ziele, und zu der nämlichen Zeit hoffen, mag ein schöner Traum sein; man kann ihn noch Jartausende träumen. — Die Natur schaft überall andere Anlagen; der Bergbewohner kann nie werden und denken, wie der Siedler im Thale; auf das Feuerland schleuderte sie Menschen, um ihrer nicht mehr zu gedenken. Die brennende Sonne und das starre Eis bringen verschiedene Gedanken und Meinungen hervor, und diese Mannichfaltigkeit sollte aufhören, jenes Fortstreben von dieser Trägheit ereilt werden, daß beide einst gleichen Schritt hielten, die gesammte Menschheit zu einer Zeit die nämliche Kultur erreichen? — Wäre es auch geschehbar, so würde doch wenig-

stens die Nämlichkeit unmöglich sein. Der Römer Aufklärung war anders, als die der Griechen; die unsre weicht von der unsrer Nachbarn ab. Eher noch hat die Meinung einigen Anstrich von Möglichkeit, daß es einst ein Volk geben könne, welches in der angefangenen Kultur Jartausende fortschritte.

Welches der höchste Punkt der Menschheit sein möge, wissen wir nicht; ob wir wohl den rechten Zwek ahnen, und nicht erst ein künftiger Zustand denselben uns lehren werde? — Wo hat der Mensch Wahrheit? Vermuthung vertritt ihre Stelle. Vielleicht ist unsre Bestimmung, was Aufklärung sei, nur das höchste, was der Mensch zu denken vermag; der Kranz selbst, nach welchem er strebt, hängt dort, wo der lezte Tag in die ewige Nacht sinkt.

Wenn nun ein Volk durch Handlung und Feldbau gehoben aus dumpfem Gefühle der Armuth und des Trübsinns sich auf einmal in den Strudel der Vergnügungen stürzet; die wenigen Vorkenntnisse, die es besizet, für Aufklärung hält, seine Sitten und Häuslichkeit gegen Verschwendung und Üppigkeit vertauschet, und so selbst mit dem Wahne, daß er der richtige sei, den falschen Geschmak annäh-

me, — würde es fruchten, wenn dawider der Weltweise redete, oder der Gottesgelehrte eiferte, fruchten, wenn man kalte Geseze dagegen geben, oder, wie der fränkische *) Tirann, alles, was Wissenschaft und Geschmak zu sein scheint, verbieten, oder die junge Blume, die vielleicht nur einer Verpflanzung bedarf, zerknifen wollte, weil man sie unter Dornen und Disteln gewahret? Selbst ungereimt wäre das Erstaunen darüber, das stille, ruhige Menschen auf einmal zu brausen begönnen, unnöthig die Frage über die Möglichkeit dieser Erscheinung. Alles liegt so ganz in dem Gange der Natur oder der Menschheit, daß es nur durch ein Wunder anders sein könnte. Handlung und Akerbau, Erwerb und Vertreib bringen Aufwand hervor, der Mangel richtiger Aufklärung bewirkt dem Körper Genus, Vernachlässizung dem Geiste. Man müste die Gottheit bitten, daß sie das Volk wieder in Dürftigkeit werfe, oder sich, auf Salomo und Klausen gestüzt, mit der Hofnung trösten, daß die Betäubung nicht immer anhalten werde. Allein, das erste wird kein vernünftiger Mann wünschen, das andere ist mislich, wie jede Hofnung.

*) Die Verlesung ward 1796 gehalten.

Aber was soll man thun? Soll man unthätig bleiben? mit stiller Gelassenheit zusehen, wie alles sich drängt, um zügelloser Weichlichkeit zu geniessen? — Bei den gebildeten Ständen fängt die Kultur an, geht herab bis zum Landmanne, und so entsteht überall neues Bedürfnis, das sich gleich, aber wohl nirgends das nämliche ist. Wenn die gebildeten Stände Tanzfeste sich geben, so werden bald Bürgerbälle entstehen; diesen noch andere folgen. Konnten jene die Zeit entbehren, so geht sie hier ganz verlohren; war der Aufwand jener gering, überstieg er nicht ihre Kräfte, so scheint er hier an Verschwendung zu gränzen; grösser noch ist der Verlust, wenn der Jüngling, der den Grund seines künftigen Glükes, seines bürgerlichen Wohlstandes legen soll, die Kräfte dazu verschleudert. Wenn die gebildeten Stände Schauspiele lieben, so wird sie auch das Volk schön finden, gefallen jenen grosse, wichtige Stüke, so wird auch dieses sie schäzen lernen. Haschen jene nach Kotzebues Wizlichkeiten oder nach Possen, so wird sich auch das Volk drängen, um der süssen Kost geniessen zu können, und es kommt wahrlich nur auf jene an, ob die Sitten noch mehr verdorben werden sollen, als sie es ohne Bühne schon sind: Und so wird das Bedürfnis des einen Stan-

des die Nothwendigkeit des andern. Verhält es sich so, dann ist es Pflicht der tongebenden Stände, dieses Bedürfnis zu leiten, den Geschmak, der falsch ist, oder falsch zu werden beginnt, zu berichtigen, und noch umzukehren, weil es Zeit ist, oder wenigstens den Versuch zu wagen. Der häuslichen Einrichtung die alte Einfachheit wiedergeben zu wollen, dürfte wohl vergebene Bemühung sein. Bequemere Wohnung, anständigere Kleidung, besseres Geräthe, Kleinode sind nicht zu verachten, selbst den niedern Ständen zu gönnen. Aber wenn von diesen das Geld zu der Wohnung schönerem Baue erborgt, oder ein altes Gebäude um des neuen Puzzimmers willen verderbt, oder die feinere Kleidung aus fremden Werkstätten gezogen werden muß, wenn schöneres Geräte keinen andern Werth als hohen Preiß hat, wenn der Schmuk nur flittert, wenn diese Glanzsucht den ärmern Mann mit wenigern Verdienste in Elend stürzt, weil er mit seinen Zeitgenossen fortgehen will und muß, um nicht ein Fremdling im eignen Lande zu sein; sollte man denn nicht Wohnung und Kleidung, Geräte und Kleinod verwünschen, nicht den leisen Gedanken ahnden nach alter Gnügsamkeit. Die Altervåter schnizten sich Bänke, die Grosväter sassen auf Schemeln, die Väter kauften sich le-

derne Stühle, und die Kinder sizen auf gepolsterten, und die eben heraufblühende Zengung, die überhaupt dem Menschthume den feinsten Anstrich zu geben — droht, wird auf Faulbetten und Schäferstühlen ruhen, wenn nicht Armut und Dürftigkeit sie nöthigen sollte, den wurmstichig gewordenen Schemel wieder hervorzusuchen. Diesen Aufwand zu hindern, ist kein Mittel, er müste sich selbst hemmen, oder durch die oben gedachte Armuth und Dürftigkeit zernichtet werden. — Man arbeite nur für Aufklärung, dann für Geschmak, und daß dadurch, neben der Bequemlichkeit, auch für den Geist gesorgt werde. Schauspielhäuser und Tanzsäle bauen, Ritter- und Geisterromane, Schwänke und Feenmährchen lesen, macht wohl den Geschmak noch nicht aus. Tanz und Musik, und Gesang, Schauspiel und Leserei, Dichtkunst und Malerei können immer Zweige desselben sein, man leite sie nur zum wahren Genusse. Ist das Schauspiel unentbehrlich geworden, so würde keine Erinnerung fruchten, und Platos Weisheit da tauben Ohren tönen, wo jeder den Nachbar auffodert, lang entbehrtes oder nie genossenes Vergnügen mit zu geniessen; der Widerspruch ist vergeblich. Man lehre daher den Liebhabern der Bühne, denen vielleicht jede Vorstel-

lung gleich werth sein möchte, auf die Schönheit des Schauspiels, wie auf die Fehler desselben, aufmerksam sein, auf das richtige Sprechen und auf alles das zu achten, was zum Anstande gehöret, um wahres Gefühl, richtige Empfindung zu weken, und selbst Ausdruk und Betragen zu bessern. Und wenn nun das Volk Schauspiele haben muß, so suche man in ihnen den Stein der Weisen zu finden, d. i. das Unmögliche möglich zu machen, und auf Sittlichkeit des Volkes zu wirken. Die nämliche Achtsamkeit habe man bei der häuslichen Bühne, die, weil sie keinem Sittengerichte unterworfen ist, um so inniger sich bestreben muß, mehr zu leisten und richtiger darzustellen, als der öffentlich auftretende Künstler. Die Singschule beschäftige sich nicht blos mit Weibern, weil sonst der Gesang, ihnen überlassen, weibisch wird, und man glauben würde, es sei wahr, daß nur ein Weib, ein Verschnittener oder ein Gek singen könne. Die Tonkunst reize nicht blos das Ohr, sondern beschäftige auch den Geist mit Grundsaz und Wohllaut, errege nicht Leidenschaft, sondern besänftige sie. Die Malerei werde als Darstellerin des Schönen und Erhabenen der Natur benuzt; die Menschenweisheit als Kunst des Lebens unter das

Volk gebracht, damit es lerne, die zur Glükseligkeit erlangten Mittel richtig zu benuzen. — Jede Lesebibliothek werde von schlüpfrigen Schriften, fadem Geschwäze, nicht sinnischen Zauber- Geister- Ritter- und Fehmgerichtsromanen gereinigt, denn diese sind es, welche das Volk verderben, nicht solche, welche staatsbürgerliche Meinungen betreffen, oder wider den im Lande ererbten Glauben gefährliche Säze verbreiten; jene lieset es nicht, und diese fodern eine Prüfung, mit der sich sein Glaube nicht gern beschäftiget; lieber schweift es in dem Reiche der Möglichkeit herum, blikt in die Vergangenheit, aber für die Zukunft läßt es Gott sorgen. Jene Romane zerstören den Weg zur Glükseligkeit und können Gedanken erregen, die ihm bis jezt noch verborgen waren. Um durch sie Perikles Künste zu wiederholen, duldet man sie doch wohl nicht! Man gebe auf diejenigen acht, die im Finstern herumschleichen, um Aufklärung durch Schriften zu verderben, welche sittliches Gefühl empören, die Zeit tödten, und der bürgerlichen Ordnung spotten. Die Religion — daß ich auch ihrer, als das ehrwürdigste, gedenke — entkleide sich immer mehr von des Morgenlandes Prunke, lehre uns, wie der Stifter derselben, die Blumen

auf dem Felde, die Vögel unter dem Himmel betrachten, zeige uns mehr was zu thun sei, als was schon geschah, sei uns sanfte Leiterin durch des Lebens Irrgänge, damit das Volk, das oft genug noch von Ketten und Banden träumet, finde, daß die Wohlthäterin nur von Rosen sie wand, — und ich versichere mich, ein Volk, das im Begriffe ist, auszuarten, wird sich dem bessern Geschmake nähern, und seinen Wohlstand dazu benuzen, daß der Geist der Ewigkeit reife, und der Körper einer Pflege geniesse, ohne in Sibaritischer Weichlichkeit zu schwelgen. Zwar nicht auf immer wird diese Vorkehrung helfen, denn wenn Sittheit unsre Handlungen leiten sollte, so müsten wir, die Feinde derselben, Künste und Wissenschaften, verbannen, und auf den feinern Genus Verzicht thun, um des patriarchischen fähig zu werden, wenn dieser anders, bei reiflicher Überlegung, einigen Werth hat. Unsere Besserung kann nur auf die Gegenwart gehen, denn in kurzer oder längerer Frist geschieht doch, was überall geschah: jedes Volk artet aus, oder tritt zurük. Wir hätten unsre Pflicht gethan, hätten den reissenden Strom in ein räumiges Bette geleitet, mögen die Nachkommen zusehen, daß er die lokern Dämme nicht durchbreche; mögen sie für ihre Zeit andere Hülfsmittel an-

wenden, da gewis jede andere fodert, denn alles Ding währet eine Weile, und hat sein Ziel, also muß auch überall anders gehandelt werden. Der Keim der Verderbtheit liegt da, denn die ganze Natur arbeitet an dem Untergange des einen, um das andere erhalten oder umschaffen zu können.

Ich habe übrigens nichts dawider, wenn man sich mit der Hofnung schmeichelt, daß einmal ein Volk mit der angefangenen Kultur fortdauern, und am Ende die ganze Erde dem reinsten Sittengeseze unterworfen sein könne. Wer wollte das nicht wünschen, sich nicht freuen, wenn die Horden von Thiermenschen, von denen es überall wimmelt, endlich alle vermenschlicht und entwildet werden könnten. Wir wollen darauf arbeiten, daß wir wenigstens so lange als möglich die Blume vor dem Verwelken sichern, die für uns blühte, wollen für die Verbesserung unserer Brüder durch Erziehung der Kinder und Männer sorgen, wollen jede Gelegenheit zum wahren Lebensgenusse ereilen, ehe sie uns den Rüken kehrt, und, wenn auch die kleinste Hofnung zur dauernden Glükseligkeit schwindet, uns wenigstens des Gedankens trösten, daß, wie die Sonne bald hier bald dort scheint, auch die Vorsehung einst unsern Brü-

dern jenseits der großen Meere den wahren Zwek ihres Daseins lehren, und sie aufhellen werde, sollte auch dieses Gleichnis uns selbst eine über uns kommende Nacht verkünden.

II.

Anmerkungen über des Diakonus Käuffers Abhandlung: über die Lage des ehemaligen Schlosses Meer in Syrbien.

In der Hauptsache stimme ich dem Herrn Verfasser ganz bei, daß das Schloß Meer oder Merawe nicht auf dem sogenannten Burgberge, sondern das jezige Schloß Döbschütz gewesen sei. In den Nebensachen bin ich hie und da verschiedener Meinung:

1.) Die sogenannten Schanzen bei Öhlisch, Schöps, und so auch den Burgberg bei Döbschütz halte ich, besonders nachdem ich die bei Schöps selbst gesehen habe, nicht für Hussitenschanzen; denn

a.) wie der Herr Verf. sehr richtig erinnert, haben wir gar keine Nach-

richten, daß sich das Volk auf dem Lande in solchen Schanzen vertheidigt hätte, — es floh in die Städte, oder verbarg sich in Gebüsche, Sümpfe ꝛc.

b.) Die Schanzen sind auch, wenigstens die eine bei Schöps, viel zu groß, als daß sie das Werk eines oder einiger Dörfer gewesen, und du in Eile hätte können aufgeworfen werden.

c.) Das Volk wäre auch nicht einmal dadurch vor dem Feinde geschüzt gewesen, denn auf der einen Seite, nach dem Schöpsflusse zu, ist die, die ich gesehen habe, ganz offen.

Aber eben so wenig kann ich sie für Werke aus dem 30jährigen Kriege ansehen. Von den Einwohnern des Landes selbst sind sie nicht angelegt worden. Es treten hier alle die Gegengründe ein, die sie nicht für Hussitenschanzen gelten lassen. Und die Kriegsvölker können sie unmöglich angelegt haben, denn

a.) fehlt es auch an allen Nachrichten;

b.) wären die Anstalten für den Zwek zu

gros. Ein hoher, mit groser Mühe aufgeschütteter Berg, um ein kleines Heer zu deken? denn die Schanzen sind nicht lang, aber sehr hoch,

c.) und wäre nur auf einer Seite gedekt,

d.) und hingegen von der andern Seite dem Geschüze des Feindes von den gar nicht sehr entfernten natürlichen Anhöhen ausgesezt gewesen. Wenn es das Werk eines Kriegsheers sein sollte, müsten die Schanzen nothwendig auf einer Höhe liegen, die nicht von benachbarten Bergen dominirt würde.

Diese Berge oder sogenannten Schanzen müssen nothwendig einen ganz andern Zwek, und einen ganz andern Grund ihrer Entstehung haben.

Der Pastor Klose in seiner handschriftlichen Geschichte der Landvögte, hält diese Schanzen für die ersten Vestungen der Teutschen in der Lausiz, und meint, daß die teutschen Heere sich, in Ermangelung von festen Städten und Burgen, vor der Hand auf solchen Bergen, durch Erdwälle, gegen die Anfälle der Eingebornen sicher gestellt hätten. Allein ausser daß in diesem Falle die Oberfläche

solcher Berge gröser sein müste, warum hätte man denn, andere Gegengründe zu übergehen, deren 4 so nahe bei einander am Schöpsflusse angelegt, sich nicht die ungeheure Arbeit erspart, und die natürlichen, zur Vertheidigung besser dienenden Anhöhen benuzt?

Schon bei andern Gelegenheiten habe ich geäussert, daß dergleichen Hügel wahrscheinlich Begräbnißhügel der alten Serben sind. Die Gründe:

1.) Die Slawenstämme hatten seit sehr alten Zeiten die Gewohnheit, die Gräber angesehner Personen so auszuzeichnen. Dergleichen Hügel waren ihre Piramiden, die freilich so weit unter der Kunst der Egiptischen waren, als die Serben selbst den alten Egiptern an Kultur nachstanden. Sie waren Barbaren, daher auch die Werke ihres Fleisses nur Zeugnisse groser Kräfte, aber nicht von Kenntnissen sein können. Zum Beweise erinnere ich nur an die Hügel bei Cracau, von denen Dlügoß schreibt, daß sie der Wanda und dem Krokus errichtet worden wären, und an die mehrern Orte, die Mogila heissen, in der Lausiz, Meissen, Brandenburg rc. (Moholz.)

2.) Wir finden ähnliche Hügel in der Oberlausiz, wie bei Buchwalde, Klein-Priebus, Podrosche, Werdek, Muskau, bei denen der Gedanke, daß sie im Kriege und des Krieges wegen entstanden wären, ganz wegfällt. Sie haben entweder eine ganz runde oder längliche Figur, welche ganz und gar keinen Schuz gewährte.

3.) Haben wir auch aus den Zeiten der Errichtung dieser Hugel keine Nachrichten, die wir auch nicht haben können, so werden doch die Begräbnisse Dwszaunipz und Winithopez, beide in der Oberlausiz, in der Urkunde von 1228, die ursprünglich von 1213 ist, genennt. Das Begräbniß Dwszaunipz der gedachten Urkunde scheint zwar, seiner Lage wegen, nicht das bei Schöps zu sein; allein der ursprüngliche Name von Schöps, das in ältern Nachrichten Schaups, Schops hieß, mochte wohl von Dwszaunipz nicht sehr verschieden sein.

Nach vielen Zweifeln, die Andre und ich mir selbst gemacht habe, daß das Dwszaunipz gedachter Urkunde die Schanze bei Schöps sei, überzeuge ich mich endlich doch, daß mit Dwszau-

nipz nichts anders, als der Hügel bei Schöps gemeinet sei.

Nimmt man noch dazu, daß ähnliche Hügel in der Niederlausiz, bei Sorau, Hünen- (Heiden-) häuser, in Pommern und vielen andern Provinzen Hünengräber, in Märkischen Urkunden tumuli paganorum, sepulchra paganorum heissen, und daß man auf dem Hügel in Podrosche, als man ihn, weil man die Kirche darauf baute, zum Theil planirte, Urnen in demselben fand, und in einem solchen Hügel, Nordnordwestlich von Muskau, der Kegelberg genannt, viel Urnen gefunden worden sind; so wird meine Meinung vielleicht nichts mehr zur Bestätigung bedürfen.

Die Entstehung derselben denke ich mir auf folgende Art:

Entweder man zeichnete das Grab eines Fürsten, oder sonst angesehenen Herrn, auf einmal mit einem Sandberge aus, oder hatte den Ort zu einem Begräbnißplaze einer angesehnen Familie bestimmt. Für allgemeine Begräbnißpläze möchte ich sie nicht halten, weil wir zu viel Urnen zerstreut finden.

Im ersten Falle vereinigten sich die Kräfte aller Unterthanen, um das Grab des Herrn zu

ehren; — im zweiten ward der Hügel bei jedem neuen Begräbnisse vergrösert.

Daß die Oberlausiz schon vor 1239 an Brandenburg gekommen sei, habe ich sonst auch schon bestritten. Man darf nur das Verzeichnis der Oberlausitzischen Urkunden durchgehn, so wird man sehen, daß der König von Böhmen die Landeshoheit in der Oberlausiz wenigstens bis zum Jahre 1249 ausübte, — und darf diese Urkunden nur lesen, um sich zu überzeugen, daß Görliz in den Jahren, wo es lange schon in Brandenburgischen Händen sein soll, noch Königl. Böhmische Beamte hatte.

Es sind zwar zwei Urkunden in dieses Verzeichnis aufgenommen worden, in welchen die Markgrafen von Brandenburg Klöster in Görliz und Bauzen gründen, — allein ich fürchte sehr, daß das sonst schöne Verzeichnis mit diesen Undingen, die für ihre Existenz nichts als Klostersagen, und nur auf diese gegründete Chroniknachrichten, dagegen aber gegen sich diplomatische Beweise haben, beflekt worden sei.

Gegen den vom Verfasser angeführten Grund der Schenkung der Herrschaft Melau-

ne ꝛc. an ein Kloster liesse sich ausserdem auch sonst noch mancherlei einwenden.

Die Kunigunde muste ja nicht, wenn auch die Lausizischen Güter, ihr Leibgedinge, nun von fremder Herrschaft umgeben waren, auf denselben leben; sie zog ihre Einkünfte daher, und konnte sein, wo sie wollte.

Gegen die Ableitung von Dobschüz hat der Herr Landsteuersekretär Crudelius schon treffende Erinnerungen gemacht.

Aber er will gar leugnen, daß der Zufluchtsort des Wladislaus in der Lausiz gelegen habe, und eher im Voigtlande zu suchen sei. So würde ja der ganzen Burg Meer die Existenz abgesprochen, und der Herr Diakonus Käufer hätte für einen Schatten kommentirt. So würde der Oberlausiz die Ehre entzogen, der Zufluchtsort ihres unglüklichen Königs gewesen zu sein, und ihr eine alte Burg genommen.

Schon die von dem Herr Bestreiter angeführten Schriftsteller sezen die Sache ausser Zweifel:

a) Stransky sagt: in arcem Meeram in Sirbia. Und es ist bekannt, daß die Böh-

men besonders die Lausitz unter Sirbia verstehen.

b) Ists nicht genug, daß Dubrav sagt: in Lusatiam ad regionem Budissinens.? Muste er nicht bestimmte Nachrichten haben, wenn er auch den Ort selbst nicht nannte?

c) Und bestimmte er die Güter in regione Budissinensi nicht genau genug ad fundos dotales uxoris?

d) Darf man dem Dubrav die Nichtnennung des Namens Meer zur Schuld anrechnen?

So viel ist, glaube ich, gewiß, daß man die böhmischen Geschichtschreiber erst widerlegen muß, wenn man das Meer ausser der Lausitz suchen will. Das kann aber doch ohne triftige Gründe nicht geschehen. Der Herr Gegner glaubt eben darinn, daß diese Güter die Fundi dotales uxoris waren, den Grund zu finden, warum diese Güter ausserhalb der zur böhmischen Krone gehörigen Provinzen zu suchen wären. Wenn diese Güter die Mitgift der Jutta, die Jutta aber eine Tochter Ludwigs III. von Thüringen war, — und dieser Landgraf in der Lausitz nichts zu verge-

ben hatte, so können sie nicht in der Lausitz liegen.

Allein es hat sich in diese Schlüsse ein falsches Prämissum eingeschlichen, und daher die unrichtige Consequenz.

Fundi dotales sind nicht Güter der Mitgift, sondern Leibgedingsgüter, wie Boregk sehr richtig übersezt hat. Ich will mit kurzen Worten entwikeln, wie es in damaligen Zeiten um Mitgiften und Leibgedinge stand und damit gehalten wurde.

Wenn ein Fürst oder auch nur angesehner Herr heirathete, so brachte ihm die Braut eine Summe Geldes mit, die der Bräutigam in ältern Zeiten, so viel ich Beispiele kenne, baar erhielt. So viel als sie mitbrachte (dos) muste der Bräutigam ihr wieder vermachen, (dotalitium,) und muste ihr auf den Fall seines Todes in seinen Gütern so viel verschreiben, als das dos und dotalitium zusammen ausmachte. Die verschriebenen Güter (fundi dotales,) müssen daher in der Regel immer in des Bräutigams oder Mannes Eigenthum gesucht werden. — Wie es weiter damit gehalten wurde, geht uns hier nichts an. Eine sehr gründliche Abhandlung darüber findet

man in Gerken's vermischten Abhandlungen, die ich nur nicht mehr bei der Hand habe.

Und nun, glaube ich, wird der Herr Gegner willig zugestehen, daß der Zufluchtsort des Wladislaws in der Lausiz sein konnte, und um der unverdächtigen Zeugnisse willen da war, und wird sich mit freuen, daß eine alte Nachricht sich auf mancherlei Art bestätiget.

Endlich will ich noch bemerken, daß der älteste Name des Ortes Mer — der jüngere Merawe sei, und aus diesem, durch gewöhnliche Verwechselung der liquiden Buchstaben r und l, Melaune geworden sei. So war Zara der ältere, Zarowe oder Zarawe der neuere; Zitta der ältere, Zittawa der neuere Name.

Worbs.

Zu diesen vorgehenden Bemerkungen füge ich noch bei:

a) daß Melaune bei den Wenden gegenwärtig noch Meriow oder Mjeriow lautet,

entweder also Friedersdorf, von Mjer, oder Gränzburg, von Merju.

b) daß ich ebenfalls die Hussitenschanzen, wie man sie gewöhnlich nennt, für weit älter hatte, und daß sehr leicht Mausolene darunter sein können.

c) Schöps ist kein teutscher, sondern verdorbener wendischer Name. Ich kenne den Namen nicht bei den Wenden; aus ihm würde sich ergeben, ob Hr. W. Hipothese gegründet sein könne, oder nicht.

Anton, D.

s Hartig, a.)
nnsdorf Siles.
xor.
a geb. Ulbin,
öwenberg in Schlesien :

c.) Jacob Hartig, [...]envorsteher bey St. Joh. in Zittau, n. 1[...]n, †. 1605 d. 8. April.

[...]rbara, n. 1565 [...]. 1568.

Jacob, n. [...] †. 1569.

Johann Hartig, Med. Doct., n. 1573 d. 13. Jan. [...]. 1632.
Susanna Joh. Montani Filia, n. 1576 d. 19. Febr., †. 1632 d. 19. Nov.

[...]lestinus, starb frühzeitig.

Christoph, früh-zeitig.

Susanna, †. früh-zeitig.

maliger Nieder-Oe-
sterreichischer Regie-
rungs-Rath, lebt jetzt
auf seinen Gütern:
Gemahlin: Ernesti-
na, Gräf. Philipps
Norb. von Sinzen-
dorf T., geb. d. 16.
Sept. 1754, verm.
den 1. Sept. 1774.

e

f, †. 1736. Gemahlin N., Gräfen von Gla-
iter Gemahl ein Graf von Lützau war, starb.
Böhm. Lienie.

Nepomuck, Graf, geb. den 15. Aug. 1736,
Tode Herr der Herrsch. Gießhübel, Schö-
ck; K. K. Kämmerer; Gem. 1) Caroline,
ton von Weissenwolf T., n. 1739, verm.
56, †. d. 7. Febr. 1777; 2te Gemahlin; Ma-
Marquise d' Yve, St. C. O. D.

der ersten Gemahlin.

---

ria, geb. 1761. Gemahlin:
Franz Ignaz, Graf von Stock-
jammer, verm. 1780.

III.

Etwas von der Oberlausizischen Abkunft der Herren Grafen von Hartig.

Mihi quidem nulli satis eruditi videntur, quibus nostra ignota sunt.

Cic. de Fin. Bon. et Mat. 1. 2.

Eines von den Oberlausizischen Geschlechtern, die noch beim Anfange dieses Jarhunderts in unserer Provinz geblühet, aber jetzt in derselben ausgestorben, jedoch dagegen im Auslande sich ausgebreitet, empor gestiegen und noch blühen, ist das Geschlecht der Herren Grafen von Hartig. Dieses Geschlecht theilet sich in zwo Linien, in die Österreichische und Böhmische. Beide Linien stammen nicht nur aus Schlesien, sondern auch aus unserer Oberlau-

siz, und zwar aus der Sechsstadt Zittau. Dieses zu erweisen, habe ich aus ächten gleichzeitigen Familiennachrichten nachstehende genealogische Tabelle entworfen, welcher ich einige die Stammväter betreffende historische Bemerkungen hinzufügen will.

a.) Dieser trieb anfänglich in seinem Wohnorte die Landwirthschaft, wendete sich nachgehends nach Löwenberg, und ließ sich daselbst häuslich nieder.

b.) Paul Hartig, nebst seinem Bruder Jakob, kam ums Jar 1560 nach Zittau. Beide wurden die Stammväter zwoer angesehenen Familien.

c.) Jacob Hartig, war bei seinen Handlungsgeschäften sehr glüklich und erlangte ein groses Ansehen, davon die in der Tabelle bemerkten Würden zeugen.

d.) Johann Hartig, brachte es durch seine ausgezeichneten medizinischen Kenntnisse und Erfahrungen dahin, daß auch Fürstliche Personen ihm ihr Zutrauen schenkten; denn er wurde Fürstlich Anhalt- Liegnitz- und Briegischer Rath und Leibarzt. Im Jare 1612 den 10. Juny verheirathete er sich, und durch diese Verheirathung kam er in Bekanntschaft und Verbindung mit ei-

nem noch jezt sehr geschäzten Arzte und Chimiker, dem Johannes Montanus, *) Kai-

*) Von des Joh. Montanus Vater, der auch ein Schlesischer Arzt und Chimiker war, mag hier eine Anekdote stehen: Er saß einsmals im Bade, dessen er sich oft bediente; indessen kam Theophrastus Paracelsus, als ein fahrender Schüler, that sehr dreiste, und wollte vorgelassen sein, allein des M. Magd, die den Th. für einen unverschämten Bettler hielt, wies ihn ab; darauf sagte Th.: Es wird deinem Herrn sehr reuen, weise ihm aber, was ich hier an die Thüre schreibe. Als nun die vergeßliche Magd in etlichen Tagen erst ihrem Herrn solches als eine geringe Sache ohngefähr erzählte, fand dieser mit Erstaunen die Worte hinter der Hausthüre: Theophrastus hic fuit, amplius me non videbis. Den Augenblik reisete der betrübte Montanus nach, kam auch endlich in Österreich auf die Spur, konnte aber ihn, weil er ihm fehlgereiset war, nicht einholen, bis er zu Strasburg im Wirthshause zu seiner größten Betrübnis

serl. Leibarzte in Strigau, welcher um dasige Gegend zuerst die sogenannte terram sigillatam strigoniensem entdekte, und damit viel glükliche Kuren that, auch auf Befehl der Obrigkeit folgende Schrift herausgab: Judicium de vera nativa, omnisque artis et fuci experte, terra sigillata, Strigonii per divinam gratiam inventa; Norib. 1585. 4. Edit. II. Vratisl. 1610. *) Zu dieser Schrift machte unser Hartig eine Vorrede, und fügte noch am Ende ein Elogium bei. — Montanus besaß im medizinischen und chimischen Fache manche Arkana, und theilte solche seinem Schwiegersohne, unserm Hartig, treulich mit. Übrigens war der liebe Hartig ein frommer und gutthätiger Mann. Seiner Schatoulle gab er die Überschrift: Aerarium Pauperum, und that daraus ohne Ermüden wohl. Oftmals brachte er Tag und Nacht in stiller verborgener Unterhaltung mit Gott auf dem Oywin zu. Einige Zeit vor seinem Ende übergab er E. E. Rathe in Zittau seine Armen-

den nachdenklichen Tod des Paracelsus zu Salzburg vernahm.

*) s. Kestner's Medizinisches Gelehrten-Lexikon, S. 560.

kasse als ein Gestifte, welches sich in der Folge durch die Guitthätigkeit seines Sohnes Christian vermehrte. Seinen Kindern empfahl er als eine vorzügliche erprobte Gesundheitsregel, deren Befolgung, nebst dem öfteren Fasten, ihm seine Gesundheit und Munterkeit erhalten: „Allezeit zu essen und „zu trinken aufhören, wenn es noch am besten schmeket.“ — Bei Beobachtung dieser Regel war er auch wirklich Zeit seines Lebens nie bettlägerig gewesen, und erreichte ein Alter von 60 Jahren; ja er würde ohne Zweifel sein Leben höher gebracht haben, wenn nicht die 1632 zu Zittau heftig grassirende Pest ihn und seine Ehegattin, wegen unermüdeter und ungeschonter Bedienung der kranken Bürger, endlich selbst angestekt, und auf einmal binnen 24 Stunden, nämlich den 19. Novb. gemeldten Jahres, aus diesem Leben entrissen hätte; jedoch hatte er noch vorher die trostvolle Freude, seinen Sohn Christian, *) den nach-

*) Er hatte zu Frankfurt an der Oder und in Strasburg studiret, hatte Frankreich, Engelland, Dännemark, Holland und Italien bereiset, und war 1629 den 21. Juli zu Padua Doktor der Med. worden, so wie

herigen Bürgermeister in Zittau, aus der Fremde wieder zu sehen, und ihm seinen väterlichen Segen, wiewohl nur in der Entfernung und von der Treppe herunter, in dem nachmals Schmeidelischen, jezt Herrn Aug. Benj. Güntherrn, Ziz- und Kattunfabrikanten, gehörigen Hause in der Webergasse, zu ertheilen, und die Schlüssel nebst

in eben dem Jahre den 12. Aug. Ritter des St. Markusordens. Im Jare 1630 kehrte er in sein Vaterland zurük, und 1632 den 7. Okt. wurde er ins Rathskollegium zu Zittau aufgenommen, und stieg darinnen bis zur Bürgermeisterwürde. Im J. 1645 erkaufte er Althörnitz, und erhielt von dem damaligen Churfürsten die seltne Gnade dazu, daß dieses Rittergut aus dem Mannlehn in ein vollkommenes Allodium verwandelt wurde, so wie er auch, nebst seinem ältern Bruder, Johann Jacob, und seiner Schwester, Sibylla, vom Kaiser Ferdinand III., vermöge des Adelbriefes d. d. Linz den 15. Okt. 1645, nebst allen ehelichen Descendenten und Namen, männlichen und weiblichen Geschlechts, in vollkommenem Adel- und Ritterstand erhoben wurde.

verschiedenen Kostbarkeiten zuzuwerfen. — Beide Eheleute wurden bei der St. Johanniskirche an einem Tage in ein Grab gelegt.

e.) Johann Jacob von Harbig wurde zu Dessau, wo sich damals sein Vater als Leibarzt am Fürstl. Hofe befand, geboren, und hatte lauter fürstliche Personen zu Taufzeugen. Er war sehr wohl gebildet und ein sehr gutdenkender Mann, und widmete sich der Arzneiwissenschaft. Nachdem er seine akademischen Studien vollendet, auch durch viele Reisen in fremden Ländern seine medizinischen Kenntnisse vermehret hatte, wendete er sich nach Italien, und erlangte auf der Universität zu Padua, (wo damals besonders die medizinische Gelehrsamkeit blühete,) die medizinische Doktorwürde. Er blieb aber, wegen seiner grosen Erfahrenheit, hier nicht lange unbekannt, indem die sehr glüklichen Kuren, *) die er zu Be-

*) Eine von diesen glücklichen Kuren war im dreissigjärigen Kriege der Stadt Zittau sehr nüzlich. — Im J. 1639 den 12. Juni, gleich am Pfingsttage, langte der Obrist Wrangel, sonst der Tolle genannt, mit etwa 40 Pferden zu Zittau an, und

nedig that, es dahin brachten, daß ihn die Republik zum Herzogl. Leibarzte erklärte,

begehrte die 6000 Rthlr. Ranzion, welche dem General Torstensohn versprochen, aber erst in 4 Wochen gefällig waren, sollten Augenbliklich bezahlt werden. Folgenden Tages kam sein Regiment Kavallerie, so über 1500 Mann stark war, und wobei sich noch viel loses Gesindel befand, nach. Die ungebetenen Gäste quartirten sich in der Stadt selber ein, so, daß 10 bis 15 Personen in ein Haus kamen, und solchen Jammer anrichteten, daß in etlichen Tagen viele Bürger ihre Häuser verlassen musten. Die Soldaten hatten alle mögliche Freiheit, und konnten die Bürger mishandeln, wie sie nur wollten. E. Hochedl. Rath stellte zwar bei dem Generalfeldmarschall Bannier in Leutmeriz die unerträgliche Last dieser Einquartirung durch einige Abgeordnete wehmüthigst vor, und ließ um eiligste Abhülfe inständig ansuchen; allein es wurde nichts fruchtbarliches ausgerichtet, bis endlich Gott die Bemühungen des damals sehr muntern, klugen Herrn Christian v,

ja, es wiederfuhr ihm auch die hohe Ehre, daß er und sein Bruder, Christian Hartig, von dem damaligen Herzoge, Nikolaus Contarenus, in einer hochansehnlichen Versammlung der Republik, und in Gegenwart der teutschen Nation, wie auch der Abgeordneten der Universität zu Padua, den 12. Aug. 1629, im Pallaste des heil. Markus zu Rittern des heil. Markus geschlagen,

Hartig, wie auch zweier andern Deputirten, dadurch segnete, daß die Gemahlin des Generals, eine Venezianerin, an seinem Geburtstage sichs zur Gnade ausbat, daß der Obriste Wrangel zum Abzuge die schärfste Order erhalten muste, indem sie sich erinnerte, daß Sigr. Hartigo in Venedig, (d. i. obengenannter Joh. Jac. von Hartig,) ihr in einer gefährlichen Krankheit das Leben erhalten. Ein Hochedl. Rath belohnte diesen guten Dienst in Monatsfrist damit, daß wohlgedachter Herr D. Christian Hartig, Ritter des löbl. Ordens St. Markus und bisheriger Stadtrichter, den 25. Aug. durch einhellige Wahl zum regierenden Bürgermeister erwählet wurde.

und mit dem Wappen und den Privilegien dieses hochlöbl. Ordens begnadiget wurden.

Im Jare 1645 wurde er, wie schon erwähnt worden, in den Adelstand erhoben.

Ihm, als dem ältesten Sohne, hatte sein Vater sowohl die Montanschen als seine eigene Arkana mit vielen väterlichen Vermahnungen und Wünschen anvertraut, darunter sich ein bewährtes Gegengift, so wie ein Mittel gegen die Schwindsucht, und noch ein anderes gegen die Wassersucht befand. Als Arzt hatte er viele Wunderkuren verrichtet, muste aber endlich dem unverdienten Neide und Hasse unterliegen, indem er im Jare 1747, nachdem sonst nichts an ihm haften wollen, durch einen Demant und darauf erfolgte Abzehrung das Opfer eines langsamen Todes wurde.

f.) Johann Esaias von Hartig, war K. K. wirklicher Hofrath, und Geh. Referendar bei der Böhmischen Hofkanzlei in Wien. *)

*) Der fleissige genealogische Sammler, Herr M. Ch. Fr. Jacobi, irrt sich, wenn er in seinem geneal. Handbuche (im 2ten Th. S. 195.) L. 1794. anstatt dieses Joh.

Nun noch Etwas vom adelichen Wappen derer von Hartig. — Die Herren Hartig hatten theils von ihrem Vater, Johannes, theils von ihrem Großvater mütterlicher Seits, dem Montanus, ihr Wappen ererbet. Der Erste bediente sich in seinem Wappen eines Kreuzes von acht Eken, mit Strahlen umgeben, wobei oben und unten zwei gegen einander abzielende kubische Triangel, oder in dreiekigter Spitze erhobener Diamantsteine nebst zwei Punkten zu sehen waren: die ohne Zweifel ihre magische Bedeutungen haben mochten. Zwischen den Triangeln erblikte man drei Figuren, welche zwar den Buchstaben Z. I. H. ähnlich sahen, aber zugleich gewisse chimische Karaktere vorzustellen scheinen, deren eigentlichen Verstand man dem Erfinder am sichersten überlassen muß. Montanus hingegen zielete auf die medizinische Erfahrung, in welcher er als ein Adler bis zu der Sonne, d. i. immer höher, ja auf den höchsten Gipfel zu fliegen sich bemühete. Daher erwählte er drei Berge, von welchen er den niedrigsten bereits erstiegen hätte, auf dem mittel-

Es. v. Hartig den vorher erwähnten D. Johann Jac. v. Hartig als Hofrath und Referendar ansetzet. Vielleicht ist es aber ein Fehler des Sezers.

sten aber jezt stünde, und den dritten noch zu ersteigen hofte, welches er damit anzudeuten schien, indem er auf die mittelste Klippe, die höher ist, als die unterste, und niedriger, als die oberste, einen zum Fluge begierigen Adler gesezt hatte. Weil er nun in Schlesien, welches einen Adler im Wappen führte, geboren war, und dieses sein Vaterland durch die Erfindung der Striegischen Terrae sigillatae in grossen Ruf gebracht hatte; überdieses ihm die hohe Ehre wiederfuhr, daß er dem Kaiser, der bekanntermaassen einen doppelten Adler im Wappen hat, als Leibarzt zu dienen gewürdiget wurde: so vergönnte ihm der Kaiser Rudolph II. in dem ihm ertheilten Wappenbriefe um so leichter, daß er sich eines gekrönten Adlers bedienen mochte. Aus diesen zweien ältern Wappen wurde nun das Adeliche Wappen derer von Hartig gebildet, und in so weit verändert und vermehret, daß sie vermöge des ihnen vom Kaiser Ferdinand III. ertheilten Adelbriefes (d. d. Linz den 15. Okt. 1645.) einen durch die Mitte Kreuzweis in 4 Querlinien abgetheilten Schild erhielten, und darein sowohl das von dem Johannes Hartig erwählte Kreuz, nebst den 2 Diamantsteinen, als auch die 3 Montanische Berge, nebst dem gekrönten Adler, vertheilet wurden. Auf den Schild ver-

liehe noch der Kaiser einen adlichen Thurniershelm, welcher zu beiden Seiten mit einer schwarzen und gelben Helmdeke, und oben mit einer güldenen Königl. Krone gezieret wurde, auf welcher ein groser schwarzbrauner sitzender Adler, mit ausgespreußten Flügeln, erhöhetem Halse, aufgesperrtem Schnabel und ausgerekter rother Zunge, als zum Fluge begierig erscheint.

Otto.

IV.

Chronik Lausitzischer Angelegenheiten.

1. Biografische Nachrichten.

Am 21. November 1802 starb zu Zittau an einer gänzlichen Entkräftung, im 82sten Lebensjare, Herr Benjamin Gottlieb Kretschmar, privatisirender Gelehrter daselbst. *) Er wurde geboren am 22. Septb. 1721. Sein Vater war Mstr. Gottfried Kretschmar, Tuchmacher in Löbau, seine Mutter Fr. Maria Elisabeth geb. Völkel. Der

*) s. Laus. Mon. Schr. 1802. Dezemb.

Entschlafne war erst 3 Jare alt, als seine Ältern, um ihren Wohlstand zu verbessern, von Löbau nach Pirna zogen. Hier wurde er im fünften Jare zur vater- und im sechsten auch zur mutterlosen Waise. Ein älterer Bruder, der nach der Zeit als Student zu Leipzig starb, war sein erster Lehrer. Als er weiterhin die öffentliche Schule besuchte, gab ihm zuerst der damalige Kantor Häckel nicht nur in den seinem Alter angemessenen Wissenschaften, sondern auch, weil er eine gute Stimme hatte, in der Vokal- wie auch in der Instrumentalmusik Unterricht. Seine gute Aufführung und sein unermüdeter Fleis erwarben ihm nicht nur den Beifall seiner Lehrer, sondern auch die ihm zu seinem Fortkommen nöthige Unterstüzung einiger Freunde und Gönner. Im Jare 1740 begab er sich nach Görliz auf das Gimnasium, und sezte daselbst seinen Fleis im Einsammlen nüzlicher Kenntnisse, unter der Leitung des unvergeßlichen Rektor Baumeisters, fort. Sowohl hier als auch in Leipzig, welche Universität er im Jare 1744 bezog, fand er wohlwollende Unterstüzung, und seine guten Anlagen zum Gesange, verbunden mit seiner Fertigkeit auf verschiedenen musikalischen Instrumenten, beförderten sein Fortkommen. Er gab Unterricht auf der Flöte und Violine, und schrieb

des Nachts Noten, um am Tage sein Studiren, welches vorzüglich der Theologie gewidmet war, nicht verabsäumen zu dürfen. Unter mehrern Universitätsfreunden war und blieb ihm vorzüglich der unsterbliche Gellert lieb, und noch in den spätern Jaren freute er sich seines ehemaligen lehrreichen Umgangs mit demselben. Im Jare 1747 verließ unser Kretschmar Leipzig, und kam als Hauslehrer zum damaligen Pfarrer in Sohland an der Spree. Hier lernte er seine nachmalige Ehegattin, Jgfr. Eleonoren Sofien Köhler, eine Schwester des dasigen Schullehrers, kennen. Mit ihr verband er sich 1748, und dieser eheliche Bund erhielt eine Dauer von 43 Jaren. Fünf dem Vater in die Ewigkeit vorangegangene Söhne und zwei noch lebende Töchter waren die Früchte desselben. Im Jare seiner Verheurathung wandte er sich nach Großboritz bei Zittau, dessen Besitzer, ein Herr von Burgsdorf, ihn als Hofmeister in sein Haus nahm. Im folgenden Jare, in welchem ihm sein ältester Sohn, der vor 3 Jaren verstorbene Herr M. J. B. G. Kretschmar, zweiter Diakon zu St. Johannis und Frühprediger zu St. Petri und Pauli in Zittau, geboren wurde, schlug er seine Wohnung in dieser Sechsstadt unserer Provinz auf. Unter den Freunden, deren er

hier viele fand, verdient vorzüglich sein Universitätsfreund, der im J. 1786 in die Ewigkeit übergegangene Herr Stadtfisikus, D. J. Karl Hefter, genannt zu werden. Dieser vertraute ihm nicht nur alle seine Kinder, sondern auch einige seiner Enkel, zum Unterrichte an, und gab ihm auch in seiner Bibliothek Arbeit und Verdienst. Übrigens hatte er noch in verschiedenen andern angesehenen Häusern Informazion, welche er bis in sein 79tes Jahr in seiner eignen Wohnung fortsezte. Nebenbei machte er sich auch als Schriftsteller bekannt, und ließ selten eine schikliche Gelegenheit vorbeigehen, ohne etwas in Druk zu geben.*) Diese Arbeiten vollendete er gröstentheils des Nachts, weil die Stunden des Tages schon eingetheilt waren. Überhaupt war er immer

*) Seine vorzüglichsten Schriften hat Hr. Past. Otto in seinem Lex. Oberl. Schriftst. Th. 2. Abth. 1. S. 340 f. angegeben. Viele sind durch die Länge der Zeit und durch Brand verloren gegangen. Seine wichtigste Schrift war die Nachlese, von 1764 — 73 herausgegeben. Von 1774 — 99 war er Verfaßer des noch bestehenden Zittauischen Wochenblattes.

thätig, mühsam und unverdrossen; dieser unermüdete Fleis allein machte es ihm möglich, seine Familie, welche mehrmals, nebst ihm, aus 6 Personen bestand, zu ernähren, und sich mit ihr durch Krieg und theure Zeit glüklich, ob schon mühsam, hindurchzubringen. In dem unglüklichen Brande, welcher Zittau im Jare 1757 traf, verlor er alle seine Haabseligkeiten durch die verzehrende Wuth der Flamme, und er muste mit Frau und 2 Kindern seine Zuflucht zu seinem Schwager in Sohland nehmen. Nach einigen Wochen kehrte er in das verheerte Zittau zurük, fand daselbst wieder Freunde und Wohlthäter, und der beste unter ihnen, sein Freund Hefter, theilte mit ihm sein vor dem Thore erkauftes Häuschen. Kein noch so groser Unfall vermochte, ihn ganz niederzuschlagen, denn sein Vertrauen auf Gott war unerschütterlich. Im J. 1793 starb ihm seine Frau, im 72ten J. ihres Lebens. Diesen Verlust machten ihm seine beiden noch lebenden Töchter, durch kindliche Liebe und treue Besorgung seiner häuslichen Geschäfte, erträglich, und gewissenhaft pflegten sie sein hohes Alter. Besonders schmerzhaft war für ihn der im J. 1799 erfolgte Tod seines noch einzigen, oben genannten Sohnes, der vorzüglichsten

Stüze seines Greisenalters. Oft rief er am Kranken- und Sterbebette desselben laut aus: „O, könnte ich für dich sterben! ich kann der Welt nichts mehr nüzen.“ Seine einzige Aufmunterung waren nun noch seine Töchter, seine Schwiegertochter, geb. Ettmüller, welche er wie eine eigne Tochter liebte, und die durch sie erhaltenen 2 Enkel. Seine Geistes- und Körperkräfte schwanden jedoch von dieser Zeit an zusehends, und drei Monate vor seinem Ende versank er in eine fast gänzliche Bewustlosigkeit. Ganz bettlägrig wurde er erst wenige Stunden, ehe er entschlief, um einst froh zu erwachen, denn der Tod dieses Redlichen glich einem wahren Einschlafen, nachdem er 81 J. 2 M. weniger 1 Tag erfahren hatte, daß das Leben hieniden voll Arbeit und Mühe sei. *)

Der am 25. Januar d. J. verstorbene Archidiakonus zu Zittau, M. Johann August Grünwald, **) war daselbst den 15. Dezember 1737 geboren, und ein Sohn des ehemaligen dasigen Kantors und vierten Schulkollegen, Herrn Johann Christoph Grünwald,

*) Eingesandt von seiner jüngern Igfr. Tochter, Fr. Charitas Kretschmar.

**) s. Laus. Monatsschr. 1803. Februar.

der 1751 starb, so wie ein Enkel Johann George Grünwalds, Schulmeisters in Ullersdorf. Er legte den Grund zu seinen Studien auf dem vaterstädtischen Gimnasium, bezog darauf die Universität Leipzig, wo er die Magisterwürde erlangte, ward nach der Rükkehr in seinen Geburtsort Mitglied der beiden Predigerkollegien, und 1773 zum Katechet und Mittwochsprediger berufen, wozu er am 13. August in Dresden ordinirt wurde. Der erste, welcher dieses 1698 neu errichtete Amt bekleidete, war auch aus dieser Familie, und hieß M. Martin Gr. (seines Vaters Bruder, der zulezt Archidiakonus war, und 1716 den 2. April starb.) — Er wurde 1779 dritter Diakonus und Mittagsprediger, 1786 zweiter Diakon. und Frühprediger, 1791 Archidiakonus. Seit dem Jare 1774 den 21. Juni war der Verstorbene mit Frau Johannen Christianen Eichbein aus Dresden verheirathet.

II. Nachricht, die Schuzblatternimpfung in Oberneundorf bei Görliz betreffend.

Den 23. Januar d. J. wurden durch den Herrn D. Knebel aus Görliz die beiden jüngsten Knaben des dasigen herrschaftl. Verwal-

ters Stempel zuerst geimpft, und zwar mit gutem Erfolge, so daß den 29. Januar mit der Materie aus den Blattern dieser beiden Kinder siebzehn andere geimpft wurden, von welchen bei 16 die Inokulazion gehörig haftete, bei einem aber, des Gärtners Erbes 12järigen Knaben, fruchtlos blieb. Am 4. Februar, nämlich 6 Tage nach der zweiten Impfung, wurde mit der aus diesen Blattern genommenen Materie wieder an 24 Kindern die Vaccinazion vollzogen, welche bei allen haftete, bis auf einen Knaben, des Häuslers Steinerts. Zulezt am 12. Februar wurde noch des Häuslers Lehmanns Knabe, mit dem gehörigen Erfolge, geimpft. Zugleich wurde auch bei dem obenerwähnten Sohne des Gärtners Erbe die Impfung zum zweitenmale, aber wieder ohne Erfolg, angewendet. Es waren also in der Gemeinde Oberneundorf vom 23. Januar bis 12. Februar 1803, in einer Zeit von 3 Wochen, 42 Kindern beiderlei Geschlechts die Schutzblattern inokulirt worden, und zwar bei 40 mit, und bei 2 ohne Erfolg. Von allen diesen Impflingen ist während dem angegebenen Zeitraume, und auch nachher, keines erheblich krank gewesen, ausser dem gewöhnlichen, nur kurze Zeit dauernden Übelbefinden, welches bei gehörig haftender Impfung einzutreten pflegt. Auch

sind alle Kennzeichen der ächten Schuzpoken so bemerkt worden, wie sie Herr D. Knebel vorher angegeben hatte, daß also zu hoffen steht, der gewünschte Endzwek werde gehörig erreicht worden sein. Was den zweimal inokulirten Knaben betrift, so ist zu bemerken, daß, als er etwa 8 Wochen alt gewesen, seine sämtlichen Geschwister die ordentlichen Blattern gehabt haben, bei ihm aber keine Spur derselben bemerkt worden ist.

III. Magisterpromozion.

Den 24. Februar 1803 war die gewöhnliche Magisterpromozion in Leipzig, welche Feierlichkeit sich dadurch auszeichnete, daß ein Oberlausizer, nämlich der Herr Prälat, D. Johann Friedrich Burscher, Professor primar. Theologiae und jeziger Rector magnificus, (aus Camenz gebürtig,) der sich in einer langen Reihe von Jahren um die Akademie höchst verdient gemacht hat, sein Magisterjubiläum dabei begieng. Die filosofische Fakultät ließ ihm zu Ehren ein besonderes Diplom druken. Mit ihm zugleich feierte dasselbe der Herr Oberkonsistorialrath, D. Willhelm Abraham Teller, aus Leipzig, Probst zu

Kölln an der Spree, und Past. Prim. an der Nikolaikirche iu Berlin.

Als Magister waren durch das Diplom kreirt, und am Promozionstage rennnzirt worden folgende Oberlausizer:

Herr Johann Gottlieb Mättig, aus Grosschönau,

Herr Joh. Aug. Rößler, aus Görliz,

Herr Benjamin Ehregott König, aus Meffersdorf, designirter Prediger zu Weltewiz, Wölpern uud Göstowiz Eilenburg. Inspektor.

(Er wurde zu diesem Amte am 8. März in der Thomaskirke zu Leipzig ordinirt.

Mit ihm zugleich der am 24. Januar d. J. zum Pastor substit. in Bertsdorf bei Zittau erwählte Herr Kandidat, Joh. Christian Traugott Geißler, aus Wehrsdorf, ein Sohn des dasigen Schulmeisters. Er hielt seine Probepredigt am 13. Febr. und seine Anzugspredigt am 25. März.)

Aus der Niederlausiz:

Herr Joh. Ernst Gotthelf Albert Tillich, aus Bresen,

Herr Gottlieb Heinr. Schubert, aus Guben.

Herr Friedrich August Köthe, aus Lübben.

IV. Schulnachrichten.

Görliz. — Am 19. März erwählte der hiesige Magistrat den zeitherigen Adjunkt bei der filosofischen Fakultät zu Wittenberg, Herr M. Karl Gottlieb Anton, zum Konrektor am hiesigen Gimnasium.

Zittau. — Am 22. März wurde der Kandidat der Theologie, Herr Joh. Gottlieb Rätze, aus Pauschwiz bei Elstra, als Kollaborator am Gimnasium installirt.

Diese Ostern verlassen folgende Jünglinge die Görlizer Schule, und gehen nach Leipzig:

Herr Ferdinand Gotthelf Frenkel, aus Luppa bei Oschaz, (gieng schon beim Wegzuge seines Hrn. Bruders, des sonstigen hiesigen Diak. M. Frenkel, ins väterliche Haus zurük, um sich vollends zur Akademie vorzubereiten.)

Herr Johann Friedrich Immanuel Draniz, aus Görliz, studirt Theologie,

Herr Karl Friedrich Pudor, aus Seidenberg, widmet sich gleichfalls diesem Studio.

Herr Karl Gottfried Schulze, aus Görliz.

Herr Willhelm Heinrich Sohr, aus Görliz.

Herr Karl Friedrich Pietschmann, aus Görliz. — Alle drei studiren die Rechte.

Neue

Lausizische Monatsschrift

1803.

Mai. Fünftes Stük.

I.

Zusammenstellung einiger bei vorzunehmenden politischen und kirchlichen Verbesserungen zu befolgenden Regeln.

Besonders in Hinsicht auf Landgemeinden.

Man kann sich nicht genug Glük wünschen, in Zeiten zu leben, wo, bei allem Widerstande, den politische und kirchliche wahre Aufklärung noch hie und da findet, dennoch auch wieder so manches gute Saamkorn gedeihet,

und an manchen Orten nicht nur grünet, sondern auch schon herrliche Früchte trägt. Man muß sich, als Patriot, als Menschenfreund, als Freund einer vernünftigern und immer zwekmäsigererern Verfassung des bürgerlichen, so wie des Kirchen- und Schulwesens, innig freuen, wenn man siehet, daß die Verfügungen weiser Fürsten, die rastlosen Bemühungen vereinter ehrwürdiger Gesellschaften und auch einzelner Personen, die mit auf das gemeine Beste wirken können, doch so manchen guten Erfolg haben, und daß auch in der Oberlausiz schon so mancher Einflus eines gereinigten Sistems selbst unter niedern Volksklassen sichtbar zu werden anfängt.

Da indessen auch nicht zu leugnen ist, daß das reinere Sonnenlicht der bessern Erkenntnis, das für manche aus den gebildetern Volksklassen so wohlthätig ist, noch manche Augen blendet, und ihnen daher schmerzend vorkommt, so daß sie sich demselben auf alle Art zu entziehen suchen, da man hier und da, obiger Beförderungsmittel unerachtet, noch so manchen Widerstand bemerket, den das Gute findet, noch so manches schiefe Räsonnement über Grundsäze und Einrichtungen hört, deren Werth wieder tausend andere anerkennen, so muß man na-

türlich auf die Gedanken kommen, daß sich dieser Widerstand wohl bisweilen auf die Art und Weise, wie man auf das Volk wirket, gründen müsse, und daß derjenige, den die Vorsicht auf einen Ort hinstellte, wo er manches zur bürgerlichen und sittlichen Aufklärung mancher Volksklassen thun konnte, bisweilen wohl manche höchstnöthig zu befolgende Regeln darum aus den Augen ließ, weil er mit der Volksklasse, auf die er wirken wollte, nicht bekannt genug war, und wähnte, manche Vorkenntnisse wären schon da, die doch wirklich noch fehlten.

Ich selbst habe, als Prediger, seit meiner zwölfjärigen Amtsführung, manche traurige Bemerkungen und Erfahrungen davon einsammeln können, und selbst bisweilen blos darum meinen Endzwek verfehlt, weil ich zu viele Vorkenntnisse da vermuthete, wo sie nicht waren, und daher einigemal wieder bei den besten Absichten zurüktreten, und den bessern Erfolg erst von der Zukunft erwarten müssen. Eben so mußte ich dann und wann andre gute Vorsäze wieder aufgeben, weil ich nicht sorgfältig genug die oft so sehr von den Zeitumständen abhangende Gemüthsstimmung des Volks zu erforschen bemüht gewesen war, und dann oft wieder darum, weil ich bisweilen manche an-

dre Vorsichtigkeitsregel minder erwog, als es hätte geschehen sollen. — So groß daher auch öfters meine Freude war, daß mir die göttliche Vorsehung in meinen mir bisher angewiesenen Wirkungskreisen schon manche Früchte meines Strebens, gemeinnüziger zu werden, und die Resultate des Nachdenkens so mancher weisen und guten Menschen auch dem Volke durch manche nüzliche Einrichtungen, besonders im Kirchenwesen, geniesbar zu machen, einernten ließ, so gieng doch auch zugleich mein Streben bisher dahin, nach meinen geringen Kräften immer noch mehr darinn zu thun, und keinesweges aus bloser Neuerungssucht, sondern vermöge meiner festen Überzeugungen, wenn mir Gott ferneres Leben gönnet, noch manches unter denen, auf die ich wirken kann, wie man sagt, auf einen bessern Fus zu bringen. —

Um meinem Endzweke, besonders in religiöser Volksaufhellung, näher zu kommen, sezte ich mir von Zeit zu Zeit gewisse Regeln auf, deren Beobachtung mir nothwendig schien, und bei welchen ich auf keine diese Sache berührenden öffentlich erschienenen Schriften, in denen vielleicht eine und die andere auch schon empfohlen ward, Rüksicht genommen habe. Ich abstrahirte vielmehr diese Regeln blos aus ei-

genen Erfahrungen, — wage es, sie in diesem Aufsaze zusammen zu stellen, und den verehrten Mitgliedern unsrer Gesellschaft zur Prüfung vorzulegen.

Erste Regel. Man nähere sich, beim ersten bisweilen nothwendigen Empfehlen einer zu treffenden nüzlichen Einrichtung, so viel als möglich, der Sprache und Denkart des Volks, — oder: man spreche von einer vorzunehmenden Verbesserung nicht in zu gewählten, sondern in den faßlichsten und deutlichsten Volksausdrüken.

Kaum sollte man es glauben, daß bisweilen einige noch nicht in der gemeinen Volkssprache ganz aufgenommene Wörter und Ausdrüke das Volk wider eine ihnen empfohlne Sache einnehmen, und den guten Fortgang derselben hindern könnten, — und doch lehrt es die Erfahrung. — Hört das Volk dann manche dergleichen ihm noch unverständliche Ausdrüke, so vermuthet es öfters wohl gar, daß es auf Beeinträchtigung, oder so etwas da-

bei abgesehen sei, daß, wie das Volk dann spricht, etwas Besonderes dahinter steke, weil es bisweilen mit diesem und jenem Ausdruke noch immer eine ganz andere Sache verbindet. So sehr sich auch der Volkslehrer bestrebet, sowohl im Privatumgange, als beim öffentlichen Unterrichte, und besonders bei Katechisazionen, manches immer mehr in die Sprache der Gebildetern aufgenommene, und in neuern herausgekommenen Büchern gebrauchte Wort zu erklären, um dem Volke immer mehr zu richtigen Begriffen behülflich zu sein, so sind doch manche falsche Begriffe so tief eingewurzelt, daß sie sich äusserst schwer, uud bei manchen gar nicht ausrotten lassen. So verbindet z. B. der gemeine Mann mit dem so häufig von den mehr Gebildeten im Munde geführtem Worte: Leidenschaften, den falschen Begrif, daß es so viel anzeige, als Leiden, Widerwärtigkeiten und Unvollkommenheiten des menschlichen Lebens. Daß es so viel als Neigungen und Gemüthsbewegungen heisse ist vielen, bei aller gelegentlich angebrachten Erklärung des Worts, immer noch fremd. — Was Lieder sind, weiß der gemeine Mann, — aber nur das hält er oft für wahre Lieder, die in seinem alten Gesangbuche stehen, von denen der größre Theil der niedern Volksklasse durch-

aus glaubt, daß sie alle von Wort zu Wort, eben so gut, wie die Bibel selbst, unmittelbar eingegeben wären, es daher für großen Frevel und für strafbare Eingriffe in die göttlichen Majestätsrechte hält, eines zu tadeln, es verändern, oder wohl gar sein ganzes, gut eingebundenes, auf dem Schnitte vergoldetes, und vielleicht gar mit einem silbernen Schlosse versehenes Gesangbuch abschaffen zu wollen. Er nennt es auch Gesangbuch, aber die darinnen befindlichen Gesänge nennt er nicht Gesänge, sondern Lieder. Sobald er von einer neuen einzuführenden Sammlung neuer Gesänge hört, so wird er über das Wort: Gesänge stuzig, und geräth dabei öfters auf die Vermuthung, daß er dabei wohl gar in Ansehung seiner Religion etwas einbüssen werde. Ich weis aus Erfahrung, daß sich manche unter dem Worte: Gesänge, solche Lieder gedacht haben, welche größtentheils Lehrsäze der sogenannten reformirten Religionspartbei in sich hielten, ohne daß sie selbst wußten, welche die Unterscheidungslehren der evangelischen reformirten Religionspartbei eigentlich waren. Neue Lieder, die man also unter dem Titel: Gesänge, ankündigt, sind und bleiben da freilich vielen verdächtig, und bei solchen irrigen Voraussezungen kann man sich den

tobenden Unwillen mancher Landgemeine, — leider! aber auch wohl mancher Stadtgemeine! bei vorgenommener Einführung einer bessern Liedersammlung sehr wohl erklären, wiewohl hier bei vielen unter den Tobenden noch manche Privatursachen hinzukommen. — Ist es also nöthig, irgend eine zu treffende nüzliche Einrichtung öffentlich zu empfehlen, so, glaube ich, sei es auch nöthig, sich so viel als möglich der Sprache und Denkart des Volks zu nähern. — Selbst die öffentlichen Landesgeseze sind dem Volke darum minder wichtig, weil sie in einem Stile abgefaßt sind, der so weit von der Volkssprache abgeht, und es sollte jedem Lehrer, besonders einer Landgemeine, durchaus nachgelassen sein, ein dergleichen Gesez, ohne dem wesentlichen Inhalte desselben etwas zu entziehen, ganz der gemeine Volkssprache des Orts erklärend anzupassen, da diese selbst in einer Provinz, nach Maasgabe der mehrern oder mindern Politur der Bewohner des Orts, — mancherlei Modifikazionen erhält. — Eben so versehen es gewis viele, die bei vorzunehmenden nüzlichen Einrichtungen unter dem gemeinen Volke Ursachen dieser Einrichtungen angeben wollen, und unter diesen hauptsächlich anführen, daß der bessere Geschmak und die grössere Kultur unsers Zeitalters so

etwas fordere und zur Pflicht mache. Das alles sind Dinge, von denen die mehresten gemeinen Leute gar keine Vorstellung haben, zum Theil auch nicht haben können, und wodurch ihnen oft die ganze Sache verdächtig wird, — wodurch man das Gute oft mehr hindern als befördern würde. Giebt man hingegen manche Ursachen einer vorzunehmenden Abänderung in gemeinfaßlichen, — sei es auch oft höchst einfältigen, — Ausdrüken an, so wird man gewis dabei mehr gewinnen.

Zweite Regel. Man mache das Volk anfänglich, wenn einmal öffentliche Bekanntmachung einer vorhabenden Abänderung oder Einrichtung nöthig ist, mehr auf den Schaden aufmerksam, den es haben würde, wenn dieses oder jenes nicht geschähe, weil man damit bei vielen weit mehr ausrichtet, als durch Vorhaltung des davon zu erwartenden Nuzens, der ihnen gemeiniglich ungewis zu sein deucht.

„Es ist eine schon von sehr vielen, die Gelegenheit hatten, den gemeinen Mann näher kennen zu lernen, gemachte sichre Bemerkung, daß die Vorhaltung eines zu erwartenden grosen Schadens und Nachtheils das Gemüth des gemeinen Mannes weit mehr erschüttert, als die Vorhaltung eines davon zu erwartenden, ihm aber noch nicht gnug einleuchtenden, noch ungewis dünkenden Nuzens. Es würde eine eigne psichologische Untersuchung verdienen, um genauer darzuthun, worauf sich diese gemachte Erfahrung eigentlich gründe? aber ich erinnere mich nicht, weder in dem Berlinischen Magazin zur Erfahrungsseelenkunde, noch in andern psichologischen Schriften, etwas Befriedigendes darüber gelesen zu haben, wie denn auch die Sache wohl mit zu den vielen noch vorhandenen psichologischen Dunkelheiten gehören möchte. Gnug, unter dem gemeinen Manne wirkt eine detaillirte Darstellung fisischer und moralischer übel ganz gewis mehr, als eine ausführliche Auseinandersezung vieler ihm durch dies oder jenes zu erwachsender Vortheile, die er fast immer noch für höchst ungewis hält. Er glaubt eher an den Schaden, als an den Nuzen. Auch diese Gemüthsstimmung des grösern Haufens muß, deucht mir, bei vorzunehmenden nüzlichen Einrichtungen in

Erwägung gezogen werden, wenn man seinen Zwek nicht verfehlen will. Hat man erst die größre oder kleinere Volksgesellschaft, auf die man gern wirken möchte, von dem Umfange des im Unterbleibungsfall einer zu treffenden Einrichtung zu befürchtenden Schadens überzeugt, die Gemüther dadurch erschüttert, welches alles weit leichter geschehen kann, als sie vom Nuzen zu überzeugen, an den man weit schwerer glaubt, so hat man gewis dadurch viel für die gute Sache gewonnen, so ist es gewis ein wichtiger Fortschritt, eine grose Annäherung zum vorgestekten Ziele, und ich halte auch eine dergleichen Benuzung der Gemüthsstimmung des Volks gar nicht für ein verwerfliches Mittel, eine gute Absicht zu erreichen. Aus eigner Erfahrung weis ich auch, daß eben diese Regel einen Hauptplaz unter den hieher gehörigen Regeln verdiene. Man erzähle bisweilen dem Volke noch so viel von dem Nuzen, den das und jenes haben würde; das hören die meisten an, denken und sprechen aber doch endlich gemeiniglich: wer weis, ob das alles auch wahr ist? und lassen ihr Zweifeln daran laut bekannt werden. Man schildere ihnen aber den Nachtheil, den Schaden, den sie und ihre Nachkommen erwarten müsten, wenn dieses oder jenes nicht geschähe; man

schildere ihnen denselben ohne alle Übertreibung recht deutlich, und ihre Aufmerksamkeit wird weit gröser sein, — es werden oft Erschütterungen und Rührungen in ihnen vorgehen, die dem Beobachter nicht entgehen, und die er oft auf der Stelle zu seinem Vortheile benuzen kann.

Dritte Regel. Man suche durch Hinweisung auf Länder und einzelne Ortschaften, wo eine dergleichen zu treffende Einrichtung bereits statt fand, und dem Lande oder Orte sehr zum Ruhme gereichte, das Ehrgefühl des Volks rege zu machen.

Mit nichts ist der gemeine Mann, wenn etwas im politischen, oder auch im kirchlichen Wesen verbessert und eingerichtet werden soll, geschwinder da, als dem leidigen: „es ist ja nirgends so!“ Kann man ihm da gleich Thatsachen entgegensezen; kann man ihn auf Länder und Örter hinweisen, wo dieses, oder doch etwas dem Ähnliches auch geschah, und das alles noch mit einigen Beweisen belegen, daß eben dieses den Bewohnern jener Länder

und Örter bis auf diese Stunde zu einem vorzüglichen Ruhme gereichete, so wirkt das oft gar sehr auf den gemeinen Mann, besonders in manchen Gegenden, wo schon mehrere Politur des Landvolks sichtbar wird, und wo Erregung des Ehrgefühls oft sehr wirkt. — Mir wies die Vorsehung jezt einen Wirkungskreis unter Menschen an, die bei Erregung dieses Gefühls sich weit leichter leiten lassen, als auf eine andre Art. Ich habe dieses auch schon einigemal zu meinem Vortheile benuzt. Als ich — um dieses mit einem Beispiele zu belegen — vor schon geraumer Zeit, in gewissen nachmittägigen öffentlichen Erbauungsstunden, meinen Kanzelvortrag drei- vier- bis fünfmal, durch Absingung einzelner eingewebten und von mir vorgesprochenen Liederverse, meistens, um das Volk dran zu gewöhnen, aus neuern Gesängen, unterbrechen zu lassen, (eine Einrichtung, die gewis äusserst geschikt ist, die Andacht denkender Christen zu erhöhen, und die ich höchst zwekmässig und nüzlich finde,) da fanden sich, so zufrieden auch der gröſre Theil der Gemeinde damit war, doch einige, die sich öffentlich hatten verlauten lassen: „in diese Andachtsstunden würden sie gar nicht mehr kommen, das sei ja nirgends so!“ Als ich aber öffentlich bekannt machte: eben diese

kirchliche Einrichtung sei gar nichts neues, — sie habe längst schon in fürstlichen Kapellen zu Dessau, — in sehr vielen Kirchen des Herzogthums Gotha, und an mehrern Orten statt gefunden, — die verständigsten und besten Männer hätten sie längst gerühmt, sie sei etwas, das schon längst in den Brüdergemeinen statt gefunden habe, und was eben denselben zu einem besondern Ruhme gereiche; — als ich ferner sagte: daß ich es jedem freiliesse, diese Andachtstunden zu besuchen, oder nicht zu besuchen, daß sich aber jeder um dieser Einrichtung willen vorsäzlich Wegbleibender gewis selbst beschimpfen und vor Gott verantwortlich machen würde, — da schwieg jedermann, meine Andachtsstunden hatten ihren ungehinderten Fortgang, wurden noch mehr als vorher besucht, und es würde jezt gewis hier kein Aufsehen machen, wenn ich auch vormittägige Predigten zwei- bis dreimal durch Gesang wollte unterbrechen lassen, — wie denn das Volk eben dadurch immer mehr gewöhnt worden ist, bei gewissen vorfallenden feierlichen Gelegenheiten, als bei Konfirmazionshandlungen und dergl., Zwischengesänge anzustimmen, und auf besondre kleine, von mir aufgesezte Litaneien einstimmig mit Gesang, nach Maasgabe des Inhalts, zu antworten, wodurch ein derglei-

chen vorgesprochnes Gebet gewis noch feierlicher und herzerhebender wird. — Blos darum hab ich dies angeführt, um damit jene Regel zu unterstüzen, — und ich glaube daher, es sei nöthig, sich vor Empfehlung irgend einer zu treffenden guten Einrichtung, oder doch vor der Einrichtung selbst, aus der neuern Zeitgeschichte mit Beweisen auszurüsten, daß eben dieses, oder doch etwas dem ähnliches, schon auch in einer andern Provinz, oder an einem andern Orte geschah, und die neuere Zeitgeschichte ist ja, — der Vorsehung sei Dank! — nicht mehr so arm an Nachrichten von Verbesserungen, die man als Beweise, daß so etwas schon geschehen sei, den Gegnern der guten Sache, gleich einem Schilde, entgegenstellen, und dadurch ihre Pfeile stumpf machen kann.

Vierte Regel. Man mache manche Verbesserungen so allmählig, — so successiv, — so geräuschlos, als es nur immer möglich ist.

Zwar ist diese Regel schon mehrmals empfohlen, und bei zu treffenden kirchlichen und politischen Einrichtungen als eine wohl zu beherzigende Regel angegeben worden; aber ich glaube, daß eben gegen dieselbe noch oftmals

gesündiget, und dadurch wirklich manches Gute durch eigne Schuld derer, die es bewirken könnten, gehindert werde. Zwar ist oft der Fall da, daß eine öffentliche Empfehlung und Ankündigung mancher zwekmässigen und heilsamen Anordnung, der Anordnung selbst vorhergehen muß, in welchem Falle man nur die erste unter den angeführten Regeln nicht aus den Augen lassen muß, — aber sobald auch jene vorhergehende Ankündigung nicht unumgänglich nöthig ist, so, glaube ich, sei es gewiß weit besser, allmählich sich seinem Zweke zu nähern, und ohne alles Geräusch etwas von dem zu thun, was man beabsichtet, — in möglichster Stille den Schutt wegzuräumen, um successiv auf der Stelle des weggeräumten Schutts Grund zu graben, und ein besseres Gebäude, als das vorige war, da aufzuführen. Je geräuschloser das geschehen kann, desto weniger Gaffer und schiefe Burtheiler werden sich dabei einfinden, desto ungehinderter wird der Bau fortgehen, desto weniger hämischen Kritiken ausgesezt sein, desto gewisser vollendet werden. — Wer im heftigen Sturmwinde säet, darf sich auch nicht wundern, wenn der Sturm manche gute Saamkörner zerstreuet, und mit sich fortreißt, daß sie nicht aufgehen und Früchte bringen können. Wer bei stiller Luft Saamen aus-

streuet, kann desto gemächlicher und sicherer säen, kann seinen Saamen recht sorgfältig eintheilen, und so alles gehörig auf ein zubereitetes gutes Land bringen. — Ich glaube, dies sei auch bei vorzunehmenden Verbesserungen im politischen und kirchlichen Fache das nämliche. Hat man da die Absicht, etwas abzuändern, so ist es gewiß besser, bei dem, was auch das Volk für Nebensache erkennet, als bei dem, was es für Hauptsache hält, anzufangen. — Was das Volk selbst für Nebensache hält, läßt es eher fahren, als das, was ihm zu seinem Wohle unentbehrlich scheint, dessen es als einer vermeintlichen Hauptsache zu seinem fisischen oder moralischen Wohle nothwendig zu bedürfen glaubt. Es gilt dieses besonders auch von kirchlichen liturgischen Abänderungen und Verbesserungen. Fängt man da bei Kleinigkeiten an, die das Volk eben nicht achtet, läßt es dabei wieder eine Zeitlang bewenden, so kann man alsdenn gewis eher in der Hauptsache einen bedeutenden Schritt thun, und allmählich, ohne alles Geräusch, ohne alle weitere Ankündigung dessen, was geschehen soll, wieder ein Scherflein zu der Verbesserung des, leider! noch an manchen Orten so geist- und kraftlosen Äussern öffentlicher Gottesverehrungen beitragen.

Auf eben diese Art, glaube ich, sei ein ganzes elendes liturgisches Formular am besten mit einem bessern zu vertauschen, wenn anfänglich nur etwas von dem bessern eingeschoben, und ein Theil des alten, so schwer die Herlesung desselben immer dem denkenden Prediger werden muß, noch eine geraume Zeit beibehalten wird, bis endlich das Alte, ohne daß es bemerkt wurde, verschwindet, und etwas Besseres an dessen Stelle getreteten ist. — Fast sollte ich meinen, daß die Einführung eines neuen Gesangbuches bei einer Landgemeinde am besten geschehen könnte, wenn sie bogenweise geschähe, wenn man dabei gar nicht der Abschaffung des für so erbaulich gehaltenen alten Liederschazes gedächte, sondern nur das Volk dahin disponirte, etwan alle Monate für 4 oder 6 Pfennige einen Bogen neuer Lieder, (nur nicht Gesänge, dies Wort ist und bleibt jezt noch vielen verdächtig,) beim Prediger abzuholen, um sie bisweilen nebenbei, (nur anfänglich seltener,) zu gebrauchen. Auch der Unbemittelte würde da diese kleine Ausgabe nicht sehr innen. Wäre die Sammlung nach und nach vollständig, wie leicht würde es dann sein, das Volk auch dahin zu bringen, von dieser endlich nun eingebundenen vollständigen Samm-

lung immer mehr öffentlichen Gebrauch zu machen? —

Fünfte Regel. Man suche überhaupt mehr gute Volksschriften in Umlauf zu bringen, um dadurch das Volk ebenfalls unvermerkt auf immer bessere Grundsäze hinzuleiten. —

Es ist eine traurige Bemerkung, daß auch in unserm Lande noch äusserst wenige gute Volksschriften in den Händen des Volks sind, sondern daß der grössere Theil der Landbewohner sich, was religiöse Lektüre betrift, immer noch mit den von seinen Ältern und Grosältern geerbten, oft höchst elenden Postillen und Erbauungsbüchern, als da sind: Das geistliche Hahnengeschrei, die Gottgeheiligten Nachtigallenschläge der andächtigen Philomele, u. s. w. behilft, auch Bunians Reisen eines Christen nach der seligen Ewigkeit immer noch für ein Hauptbuch menschlicher Weisheit hält, — in Ansehung der übrigen Lektüre aber noch immer zu den Melusinen und Siegfriedgeschichten seine Zuflucht nimmt, ohngeachtet man in hiesiger Gegend, Gott Lob! bald den Geschmak

daran zu verlieren, und sich mit bessern Geistesprodukten bekannt zu machen scheint, da ich doch in einigen Häusern schon gute Schriften, als: Seilers Lesebuch für den Bürger und Landmann, ꝛc. anzutreffen die Freude gehabt habe. — Vergeblich sucht man aber noch an manchem Orte auch nur ein einziges der Geistesprodukte unserer Volksschriftsteller von anerkanntem Werthe, und nur selteu scheint sich ein neues Volksbuch guter Art an manchen Ort zu verlieren. — Daß politische Zeitungen auf dem Lande jezt häufiger gelesen werden, ist wahr, scheint aber eher Schaden zu verursachen, als Nuzen zu stiften, weil sie von den wenigsten mit geografischen Vorkenntnissen, ohne alle Länder- und Völkerkunde, gelesen, folglich manche Nachrichten zu einseitig, öfters ganz falsch beurtheilt werden, und daher zu manchen Verirrungen des Kopfs und des Herzens Gelegenheit geben. — Läsen die Landbewohner in manchen Stunden der Musse, besonders in Wintermonaten, wohlgewählte Volksschriften, so würde dadurch der Obrigkeit, dem Prediger, dem Schullehrer gar sehr der Weg zu nüzlichen Verbesserungen gebahnt werden. —

Hier fragt sichs nun: Durch welche Mittel gute Volksschriften, gute, der Fassungskraft

des gemeinen Mannes angemessene Zeitschriften in die Hände der Menschen in den niedern Volksklassen zu bringen wären? Daß manchem oft nicht ganz unbemittelten Landmanne das Geld immer noch nicht recht angewandt deucht, was er auf Lektüre verwenden soll, ist unleugbar. Da der Luxus auch auf dem Lande immer mehr zunimmt, so kann man, leider! wahrnehmen, daß mancher lieber viele Thaler auf seidene Kleidungsstüke, als einmal 6 oder 8 gl. auf ein gutes, ihm empfohlnes Buch wendet. Das gilt sicher von sehr vielen Orten, und auch die Bemühungen vieler Prediger, gegen ein geringes Quartalgeld eine Volkslesegesellschaft zu Stande zu bringen, und selbst die zu lesenden Schriften auszuwählen, ist fruchtlos gewesen, weil auch das geringe Quartalgeld den meisten noch zu viel schien, und die wenigsten Prediger doch im Stande sind, alles aus eignem Vermögen zu bestreiten. — Würde es daher nicht zwekmäsig sein, wenn durch patriotische Bemühungen einer dazu vereinigten Gesellschaft ein Fond ausgemittelt werden könnte, um in einer, ohngefähr im Mittelpunkte der Provinz liegenden Stadt eine Volkslesebibliothek zu errichten, aus welcher dann Prediger gegen einen billigen Beitrag, freilich noch niedriger, als sonst die Lesegebühren in gewöhn-

lichen Leihbibliotheken, monatlich eine bestimmte Anzahl von Büchern und Zeitschriften erhalten könnten, um sie theils so zu vertheilen, daß wenigstens 30 bis 40 Personen an dieser monatlichen Lektüre Theil nähmen, theils auch etwan eins derselben von dem Prediger oder Schullehrer bei einer öffentlichen, ohngefähr die Woche zweimal in einer grosen Stube zu veranstaltenden Vorlesung, an welcher Theil nehmen könnte, wer nur wollte, theils durch kursotische Vorlesung, theils durch Diskurs über das Gelesene noch besonders benuzt werden könnte? Da, wo das Kirchenärarium eines Ortes, der an diesem Institute Theil nehmen wollte, nicht füglich etwas darzu beitragen könnte, würden gewis patriotische Herrschaften sich gern zu einem vierteljärigen Kontingent verstehen, so daß die in Landgemeinden dann Lesenden wenig, oder besser noch, anfänglich gar nichts beitragen dürften, bis sich nach und nach ihr Geschmak verfeinerte, und sie selbst freiwillig ihre Eulenspiegel, Fortunatus- Siegfrieds- Melusinen- und Oktavianusbüchlein dem Vulkan aufopferten, und sich gedrungen fühlten, ihre kraftlose Speise mit gesünderer Nahrung zu vertauschen. — Jammervoll ist es, daß, nachdem so viele Hände treflicher Männer nun schon seit geraumen Jaren für

den Bürger und Landmann geschrieben, und bessere Nahrung zubereitet haben, doch noch so viele, — auf dem Lande wenigstens, — darben! Sollte daher eine Idee, wie die oben angeführte ist, nicht einige Beherzigung verdienen?

Sechste Regel. Man zeichne diejenigen, bei welchen man Geneigtheit findet, sich nüzliche Veränderungen gefallen zu lassen, die auch vielleicht selbst dazu im stillen mitwirken, auf alle Weise aus, lasse sie auch an Örtern, wo es geschehen kann, einige ihnen einzuräumenden Vortheile in Ansehung ihres Hauswesens geniessen.

Daß man in Ansehung der Auszeichnung solcher Menschen, die sich als die bessern und vernünftigern zeigen, alle Klugheit beweisen müsse, versteht sich von selbst, damit nicht auch bei der besten Absicht, die man zu erreichen sucht, sich in ihren Herzen ein verwerflicher Stolz, eine thörichte Eigenliebe erzeuge, die hernach wohl Zerrüttungen und manche Freund-

schaftsstörungen nach sich ziehen könnte. Dem entgegen zu arbeiten, und dennoch nach der angegebnen Regel zu verfahren, ist nun ganz die Sache obrigkeitlicher Personen und Lehrer, welche ihnen ihre Auszeichnung gleich vom Anfange im rechten Lichte darstellen und ihnen begreiflich machen müssen, daß jegliche Symptomen des Stolzes oder einer thörichten Eigenliebe sie auch desto auffallender wieder herabsezen, — nicht weniger sie, nach Befinden, der ihnen eingeräumten Vortheile wieder verlüstig machen würde.

Einem solchen Stolze ist auch schon bei Auszeichnung derer, die noch Schulunterricht geniessen, entgegen zu arbeiten. So gros der Nuzen ist, durch Prämien, durch öffentliche Auszeichnungen fleissige Schüler und Schülerinnen von andern zu unterscheiden, und ihnen dadurch von Jugend an eine ädle Ehrbegierde einzuflössen, und sie zu ermuntern, die betretene Bahn nicht wieder zu verlassen, so sehr muß man auch dabei zu verhüten suchen, daß nicht eine verwerfliche Sucht, immer über andre hervorragen zu wollen, daraus erwachse, vielmehr die Begriffe von wahrer Ehre, und daß diese hauptsächlich mit Demuth in sich schliessen müsse, immer mehr bei ihnen berichtiget werden.

Siebente Regel. Man lasse nüzliche Verbesserungen nicht zu schnell auf einander folgen.

Es schliest sich diese Regel eigentlich an die vierte an, und hängt mit ihr sehr genau zusammen. Die Erfahrung hat es zur Gnüge gelehret, daß, je mehr auf einmal hat verbessert werden sollen, desto weniger wirklich verbessert worden ist. Wer zu viel guten Saamen auf einmal ausstreuet, und dadurch das Erdreich gleichsam überladet, hat gewis, auch bei dem fruchtbarsten Boden, wenig Früchte zu hoffen. So folgten gewis schon in mancher Provinz Verordnungen, in Ansehung mancher bürgerlichen und kirchlichen Einrichtungen, zu schnell auf einander, so, daß ein gutes Saamkorn, das aufgieng, nun ein andres mit erstikte, und nun selbst nicht einmal gedeihen konnte. Wem sollten dabei nicht die gröstentheils vortreflichen ehemaligen josephinischen Befehle und Verordnungen einfallen? Selten entsprach in diesem Falle einmal der Erfolg den Erwartungen. — Der natürliche Gang der Volksideen scheint es nothwendig zu machen, das Volk durchaus erst auf jede politische und kirchliche Abänderung, — es geschehe nach Befinden der Umstände laut oder im Stillen, —

doch in etwas vorzubereiten, und immer wieder gehörig inne zu halten, damit der Einklang der Saiten dann desto sicherer sei. Ob es ganze oder halbe Taktpause sein müsse, muß dann die Beschaffenheit der Umstände und das Lokale näher bestimmen. Indessen wird jene Regel gewiß von Obrigkeiten und Lehrern nicht dürfen aus den Augen gelassen werden, wenn manche Bemühungen derselben nicht gänzlich fruchtlos und vergeblich sein sollen.

Achte Regel. Man sehe darauf, daß an der Jugend treu fortgearbeitet werde, welches wohl hauptsächlich die besten Aussichten für die Zukunft eröfnet.

Sieht man doch jezt schon in so vielen Ländern die guten Früchte des verbesserten Schulunterrichts; sollten ihrer in Zukunft nicht immer noch mehrere zu erwarten seyn? — Auch auf dem Lande ist doch schon an den meisten Örtern, theils vermöge Landesherrlicher Verordnungen, theils durch weise Anordnungen einzelner Ortsobrigkeiten, und durch ernstlichere Bemühungen vieler Prediger und Schullehrer etwas, und an manchen Örtern schon vieles zur Verbesserung der Schulen gethan wor-

den, nicht nur an solchen Örtern, von denen in Zeitschriften öffentliche Nachrichten von vorgenommenen Schulverbesserungen vorhanden sind, sondern auch an sehr vielen, die man bis jezt noch nicht öffentlich nannte. — Schon seitdem die meisten Ortsobrigkeiten immer mehr einsehen lernten, ihre Bestimmung könne unmöglich nur die sein, Pokale auszuleeren, — den Wohlgeschmak der Pasteten zu beurtheilen, und das schüchterne Wild des Feldes und Waldes vor sich her zu jagen, um sich an den lezten Angstsprüngen eines keichenden Hirsches oder Hasens zu weiden; — seitdem man immer mehr aufhörte, Landschulstellen mit invaliden Bedienten, Soldaten und Handwerksleuten zu besezen, — seitdem ist es, troz allen Versicherungen der heutigen Skeptiker, auch auf dem Lande um vieles lichter geworden. — Freilich als man noch folgende Nachricht in ein Kirchenbuch, aus dem ich sie entlehne, weil ich sie selbst mit deutlichen Worten darinnen gelesen habe, niederschreiben muste: „im Jar 1657 ward an die Stelle des vorigen Schulmeisters erwählt Tobias . . . ein alter Leinweber aus . . . und zwar aus Mitleid, weil er kurz vorher durch Brand um alles das Seinige gekommen war;“ da konnten freilich wohl obrigkeitliche Anordnungen und Bemü-

hungen der Prediger weniger fruchten, als jezt, da man dem christlichen Mitleid eine bessere Richtung giebt, alte, verarmte und abgebrannte Handwerker lieber durch Armenanstalten versorgt, als durch sie eine künftige Generazion verwahrlosen lässet.

Der gegenwärtige Unterricht in vielen Landschulen wird zwar immer noch hie und da von Dummköpfen sehr verschrieen, besonders, wenn in der Religion nicht mehr Höfers Himmelsweg, oder etwas dergleichen zum Grunde gelegt ist. Man muß da allerdings von denen auf diesen Himmelsweg Hingeführten, leider aber sehr oft auf gar bedenkliche Nebenwege Verirrten, hören: „Nun ist in unsrer Schule auch das neumodische Christenthum eingeführt, nun haben unsre Kinder auch ein neues Christenthumsbuch; es kommt so noch dahin, daß das alte Vaterunser und wohl gar der Name Jesus abgeschaft wird.“ Das ohngefähr sind die Äusserungen mancher blinden Eiferer fürs Alte, die etwas von einigen neuern Gegnern der Religion gehört haben, und sich nun einbilden, ihr hauptsächlichstes Bestreben sei darauf gerichtet, den Leuten das Vaterunser zu nehmen, und den Namen Jesus abzuschaffen. — Man siehet auch hieraus, wie vorsichtig mancher Prediger sein müsse, wenn er

nur öffentlich eine andre Parafrase des Vaterunsers brauchen, ja wenn er nur statt Vaterunser, Unser Vater beten will, weil das wirklich schon an manchem Orte auffällt, manchem verdächtig vorkommt.

Erstrekt sich der Unterricht in Landschulen zugleich auch auf historische, geografische, fisikalische und andre Gegenstände, so sind der schiefen und albernen Urtheile oft noch mehrere. „Was man, — heist es dann — doch noch alles erleben wird! Statt der Hauptstüke des heil. Katechismus erzählt man den Kindern jezt Mährchen, (so pflegen viele die moralischen Erzählungen eines Pothmann, Rochow, Pfaff, Zerrenner, Seiler u. a. m. zu nennen,) statt der Gebote und Buspsalmen lehrt man jezt den Kindern viel von Sonne, Mond und Sternen, zu welchen doch noch niemand gekommen ist, bringt ihnen allerhand sonderbare Dinge von den Gewittern, Irrlichtern u. s. w. bei, und sucht sie zu überreden, daß alles dabei natürlich zugienge, daß der fliegende Drache — nicht der Teufel sei, daß Kometen und Feuerkugeln, — nicht Krieg bedeuten, — u. s. w. das werden einmal schöne Christen werden!“ Solches unsinnige Geschwäze kann freilich noch hier und da gehört werden, — aber das dulde auch der, der es hören muß,

gern, denn es kann die gute Sache im Ganzen doch nicht hindern, da bei zwekmäsigen Einrichtungen in Schulen weit weniger gewaltsame Angriffe der Gegner der Wahrheit statt finden können, als bei denen, an welchen die Erwachsenen des Volks gemeinschaftlich Antheil nehmen sollen. Endlich, wenn die guten Früchte jenes zwekmässigen und treuen Unterrichts immer sichtbarer werden müssen, doch viele noch sich wegen ihres Lästerns schämen, — und verstummen, — und nach und nach erbarmt sich auch der mitleidige Tod manches Widersachers, und führt ihn dahin, wo es auch endlich hoffentlich noch von seinen Augen fallen wird, — wie Schuppen. — Die Obrigkeit dulde also hier immer noch manchen Verblendeten, — der Prediger sei, so wie der Schullehrer, taub gegen das Eulengeschrei solcher Menschen! Jeder arbeite hier in seiner Sfäre treu fort, — und jeder wird sich dann durch das stille Bewustsein, recht gehandelt zu haben, durch den herzlichen Beifall der Weisern uud Bessern, durch frohes Wahrnehmen manches aufgehenden, viel versprechenden Saamkorns, das der Zukunft Menschen verspricht, die für alles Gute immer empfänglicher sind, durch gewisse Erwartung seligster Empfindungen in der bessern Welt unaussprechlich belohnt finden.

Heydrich.

II.

Kurze historische Aufsäze, verschiedenen Inhalts.

Erste Sammlung.

I.

Kurze Nachricht von einer Oberlausizischen Bundesfahne.

Er war gewagt, der in seiner Art kühne, der an wichtigen Folgen reiche Schritt, zu welchem sich die am 23ten Mai 1618 zu Prag versammleten protestantischen Stände Böhmens durch eine Hize, welche keine ruhige Überlegung verstattet, hinreissen liessen. Unzufrieden mit der Erwählung, oder vielmehr Aufdringung des Erzherzogs Ferdinand, welchen der Kaiser Matthias zu seinem Nachfolger in der böhmischen Königswürde bestimmt hatte; gereizt durch die Bedrükungen, welche man sich von Seiten der Katholiken hie und da erlaubte, ehe

noch Ferdinand, den die Protestanten als einen Freund der Jesuiten fürchteten, zur völligen Regierung gelangt war; erbittert durch die Drohungen vom Throne herab, wodurch man ihre Versammlung zu zersprengen suchte; übertäubt durch den Sturm ihrer Leidenschaften, hatten sie die drei kaiserliche Abgeordnete, deren Vorschläge und Äusserungen ihnen nichts weniger als schmeichelhaft waren, genöthigt, ihren Rükweg durch die Fenster des Versammlungssaales zu nehmen, und in den Schlosgraben herab einen gefährlichen Sprung zu thun. Unvergeßlich wurde durch diese That, welche der Feuereifer für die gerechte Sache zwar entschuldigen, aber nicht rechtfertigen kann, unvergeßlich wurde durch sie jener Versammlungstag in der Geschichte Böhmens, Teutschlands, Europens; denn sie war die Losung zu einem verheerenden Kriege, welcher sich aus Böhmen über ganz Teutschland, fast über ganz Europa verbreitete. Wer kennt den dreisigjärigen Krieg nicht wenigstens dem Namen nach?

Er war gewagt, jener gefahrvolle Schritt der protestantischen Stände Böhmens, und mehrere zu wagen, schien ihnen nun nothwendig zu sein. Aufkündigung des Gehorsams gegen den Kaiser; Erwählung der 30 Direk-

toren, in deren Hände sie die Regierung ihres in Aufruhr versetzten Vaterlandes legten; Anwerbung eines Kriegsheeres zur Behauptung und Ausführung ihres Beginnens; Bewerbung um auswärtige Hülfe zur Verstärkung ihrer eignen Kräfte: das war's, was sie nun vor die Hand nahmen. Noch verfloß eine geraume Zeit, ehe das mit Verheerung drohende Ungewitter zum völligen Losbruch kam, und Ferdinand der 2te schien, nachdem Matthias am $\frac{1}{2}\frac{8}{0}$ten März 1619 der Unruhe dieses Lebens, welche so oft auch die Throne der Regenten erschüttert und sie wankend macht, durch den Tod entgangen war, nicht abgeneigt zu sein, den gegen ihn empörten Ständen die Hand zur Versöhnung darzureichen. Allein — gerechtes oder ungerechtes Mißtrauen rieth diesen, sie auszuschlagen, und dieser Rath fand bei ihnen ein geneigtes Gehör. Die Direktoren schrieben auf den 23ten Juli des zuleztgedachten Jahres abermals eine Versammlung aus, welcher auch schlesische, mährische und lausizische Abgeordnete beiwohnten. In dieser wurde eine Konföderazion beschlossen, welche am 31. Juli zu Stande kam.

Die Lausizer bezeigten anfänglich wenig Lust, dieser Verbindung gegen Ferdinanden bei-

zutreten; liessen sich aber doch endlich dazu bewegen, und nun verfertigten die böhmischen, mährischen, schlesischen und ober- und niederlausizischen Stände am 16ten August einen Rezeß, in welchem sie sich zu einer gemeinschaftlichen Vertheidigung ihrer Religions- und Gewissensfreiheit verbanden. Endlich ging man so weit, daß man Ferdinanden als einen öffentlichen Feind der Religions- und Landesfreiheit, öffentlich des Königreichs verlustig erklärte, und ihm den Kurfürsten von der Pfalz, Friedrich den 5ten, als Gegenkönig entgegenstellte. Es war der 4te November, an welchem dieser zu Prag gekrönet wurde, und schon langte er am 10ten März 1620 zu Görliz an, um in Budissin von den daselbst versammleten Ständen der Oberlausiz die Huldigung einzunehmen; aber ein jezt noch nicht erwarteter Einfall einer kaiserlichen Kriegsmacht in Böhmen nöthigte ihn, seine Zurükreise anzutreten, ohne die Hauptstadt unsrer Provinz gesehen zu haben.

Diese Krönung Friedrichs, und jene Verbindung Böhmens mit den ihm einverleibten Ländern, sind es, welche uns die Bundesfahne, von der ich hier eine kurze Nachricht liefern will, vor die Augen stellt. Sie wird in dem Nostitzischen Geschlechtsarchive zu Ullers-

dorf aufbewahrt, und im dritten Bande findet man auf dem 151ten Blatte eine Abzeichnung von ihr. Sie läuft in zwei getheilte Spizen aus, von welchen aber die untere verlohren gegangen ist. Auf der einen Seite befinden sich in einem Zirkel die Buchstaben

F. E. R. I. S.
V

über welchen eine Krone schwebt. Um dieselben herum sind die Wappen Böhmens, Mährens, Schlesiens, der Ober- und der Niederlausiz durch ein Band mit einander vereinigt. Über dem dies alles umfassenden Zirkel lieset man die Aufschrift:

FRIDERICVS DG. REX BOHEM. CORONATVS 4. NOV. 1619.

Unter demselben steht:

Dieß Bündniß Soll niemandt —
Ausser Gott.

Nach niemandt fehlt ein Wort, welches auf dem untern, spizig auslaufenden und verlohren gegangenen Theile der Fahne gestanden hat.

Auf der andern Seite halten zwei Löwen das oberlausizische Wappen in einem Zirkel, über welchem sich die Worte befinden:

CVM DEO RETINEBIS.

Unter demselben steht die Übersezung:

Mit Gott wirstu es behalten.

Daß sich aber Gott, vielleicht schon um deswillen, weil er nie Wohlgefallen an der Empörung gegen rechtmässige Regenten haben kann, nicht zu diesem Bündnisse bekannte, lehrte der Erfolg. Eine einzige Schlacht, — mit bebender Wehmuth denkt sich der friedliebende Menschenfreund bei diesem Worte eine Menschenschlachtung, — entschied zwischen Ferdinanden und Friedrichen zum Vortheil des Ersten, znm Nachtheil des Leztern, dessen Quasikönigthum von nicht langer Dauer war. Dieser Nebenbuhler Ferdinands um die Böhmische Königskrone wurde am 8. Novbr. 1620 durch den zwar kurzen aber entscheidenden Kampf auf dem weissen Berge vor Prag besiegt. Durch diesen Kampf um eine blendende, oft schwer genug drükende Eitelkeit wurde zugleich dem guten Rufe der Protestanten in Böhmen, Mähren und Schlesien eine sehr tiefe Wunde geschlagen. Ihre Anhänger mußten es nun geschehen lassen, daß ihre Religions- und Gewissensfreiheit in diesen Ländern auf mancherlei Weise gekränkt wurde, und eben deswegen, weil

man nun zur Erreichung der Absicht, sie nach und nach gänzlich zu vertilgen, feinere Mittel wählte, als vorher, gelangte man um so sicherer zum Ziele. Wahrscheinlich würde es denen in der Lausiz nicht besser ergangen sein, wenn sie nicht das Glük gehabt hätten, in die Hände eines Fürsten zu fallen, welcher zwar feindlich in unsre Provinz eindrang; aber doch selbst ein Bekenner des Glaubens war, für welchen die Böhmen mit ihren Verbündeten die Fahne der Empörung geschwungen hatten. Jedermann weiß es, daß ich Johann Georgen den 1ten, Kurf. zu Sachsen, dem die Lausiz zuerst als Unterpfand für die aufgewandten Kriegskosten, und dann als Eigenthum, vom Kaiser eingeräumt wurde, im Sinne habe.

Noch einmal kehre ich zurük zu jener entscheidenden Schlacht, das gewöhnlich lezte traurige Entscheidungsmittel der Händel zwischen den menschlichen Göttern der Erde. Ohnstreitig war auch unsre Bundesfahne auf dem weissen Berge mit gegenwärtig. Ein Zeugniß davon legt ein, in den obern Theil des auf ihr befindlichen Zirkels mit eingreifendes Loch ab, welches wahrscheinlich durch eine Kanonenkugel verursacht, und dessen Rand noch brandig ist. Diesem Zeugnisse ertheilt dir Tradizion,

welche sich im Nostizischen Geschlechte erhalten hat, daß sie nämlich jenem Treffen wirklich beigewohnt habe, noch mehrere Kraft. Daß sie Einem aus dieser altadelichen Familie zuständig gewesen sei, ergiebt sich aus der obersten, an der Fanenstange befindlichen herzförmigen Spize, welche ich aber nur in der Abzeichnung gesehen habe. Auf dieser befindet sich nicht nur das Nostizische Wappen, sondern auch über demselben die Buchstaben: N. v. N. Nikol von Nostiz. Vielleicht war es eben der Nikol von Nostiz auf Kunewalde, welcher als Landesälster des Budissinischen Kreises mit unter den Abgeordneten der Oberlausizischen Stände an den Kaiser war. Sie beschlossen nämlich in ihrer Versammlung am 21. Oktbr. 1621, eine Gesandschaft an ihn zu schiken, theils um ihn wegen des Vergangenen um Vergebung bitten, theils auch um ihm ihre Erkenntlichkeit bezeugen zu lassen, daß er ihr Land wieder zu Gnaden angenommen habe. *)

*) s. Karpzovs Analecta Fast. Zitav. Th. 2. K. 1. S. 231.

III.

Chronik lausizischer Angelegenheiten.

I. Verdienste der Geistlichen um die wohlthätige Schuzpokenimpfung in der Oberlausiz.

Welcher wahre Freund des Vaterlandes fühlt nicht sein Herz erweitert bei dem Gedanken an die glüklichen Fortschritte der Schuzpokenimpfung in unserer geliebten Provinz. — Auch unsere Lausiz gab so manchen schönen Beitrag zur Summe des Guten, welches durch Verbreitung der nüzlichsten Entdekung unsers Zeitalters über die ganze kultivirte Erde gestiftet ward; und gewiß ist es dem Zweke einer patriotischen Zeitschrift gemäs, das Verdienstvolle, was in dieser Rüksicht geschah, aufzubewahren.

Schon gleich bei dem ersten Bekanntwerden dieses unnennbar grossen Rettungsmittels zeichnete sich der ehrwürdige Stand der Geist-

lichen fast in allen Gegenden Teutschlands durch gemeinnüzige Thätigkeit zur Beförderung derselben unter dem Volke aus, wozu sie sowohl öffentliche Vorträge als Privatunterredungen mit den verständigern Gliedern ihrer Gemeinden benuzten, ganz im Geiste der heilbringenden Menschen beglükenden Religion, die sie übten und lehrten. Wer erinnert sich nicht, was vor zwei Jaren die Predigt eines Konsistorialrath Hermes in Breslau zur Empfehlung der Schuzpoken wirkte; wie die würdigen Prediger, Korn zu Brun im Österreichischen, und Altersleben in Deersheim im Fürstenthume Halberstadt, sowohl durch eindringende Kanzelberedsamkeit, als Ermahnungen bei Hausbesuchen, es dahin brachten, daß ganze Gemeinden alle Pokenfähige Kinder impfen liessen, und so die Blatternpest von ganzen Ortschaften abgehalten wurde. Welcher herrliche Kranz des Verdienstes wird solche gemeinnüzige Handlungen belohnen, wenn er auch erst von der dankbaren Nachwelt geflochten werden sollte, die das Grab ihres Retters mit Blumen bestreuen wird!

Jezt werfe ich einen frohen Blik auf unsre theure Lausiz. Auch bei uns giebt es solche würdige Geistliche, die sich diesen Kranz des Verdienstes der Menschenrettung erworben ha-

ben. Wenn auch auf der einen Seite eine zu weit getriebene Bescheidenheit dieser Edlen mir verbieten sollte, sie zu nennen; so erfordert solches auf der andern Seite die Pflicht gegen die grose Sache der Menschheit, und die Dankbarkeit, welche das Publikum ihnen schuldig ist, das Gute nicht zu verhehlen, um dadurch zu mehrerer Verbreitung desselben zu würken.

Zuvörderst bemühte sich Herr M. Tamm in Ludwigsdorf, in der Leichenpredigt bei einem nach vergeblicher Schuzpokenimpfung an einem zufällig hinzugekommenen Nervenfieber gestorbenen Kinde, die Vorurtheile zu wiederlegen, und nur Neid und Unwissenheit konnte den Werth dieser Handlung, wozu in jenen in Absicht der Schuzpoken bei uns noch sehr finstern Zeiten nicht wenig Muth gehörte, durch verachtungswürdige Schmähsucht herabsezen. Herr Pastor Bräuer in Kreba würkte vornehmlich dazu, daß die ganze Gemeinde dieses Dorfs, durch eine beinahe allgemeine Schuzpokenimpfung gegen die schon einreissenden Menschenpoken gesichert wurde. Herr Pastor Pietsch in Troitschendorf bewürkte durch Empfehlung des grosen Rettungsmittels von der Kanzel, daß, ungeachtet der vorigen starrsinnigen Vorurtheile gegen die neue Impfung, unter seiner Gemeinde dennoch eine ziemliche Anzahl Ältern ihre

Kinder von mir impfen liessen; nicht weniger trug Herr Pastor Herz in Hermsdorf zu der dort allgemein eingeführten Schuzpokenimpfung dadurch bei, daß er in der Predigt das pflichtmäsige und weise Verfahren derjenigen Ältern anpries, die ihre Kinder lieb genug hatten, sie von einer schreklichen Krankheit zu retten, und reizte dadurch fast alle übrige zur Nachfolge. Herr Pastor Dämel in Lichtenau dankte Gott öffentlich für die Rettung seines Kindes durch die Schuzpoken, bei der bereits einbrechenden Menschenpokenpest in diesem Dorfe. Dort sind bereits über hundert Kinder von mir mit Schuzpoken geimpft worden, wovon ich bald eine nähere, und jedes theilnehmende Menschenherz erfreuende Nachricht geben werde. Ein gleiches bewirkte Herr Pastor Göbel in Geibsdorf.

Mehrere würdige Geistliche in unserer Lausiz haben durch das mächtige Beispiel, daß sie ihre eigenen Kinder impfen liessen, Hunderte für die gute Sache gewonnen, auch ihr durch zeitgemäße Ermahnungen unter dem Landmanne Eingang verschaft. Herr Pastor Fels in Lichtenberg ließ seinen einzigen Sohn von mir impfen, und bald darauf wurden in seiner Stube 18 Kinder aus diesem kleinen Dorfe geimpft, wozu einige aus Lauterbach kamen. — Mit gleichem rühmlichen Beispiele giengen die Prediger, Herr Pastor Haicke in Leschwiz, Herr

Pastor Woch in Horcka, Herr Pastor Gräber in Kieslingswalde, Herr Pastor Häßner in Hennersdorf, der schon erwähnte Herr Pastor Bräuer in Kreba, ihren Gemeinden voran, und zwar an allen diesen Orten mit mehr oder weniger Erfolg.

Ich nenne hier blos diejenigen Herren Geistlichen, die in ihren Gemeinden die Schuzpokenimpfung beförderten, wo ich das Glük hatte, der Retter der Kinder zu sein, und durch deren Mitwirkung ich bis jezt über 500 Kinder glüklich geimpft habe; aber wie manche andere Ärzte würden nicht noch mehrere solche ruhmvolle Beispiele zur Aufmunterung für die Einwohner unserer Provinz bekannt machen können; welche Bekanntmachung in dieser Rüksicht unerläßliche Pflicht ist. Auch in den Städten unserer Provinz werden sich gewiß viele unserer verehrungswürdigen helldenkenden Geistlichen ein solches Verdienst erworben haben, oder noch erwerben; die Unterlassung davon läßt sich in unserm Zeitalter beinahe nicht mehr denken, ohne diese Männer zu beleidigen.

Möchten doch auch die Lehrer in Schulen, sowohl in Städten als auf dem Lande, zu diesem grosen Zweke mitwürken, und durch Belehrung der Jugend über diesen Gegenstand die Ältern selbst gewinnen! Dies alles, und noch

mehr, hoffe ich zur göttlichen Vorsehung, die nichts Gutes im grosen Plane der Weltregierung unvollendet läßt. O wie viel Gemeinnüziges kann man hier durch so wenige Mittel ausrichten, wie vielen Jammer, Thränen und Elend von ganzen Familien abwenden! Und wer ist ein Mensch, — und wollte das nicht?

D. Christian August Struve,
ausübender Arzt zu Görliz.

II. Schulnachrichten.

Zittau. — Am 1ten März, bei Gelegenheit der Seligmannischen Schulfeierlichkeit, hielt der nunmehrige Konrektor am hiesigen Gimnasium, Herr M. Johann Gottfried Kneschke, als solcher seine erste Orazion; als Einladung ließ er seine am 5. Dezember 1802 gehaltene Antrittsrede druken. Der Inhalt derselben war: „Wornach man den Flor der Schulen beurtheilen müsse.“ — Zuvörderst zeigt er verneinend, worin der Flor der Schulen nicht zu sezen sei; dann bejahend, worauf der wahre Flor derselben beruhe. — Was die negativen Säze betrift, so zeigt Hr. M. Kneschke, daß der Flor einer Schule darin nicht zu suchen sei, wenn die Lehrer derselben

durch Bücherschreiben und ausgebreitete Gelehrsamkeit sich Ruhm und Zelebrität erworben haben. Denn es sei ganz etwas anders, Bücher voll Gelehrsamkeit mit vielem Fleiß ans Licht zu geben, und wieder etwas anders, Knaben und Jünglinge zwekmässig zu unterweisen. Man habe Beispiele, daß Männer, die ohne Widerspruch zu den besten Schriftstellern gezählt werden, dennoch die schlechtesten und ungeschiktesten Lehrer der Jugend sind; weil ganz andre Talente ein Lehrer, und andre Gaben ein Schriftsteller besizen müsse. Der Hr. Konrektor läst zwar zu, daß bei einem Gelehrten beide Eigenschaften wohl angetroffen werden können; nur das allgemeine Urtheil, oder den Schluß könne man nicht gelten lassen: Die Schule sei im Flore, welche sich berühmter Schriftsteller rühmen kann. Der Schriftsteller muß seine Zeit auf sein Werk anwenden, und kann also nicht so viel Musse zur Vorbereitung gewinnen, als dazu nöthig ist; folglich würde in solchem Falle die Schuljugend vernachlässigt. — Wenn es gelehrte Schulmänner giebt, die durch Schriftstellerei berühmt geworden, so findet sichs bei näherer Untersuchung, daß sie ihre Werke vor dem Antritt ihres Schulamtes verfertigt haben. Giebt es dessen ohngeachtet Männer, die durch Schriftstellerei berühmt sind, und da-

durch auch der Schule Ruhm bereiten; so haben sie gewiß den Flor der Schule nicht sowohl durch ihre Schriftstellerei, als vielmehr durch ihre Geschiklichkeit im Unterweisen befördert. Auch der Zusammenfluß der Schüler aus fremden Gegenden, und die dadurch anwachsende grose Zahl derselben entscheidet den wahren Flor der Schulen nicht. Bei einer starken Anzahl der Lernenden kann der Lehrer kaum allen Genüge leisten, und unter der grosen Menge sind viele, die keine Talente zum Studiren besizen, — die schwächern werden vernachlässigt. Bei einer geringern Anzahl kann sich der Lehrer besser zu den Schwächern herablassen. Die Menge kann folglich nicht der Masstab sein, nach welchem der Flor der Schulen gemessen werden soll; sondern man müsse denselben nur da suchen, wo auf den Schulanstalten die besten und die geschiktesten Lehrer zu finden sind. Zur Erläuterung dieses Sazes schildert der Hr. Verfasser kürzlich eine zwekmässige Bürgerschule. Zum Flore und zum Aufkommen der Schulen trage viel bei, wenn die Lehrer derselben ihrem Amte und Fleisse angemessene und hinreichende Besoldung und Vergünstigungen geniessen, was sie zum Fleis noch mehr anfeuert.

Obgleich nun diese erfreulichen Aussichten noch nicht so nahe sind; so sei es doch eines jeden Lehrers Pflicht, sein Amt mit möglichstem Fleis und Eifer zu führen, und so viel er kann, den Flor der Schule zu befördern. Die Schule, deren Lehrer so gesinnt sind, wird auch gewiß im Flore stehn.

Der Beschlus enthält eine Danksagung für das ihm anvertraute Konrektorat, und die rührendsten Versicherungen der treuesten und eifrigsten Erfüllung seiner Pflichten, die edelsten Äusserungen gegen seine Mitkollegen beschließt und besiegelt der Hr. Konrektor mit einem Gebet.

Past. Borott.

Görliz. — Am 13. Mai geschah die öffentliche Einweisung des hiesigen neuen Herrn Konrektors, M. Karl Gottlieb Anton. Zu dieser Feierlichkeit, welche mit der Sylverstainischen Gedächtnisfeier verbunden ward, lud der Herr Rektor M. Schwarze durch ein lateinisches Programm ein: de quodam pseudo-smaragdorum apud veteres genere. Commentationum theophrastearum tertia. — In seinem gehaltenen zwekmässigen Vortrage beantwortete er die Frage: „Wie kann ein Schulmann durchgehends seine Amtspflicht treu erfül-

len?" — Nach dessen Endigung der Hr. Konrektor eine Rede hielt, deren Gegenstand eine Vergleichung des akademischen Lehrers mit dem Schullehrer war, und worinne er zeigte, daß lezterer mehr Kenntnisse, um besonders auf die Herzen seiner Zöglinge zu wirken, und eine weit umfassendere Gelehrsamkeit besizen müsse, als ersterer; zulezt empfahl er sich der Freundschaft des Herrn Rektors und seiner übrigen Kollegen, und versprach, mit ihnen gemeinschaftlich zum Besten hiesiger Schule thätig zu sein.

Nach denen auf hiesigem Gimnasium gehaltenen Frühlingsprüfungen, und hierüber von den gegenwärtig gewesenen Rathsdeputirten eingereichtem Berichte ertheilte der Magistrat folgenden Scholaren die von der verstorbenen Frau Landesältesten von Gersdorf, geb. von Hohberg, in ihrem Testamente ausgesezten Fleisprämien; nämlich:

Aus der ersten Klasse erhielt Karl August Rudolf Flössel, aus Bellmannsdorf, 1 Aug. d'or; Karl Traugott Haase, aus Rothenburg, und Johann Friedrich Wilhelm Käufer, aus Reichenbach, jeder 1 Dukaten.

Aus der zweiten Klasse: Traugott Leberecht Nitschke, aus Rengersdorf, und Ernst

Samuel Friebe, aus Alt-Seidenberg, jeder 1 Speziesthaler.

Aus der dritten Klasse: Johann Gottlieb Ritter, aus Ober-Linde, David Traugott Schade, aus Ober-Rengersdorf, jeder eben so viel.

Aus der vierten Klasse: Karl Christian Anton, aus Lauban, Gustav Adolf Tzschoppe, aus Görlitz, Friedrich Wilhelm Mauckisch, von hier, und

Aus der fünften Klasse: Johann Friedrich Buchwald, von hier, Immanuel Benjamin Gottlieb Fincke, aus Sorau, Gottlob August Jakobi, von hier, jeder einen Gulden.

Budissin. — Vom hiesigen Gimnasium giengen vorige Ostern 10 Scholaren auf Akademien; nämlich:

— Joh. Maximil. Fiedler, aus Saritsch.
— Karl George Friedrich von Fehrentheil und Gruppenberg, aus Bellmannsdorf.
— Karl Valentin Gleichmann, aus Baruth.
— Joh. Traugott Lehmann, aus Neukirch.
— Joh. Friedr. Pfennigwerth, aus Bauzen.

Vorstehende fünfe studiren die Rechte in Leipzig.

— Ernst Friedrich Heinrich Morgenbesser, aus Königsberg in Preussen, widmet sich der Jurisprudenz in Halle.

— Karl Ernst Ferdin. Vogel, aus Muskau. studirt die nämliche Wissenschaft in Göttingen.

— Christian Friedrich Legler, aus Radeberg,

— Joh. Willhelm Köthe, aus Lübben.

— Adam Gottlob Helm, aus Budissin.

Alle drei studiren Theologie, ersterer zu Wittenberg, die beiden andern zu Leipzig.

Bernstadt. — Herr Kantor Strahmer zu Spremberg in der Niederlausitz ist als Rektor hieher berufen worden.

III. Heuraten.

Löbau, 13. Febr. — Der hiesige Apotheker, Hr. Karl Benjamin König, mit Demoiß. Karoline Henriette Pönicke, Hrn. Pönickes, Tabaksfabrikanten in Leipzig eheliche Tochter.

Preititz, 13. März. — Herr Heinrich von Carlowitz, Kurfl. Sächs. Hof- und Justizienrath, mit Fräulein Karoline Auguste

von Ziegler und Klipphausen, aus dem Hause Preititz.

Zittau, 1. März. — Herr Johann Pleschkanny, Prediger bei der evangelischen Gemeinde zu Kowanetz in Böhmen, mit Demts. Christiane Ernestine Kießling, des hiesigen Herrn Bürgermeisters J. A. G. Kießlings ältesten Tochter erster Ehe.

Repten in der Niederlausitz, 15. April. — Herr Ernst Christoph Freiherr von Kaiserlingk, Premierlieutenant im Regimente Herzog Albert Chev. leg. mit Fräulein Johanne Dorothee von Rabenau.

Starzedel in der Niederlausitz, 17. April. — Der Oberamtsregierungsrath Otto Freiherr von Manteuffel, mit Fräulein Augusta von Thermo, aus dem H. Zieckau.

IV. Geburten.

Muskau, 12. Novbr. 1802. — Frau Henriette Friederike geb. Opiz, G. Hr. Friedrich Gottlob Göldner, Reichsgräfl. Püklerischer Amtsaktuar alhier, einen Sohn: Gustav Moritz.

28. Novbr. — Frau Maria Henriette Olympia geb. Woringer, G. Hr. Christof Willhelm Krohn, hiesiger Kondukteur, einen Sohn: Leopold Huld Eduard.

22. Febr. 1803. — Frau Auguste Karoline geb. Sieber, G. Hr. August Willhelm Ziegra, Reichsgräfl. Pükler. Forstmeister, einen Sohn: Gustav Konstantin.

Löbau, 23. Febr. 1803. — Fr. Kaufmann Seelig, einen Sohn: Friedrich Wilhelm.

Budissin, 25. Januar. — Frau Johanne Christiane geb. Schönke, G. Hr. Kaufmann Wilhelm Fiedler, eine Tochter: Ernestine Juliane Rosalie.

18. Februar. — Frau Christiane Henriette geb. Vogelin, G. Hr. Siegism. Gottlob Ficker, Chirurgus alhier, eine Tochter: Johanne Sofie.

19. Febr. — Frau Charlotte Sofie geb. Richterin, G. Hr. Johann Gottfried Schulze, Kurf. Sächs. Oberpostamtsschreiber allhier, eine Tochter: Charlotte Marie.

8. März. — Frau Henriette Charlotte Erdmuthe geb. Lehmann, G. Herr Johann Christian Gottlieb Thomaschke, hiesiger Grossokauf- und Handelsherr, einen Sohn: Herrmann.

Hohkirch bei Görliz, 20. Februar. — Frau Christiane Elisabeth geb. Richter, G. Hr. M. Ehregott Leberecht Bonitz, dasiger Pa-

stor, eine Tochter: Sidonie Henriette Amalie.

Görliz, 10. März. — Frau Eleonora Amalia Tugendreich geb. von Nostiz, aus dem Hause Döbschütz, G. Herr Franz von Cerrini, hochbestallter Major beim Freih. von Riesemeuschelschen Infanterieregimente, einen Sohn: Ernst Ferdinand.

17. März. — Frau Christiane Henriette geb. Vogel, G. Hr. Samuel August Wohlgemuth Langer, Oberamtsadvokat und Gerichtsprokurator allhier, einen Sohn: Friedrich Ludwig.

13. Mai. — Frau Johanne Florentine geb. Mosig, G. Herr Archidiakonus M. Johann Christian Janke, einen Sohn: Johann Karl Otto.

Kießlingswalde, 25. April. — Fr. Charlotte Friederike Dorothee Auguste geb. von Wiedebach, G. Hr. Kammerjunker Wolf Ludewig von Gersdorf, auf Kießlingswalde, eine Tochter: Agnes Helene Josefe.

V. Todesfälle.

Muskau. — Den 5. Novemb. 1802 starb allhier am Schlagflusse Herr Ernst Lebrecht Starke, Kurf. Sächs. Pontonierlieutenant, im 35ten Lebensjahre.

Lauban, den 8. März 1803. — Frau Christiane Elisabeth verwitt. Primarius Gregorius geb. Lehmann, im 56sten Jahre ihres Lebens.

Am 14. Febr. starb der hiesige Buchdrukkerherr, Herr Gottlob August Scharf, 74 und ein halbes Jahr alt.

Löbau. — Den 23. März starb des ehemaligen Rektors am hiesigen Lizeum, weil. Hrn. M. Johann Gottfried Heinitz nachgelassene Wittwe, Frau Henriette Sofie geb. Zimmer, nach einem langen Krankenlager, 66 Jare alt.

Budissin. — Am 18. Februar verschied allhier an der Wassersucht Herr Christian Gottfried Hoyer, Kurf. Sächs. Landeshauptmannschaftl. Kassenschreiber, in dem Alter von 75 Jaren.

Ebendaselbst — starb am 25. Febr. Herr Johann Gottlob Schenk, Oberamtsadvokat allhier und Erb. Lehn. und Gerichtsherr auf Sornßig. Er war am 19. Febr. 1740 zu Uhyst an der Spree geboren; seine Ältern waren: Joh. Schenk, dasiger Ökonomieverwalter, und Helene Magdalene geb. Kraußin. In seinem 14. Jare kam er auf die Schule des Hallischen Waisenhauses, und studirte dann noch auf der dasigen Universität ein Jar lang die

Rechte, nebenbei er sich besonders auf die Zeichenkunst und Geometrie legte. Im Jare 1760 gieng er auf die Akademie zu Leipzig, kehrte nach geendigten Studien nach Budissin zurük, und ward hier 1763 in die Zahl der Oberamtsadvokaten aufgenommen, auch als Landeshauptmannschaftl. Aktuar angestellt, welches Amt er aber in der Folge abgab. Er verband sich am 3. May 1770 mit Dem. Johannen Friederiken, des ehemal. hiesigen Hrn. Konrektors Weise jüngsten Tochter, mit welcher er 2 Söhne zeugte, von denen der ältere allhier als Oberamtsadvokat praktizirt, der jüngere als Kaufmann sich in Handelsgeschäften auf der Reise durch Spanien befindet. Schon vor 4 Jaren überfiel den Verewigten eine gefährliche Krankheit, welche er zwar überstand, die ihn aber vor 8 Wochen aufs neue betraf, und am obengenannten Tage sein Leben in dem Alter von 63 Jaren und 16 Tagen endigte.

Ebendaselbst. — Am 28. März starb Hr. Andreas Jokusch, hiesiger Kaufmann, welcher am 21. Jun. 1742 allhier geboren wurde. Seine Ältern waren: Hr. Peter Jokusch und Frau Marie geb. Böhmerin. Nach erlernter Handlung etablirte er sich im Jare 1770. Am 20. August 1782 verehelichte er sich mit Dem. Dorothee Sophie geb. Trepte; von de-

nen in dieser Ehe gezeugten 2 Söhnen und 1 Tochter ist nur noch 1 Sohn am Leben, welcher sich gleichfalls dem Kaufmannsstande widmet. Nach verschiedenen erlittenen schweren Niederlagen endigte ein Stik- und Schlagfluß, in dem Alter von 60 Jaren 9 Monaten und 8 Tagen, sein Leben.

Ebendaselbst. — Am 11. April starb, 70 Jare und 5 Monate alt, Herr Daniel Traugott Tietzen, Stadtkapitain und des hiesigen Magistrats Gewerbsteuereinnehmer. Er war zu Ringenhain den 25. Novemb. 1732 geboren, wo sein Vater, Tobias Tietzen, Leinwandhändler war. Er erlernte die Handlung, und etablirte sich 1758. Seit dem Jare 1760 war er mit Dem. Christianen Salome Meißner aus Görliz verheurathet, welche aber 1791 starb. Er zeugte mit ihr 5 Söhne und 9 Töchter, wovon nur noch 4 Töchter am Leben geblieben sind.

Ebendas. — Den 14. Mai verschied der hiesige Kurf. Sächs. Generalakzisoberrevisor, Herr Christian Gottlob Günther, geboren zu Schandau am 1. April 1730. Seine Ältern waren: weil. Joh. Christof Günther, dasiger Bürger, Schuhmacher, und beim Kurf. Hauptgeleite angestellter Elbgetreidemesser, und Eva Kathar. geb. Richterin. Nach vollendetem

Schulunterrichte nahm ihn sein noch lebender Bruder, der hiesige Generalakzieseinnehmer Günther zu sich, worauf er als Assistenzthorschreiber, bald darauf als Obergütherbeschauer angestellt, und nach mehrern Jaren ihm das Prädikat eines Generalakzisobertevisors ertheilt wurde. Er verwaltete dieses Amt über 50 Jare mit möglichster Treue, und feierte am 22. Juli 1798 sein Dienstjubiläum. Er verehelichte sich im Jare 1751 mit Dem. Mar. Christiane geb. Meißnerin, mit welcher er 5 Kinder zeugte, von denen noch ein Sohn, als Kurf. geheimer Finanzsekretair in Dresden, und eine an Hrn. Schmidt, Kramer in Postwiz, verheirathete Tochter, am Leben sind. Vor einem Jare legte er Kränklichkeit halber sein Amt nieder, und wenige Tage vor seinem Tode erlitt er noch eine chirurgische Operazion an einem Bruchschaden. Er starb 73 Jare 1 Monat und 14 Tage alt.

Grosradisch. — Den 11. März entschlief nach einem 15wöchentlichen Krankenlager an der Wassersucht der hiesige Pfarrer, Hr. Johann Rentsch. Er wurde zu Wilthen am 8. April 1730 geboren; seine Ältern waren: der dasige Häusler, Michael Rentsch, und Agnes geb. Hübnerin. Im Jare 1752 bezog er das Budissiner Gimnasium, und 1761 die Uni-

versität zu Leipzig. Durch seinen Fleiß und unbescholtenen Wandel erwarb er sich an beiden Orten Gönner, welche ihn in seiner grosen Armuth unterstüzten. 1769 kam er in das Predigerhaus zu Kittlitz, und 1772 den 12. Mai erhielt er den Ruf zum Pfarramte in Grosradisch, welches er bis an seinen Tod mit großer Treue und Rechtschaffenheit verwaltete. 1789 am 27. Oktbr. verehelichte er sich mit Dem. Joh. Elisabeth Lippin, deren Vater Pfarrer zu Oberwiesenstädt im Mannsfeldischen gewesen ist.

Neschwitz. — Am 19. März starb zu Dresden an einem Blutsturze die Frau Geheimeräthin, Henriette Friederike Scharlotte Gräfin von Riesch, geb. von Klüx, auf Neschwitz u. s. w. im 66sten Lebensjare. Sie war eine vortrefliche Dame, welche allgemein bedauert, und deren Andenken Allen, die sie kannten, unvergeßlich bleiben wird.

Kleinwelke. — Am 19. März entschlief Frau Agnes Justine Nitschke, geborne von Marschall, Gattin des hiesigen Predigers.

Guben. — Den 27. März verschied die verwittw. gewesene Frau Kaufmann Korona Elisabeth Riepke, geb. Rudelius, an den

Folgen eines Schlagflusses, 60 Jare und 10 Monate alt.

Görliz. — Am 27ten März starb Herr Johann Gottlob Mühle, wohlangesehener hiesiger Bürger, Kauf- und Handelsmann. Er wurde den 19. Mai 1755 allhier geboren. Seine Ältern waren Johann Gottlob Mühle, Bürger und Ältester der hiesigen Tuchmacher, und Anne Katharine geb. Bellmann, wovon der Vater 1790, die Mutter 1789 gestorben sind. Er erlernte das Tuchmacherhandwerk in der väterlichen Werkstatt, nach erlangtem Gesellenstande ging er in die Fremde. Nachdem er nach Verlauf einiger Jare wieder zurük gekommen, Bürger und Meister geworden war, verehelichte er sich 1776 den 1. Oktober mit Igf. Joh. Christianen Scharlotten, weil. Mstr. Joh. Friedrich Otto's, hiesigen Bürgers und Ältesten der Tuchscheerer, nachgelassenen ehel. dritten Tochter, welche Ehe aber kinderlos blieb.

Er trieb anfangs verschiedene Jare seine Profession mit dem Gewandschnitte, fieng aber dann den Tuchhandel en gros an, in dessen Ausbreitung er durch rastlose Thätigkeit und einige unternommene Reisen sehr glüklich war; er behielt aber noch die Profession bei, wurde auch zum Geschwornen der Tuchmacher ernannt.

Da sich indeß seit einigen Jaren seine Geschäfte im Grossohandel immer mehr, besonders nach Polen, ausbreiteten, so legte er die Profession gänzlich nieder, und widmete sich blos dem erstern. Allein ein bösartiges Nervenfieber sezte seinem thätigen Leben ein Ziel in dem Alter von 47 Jaren, 10 Monaten und 8 Tagen.

Görliz. — Am 27. März verschied Frau Anne Magdalene Heigius, geb. Nikolai, 70 Jare 4 Monate weniger 3 Tage alt. Sie war die nachgelassene Wittwe weil. Herrn Martin Friedrich Heigius, ehemal. Notarius und Kalkulators zu Lauban, und hinterläßt 2 Kinder, Mstr. Martin Friedrich Heigius, Bürger und Schneider zu Grünberg, und Christiane Henriette, welche sich in Herrnhut befindet.

Herrnhut. — Am 17. April starb allhier Frau Louise Friederike verw. von Wobeser, geb. von Damnitz, 70 Jare alt.

Marklissa. — Am 11. April dieses Jares starb in Leipzig der Studiosus Theologiä, Hr. Christian Gottfried Dittrich. Er wurde 1780 am 4. Junius zu Schadewalde geboren, wo seine Ältern, Johann George Dittrich, Grosgärtner und Gerichtsgeschworner, und Frau Anna Rosina geb. Rudolph, noch leben.

Den in der Schule seines Geburtsorts angefangenen Unterricht sezte er eine Zeitlang in Marklissa fort, bis er im Jare 1796 das Lizeum zu Lauban bezog. Hier blieb er bis 1802, in welchem Jare er sich auf die Universität Leipzig begab. Kaum hatte er sich daselbst ein halbes Jar den theologischen Wissenschaften gewidmet, so überfiel ihn eine hartnäkige Krankheit, die ihn zwar auf einige Zeit wieder verließ, aber auch bald mit erneuerter Wuth zurükkehrte, und so lange an seinen Lebenskräften nagte, bis er am genannten Tage ihrer zerstörenden Wirkung unterlag. — Er war ein guter unbescholtener Jüngling, der, bei eben nicht gerade ausgezeichneten Fähigkeiten, vielleicht ein Opfer seines Fleisses wurde.

Am 19. April starb zu Marklissa des Rektors der dasigen Stadtschule, Herrn M. Christian Gottfried Tietzes, 15wöchentliches Töchterchen: Bertha Augusta Adelheid.

Ober-Bielau. — Am 6. Mai starb Hr. Friedrich Gotthelf Flade, hiesiger wohlverdienter Pfarrer in seinem 40sten Lebensjare.

VI. Ehejubiläa.

Hainewalde bei Zittau. — Am 28. Dezemb. 1802. feierte der hiesige Einwohner und Zimmermann, Daniel Engler, mit seiner Frau, Anne Marie geb. Tannert, jedes 75 Jare alt, bei völliger Gesundheit, ihr Ehestandsjubiläum. Sie zogen, in Begleitung ihrer Kinder und Enkel, zusammen 29 Personen, in die Kirche, und ließen sich daselbst öffentlich einsegnen.

Zittau. — Den 15. Februar 1803 feierte der hiesige Bürger und Eisenhändler, Johann Karl Gottfried Jürgenson, mit seiner 50järigen Ehegenossin, Johanne Regine geb. Richter, ihr Ehejubiläum. Er ist in Hirschberg den 7. März 1730 geboren. Sein Vater, Jakob Jürgenson, aus Gothenburg in Schweden gebürtig, war daselbst Kaufmann, seine Mutter, Helene Katharine geb. Schürern v. Waldheim, aus Zittau. Er widmete sich der Wundarzneikunst, erlernte solche bei dem damaligen Chirurg. Friebe in Landshut, und erwarb sich in derselben nicht gemeine theoretische und praktische Kenntnisse. Nach überstandenen Lehrjaren kam er in seine Vaterstadt, verließ sie aber bald wieder.

Anno 1758 den 15. Februar verehelichte er sich mit seiner obengenannten Gattin, welche den 14. Jenner 1731 in Reichenau ohnweit Zittau geboren wurde. Im nämlichen Jare etablirte er sich in Oberullersdorf bei Zittau, und übte daselbst 26 Jare lang die Chirurgie mit vielem Glüke praktisch aus. Die Kriegsunruhen nöthigten ihn, 1779 seinen Wohnort zu verlassen; er begab sich daher nach Zittau, wurde dort Bürger, und legte einen noch jezt bestehenden Eisenhandel an. Ausser dem gänzlichen Verluste seines Gesichts befindet sich dieser Jubelgreis mit seiner Frau gesund und munter. Am obengenannten Tage wurde dieses 50järige Ehepaar in der hiesigen St. Petri- und Paulikirche, bei einer zahlreichen Versammlung, durch den Herrn Diakonus M. Richter, nach einer vorher gehaltenen zwekmässigen Rede, öffentlich eingesegnet.

VII. Besezung einer Stelle im Stifte Joachimstein zu Radmeriz.

Mittelst höchsten Rescripts vom 25. Oktbr. 1802 ist von dem Hochpreisl. Geheimeraths-kollegio die durch Abgang der Fräulein Amalie von Dresky erledigte fünfte vormals Vizthumische Stelle, in dem weltadelichen Fräu-

leinstifte Joachimstein zu Radmeriz der Fäulein Friederike Konstantia von Unruh zu Dresden ertheilt, und dieselbe zur Stiftsfräulein ernannt worden.

VIII. Litterarische Nachricht.

Der jezige Katholikos zu Tiflis in Georgien hat einst bei seinem Aufenthalte in Rußland Baumeisters philosophiam definitivam ins Georgische übersezt. s. Götting. gel. Anzeig. 1803. St. 42. S. 422.

Drukfehler im Aprilstüke d. J.

S. 224. Z. 1 statt Friedersdorf lies Friedensdorf.

S. 224. Z. 6. statt Mausolene l. Mausoleen.

Neue

Lausizische Monatsschrift

1803.

Juni. Sechstes Stük.

I.

Die Freundschaft.

Wie Epheuranken um die Ulme,
Schlingt Freundschaft um das Herz sich fest;
Wenn Reichthum, Größe, Pracht und Jubel,
Wenn alles — eine Larve läßt, —
Dann füllt mit anspruchlosem Zauber
Das peinlichöde Plätzchen sie,
Eh' wir verzagen, sanft beglückend
Uns lieblich aus durch Sympathie.

Strömt uns, wie Götterwein dem Zecher
Im Prunkpokal, die Freude zu;
So morden oft nur wenig Züge
Im Taumel unsers Lebens Ruh.
Doch Freundschaft eilt an unsre Seite,
Und mässigt unsre Gier, und beut
Zum labenden Genus den Becher
Uns nur mit weiser Langsamkeit.

Wenn uns der Liebe süßes Lächeln
In ungewohnten Schlummer wiegt,
Und, eh' wir's ahnen, eh'rne Fesseln
Um unsers Wollens Freyheit biegt, —
Da dringt zu den umschlungnen Träumern
Die Freundschaft als ein Schutzgott ein;
Und weckend lehrt sie uns den Nebel
Der Sinnlichkeiten zu zerstreun.

Wähnt nicht der Wandrer oft, ihm schimm're
Das holde Licht ersehnter Ruh?
Und raschen Schrittes eilt er lüstern
Dem trügerischen Irrlicht zu.

So lokt an schroffe Felsenklippen
Uns oft der Ehre goldner Wahn;
Doch schnell greift Freundschaft nach dem Müden,
Und leitet unsers Strebens Bahn.

Wenn wir zu schnell nach Rosen eilen,
Mit ihren Dornen unbekannt,
Da warnt sie uns, und beugt die Zweige,
Und ungestraft bricht unsre Hand
Die Blumenkönigin, die Flora,
Zum Schuz mit Waffen angethan,
Die man bedächtig nur, und nimmer
Mit keker Eile pflüken kann.

Steil ist der Pfad zum fernen Ziele,
Der geistigen Vollkommenheit,
Nie ganz erreicht, und drum ermattet
Oft unbelohnte Thätigkeit.
Doch Freundschaft eilt zu uns, — und tilget
Der Schwierigkeiten Schlangenheer;
An Sieg gewöhnt, in ihrem Arme,
Scheint uns der schwerste Kampf nicht schwer.

Wenn Falschheit unsre kleinen Mängel
Als Sünden frey zur Schau gebracht,
Wenn Hinterlist die Grube öffnet,
An die die Unschuld nicht gedacht;
Wenn Buben unsern Namen schänden,
Auf seinen Trümmern sich erhöhn;
Dann wischt den Gifthauch von dem Golde
Sie — und nun ist es doppelt schön.

Wenn tiefer Gram, von allen Menschen
Verlassen, uns den Busen engt,
Und sich der schüchtern stillen Trauer
Ein leiser Seufzer nur aufdrängt, —
So faßt sie schnell ihn auf, und spendet
Uns ihren mitleidsvollen Blick;
Des Seufzers Wiederhall kommt tröstend,
Wie ein erhörtes Flehn zurück. —

O selig wer's gelernt, der Freundschaft
Mit Innigkeit sich zu erfreun;
Wer früh der Wissenschaften größte
Errang, — ein ächter Freund zu sein!
O selig, wer an ihrem Busen
Beglükt sein Erdenleben lebt;

In wessen Kranz der stillern Freude
Sie oft verkannte Blümchen webt!

Ihm ist kein Schaugericht die Freude,
Bei dem man lüstern darben muß;
Der Freundschaft Vorsicht würzt und reichet
Sie ihm zum labenden Genuß.
Ihm strahlet durch der Leiden Nächte
Des Mitgefühles Sonnenschein;
Er steht, — gleich Teutschlands Göttereichen,
Im Ungewitter Held zu sein.

Wenn einstens unsern Leichenhügel
Kein Marmorstein als Denkmal ziert,
Und keines Künstlers Hand den Namen
Noch auf entfernte Zeiten führt; —
So wird der Freund des Freund's Vollendung
In stiller Trauer sich erfreun,
Und seine unbestochne Thräne
Wird unser schön'res Denkmal sein.

Karl Liscovius.

II.

Authentische Nachricht über die im Monat Dezember vorigen Jares in dem Dorfe Klix bei Budissin ausgebrochene epidemische Krankheit.

Je mehr zum Theil gegründetes, zum Theil aber auch übertriebenes Aufsehen die, in dem eine und eine halbe Meile von Budissin nordwärts an der Spree gelegenen, und dem Herrn Burggrafen und Grafen zu Dohna gehörigen Dorfe, Klix, im Monate Dezember vorigen Jares sich verbreitete epidemische Krankheit, nicht nur in unserer Provinz, sondern sogar im Auslande *) verursacht hat; um so nothwen-

*) Einen Beweis hiervon liefert das mir am 29ten Dez. vorigen Jahres zugekommene Schreiben des Herrn Dr. Jaroschka, Fisikus der Herrschaft Hanspach und Schluckenau, worinnen er mich dringend um Auskunft über das sich von dieser Krankheit in Böhmen verbreitete Gerücht bittet.

diger scheint es mir, dem Publikum eine authentische Nachricht davon zu ertheilen. Ich unterziehe mich dieser Pflicht auch um deswillen doppelt gern, weil ich dabei Gelegenheit habe, verschiedene auf dem Lande noch häufig vorkommende in medizinischer Hinsicht höchst schädliche Misbräuche und Gewohnheiten öffentlich zu rügen, und für deren gefährlichen Folgen zu warnen, und komme nun ohne weiteres zur Sache selbst.

Das Dorf Klix enthält acht und vierzig Wirthe, und es sind zwölf Dörfer in dortige Kirche eingepfarrt. Hier fand man am 29. November vorigen Jahres Abends in der Dämmerung auf dem Kirchhofe einen fremden Bettler krank, den man aufhob, und zur Verpflegung in das dasige Hirtenhaus brachte. Die Gemeinde vereinigte sich, diesem Kranken mit aller möglichen Pflege beizustehen, und die Wirthe nach der Reihe, am Tage einzeln in der Nacht doppelt, bei ihm wachen zu lassen. Dies geschah, und nach Verlauf von etwa vierzehn Tagen war dieser kranke Bettler so weit hergestellt, daß er bei günstiger Witterung auf das eine Viertelstunde von Klix entfernte Dorf Leichnam, vermittelst der Krüken, weiter gehen konnte.

Einige Tage darauf, nachdem sich dieser Bettler von Klix wegbegeben hatte, fiengen diejenigen Wirthe, die ihn zuerst im Hirthenhauße gepflegt und bei ihm gewacht hatten, zu erkranken an. Dies Erkranken gieng täglich immer weiter, bis endlich nicht allein beinahe sämmtliche Wirthe, die bei dem Kranken gewacht hatten, sondern auch alle Menschen, welche die Nothwendigkeit in das Hirtenhaus zu den Kranken geführt hatte, ja selbst Kinder, die aus Neugierde zu dem Bettler gegangen, als Kranke angemeldet wurden.

Am achtzehnten Dezember vorigen Jahres erhielt ich die erste Nachricht von der Sache, und eilte noch denselben Tag nach Klix. Der dasige Oberpfarrer, Herr M. Hennig, machte es sich zur Pflicht, mich zu den Kranken zu führen, und mit ihren Eigenheiten bekannt zu machen, welches ich als Arzt sehr benuzen konnte. Er unterstüzte die Befolgung meiner ärztlichen Anordnung bei den Kranken durch weise Vorstellungen, und flößte ihnen das bei Landleuten so selten anzutreffende Zutrauen zu einem rechtlichen Arzte auf eine ihm ganz eigne gute Art ein. Er eröfnete mir zugleich, daß der Herr Burggraf und Graf zu Dohna über diesen Un-

fall seiner Klixer Unterthanen äusserst gerührt sei; daß er nichts sehnlicher wünsche, als Jedem die möglichste Hülfe zukommen zu lassen; daß er deshalb Befehl gegeben, alles zur Unterstüzung und Heilung der Kranken Erforderliche herbeizuschaffen, und daß er so oft als möglich Nachricht — denn sein Aufenthalt war damals in Dresden — von dem Verlaufe der Krankheit zu haben wünsche.

An diesem Tage fand ich sechs und dreissig Kranke in Klix, alles gewacht habende Wirthe, bis auf die verwittwete Hirtenfrau mit ihren drei ziemlich erwachsenen Kindern, in deren Wohnung der Kranke gelegen, der Tochter des Gerichtsschöppen, die des kranken Bettlers Schlafstätte gereiniget, der Magd des Herrn Oberpfarrers, die ihm Speise, der zwölfjärigen Tochter des dasigen Bäkers, die ihm Brod zugetragen, und drei schon halb erwachsenen Kindern eines Wirthes in der Nachbarschaft des Hirtenhauses, welche die Neugierde zu erwähntem kranken Bettler gezogen hatte. Dieser Umstand überzeugte mich, daß eine Anstekung von Seiten des kranken Bettlers obgewaltet, und daß der Krankheitsstof von sehr heftiger Wirkung gewesen sein müsse, war vor-

züglich daraus abzunehmen, weil ich an den vier zu allererst, und zwar gerade seit acht Tagen erkrankten Wirthen häufigen Petechienausschlag fand. Man erinnerte sich, dergleichen Fleke auch auf dem Körper des kranken Bettlers gesehen zu haben, der ausser diesem Umstande über grose Mattigkeit und ausserordentlich grose innerliche Hize geklagt habe. Dadurch wurde ich bewogen, sogleich eine pflichtschuldige Anzeige an das Kurfürstl. Oberamt zu erstatten, trug aber Bedenken, vor der Hand eine Sperre des Orts, bis auf anderweitige Anzeige bei gedachter hohen Behörde zu bewürken.

Am 27. Dezember vorigen Jares war die Anzahl der Klixer Kranken bis auf zwei und fünfzig gestiegen. Es lagen alle Wirthe bis auf fünf Personen darnieder. Es war schauderhaft, fast in jedem Hause einen bis zum Tode Kranken zu finden. Klix wurde eine Einöde; Alle Einwohner benachbarter Ortschaften vermieden es, man sahe keinen Wagen die sonst so befahrne Straße durch Klix passiren, kurz, es hatte sich ohne obrigkeitliche Veranlassung von selbst eine Sperrung gebildet. Die noch sich in gesundem Zustande befindenden Einwohner giengen traurig einher, aus gerechter

Furcht, den folgenden Tag auch auf das härteste Krankenlager geworfen zu werden, und das schnelle Sterben derer zuerst Erkrankten, bei welchen die ärztliche Hülfe zu spät kam, sezte alle übrige Patienten in die bangeste Erwartung.

Die Epidemie nun selbst anlangend, so trug der allgemeine Witterungskarakter in den Monaten November und Dezember vorigen Jares, der naß und warm bei anhaltenden Südwinden war, vieles dazu bei, daß schon die natürliche Stärke des Würkungsvermögens in dem menschlichen Körper eine ziemliche Veränderung hatte erleiden müssen. Diese Veränderung würkte besonders auf den ganzen erregbaren Organismus, und man nahm in dieser Zeit auf dem Lande häufig, sowohl sporadisch, als auch epidemisch herrschende Krankheiten asthenischer Natur wahr. So, z. B., brach schon zu Ende des Monates November und Anfange des Dezembers vorigen Jahres in den Orten Horsche, Petershain, See und Sproiz ein epidemisches Nervenfieber aus. Diese genannten Ortschaften haben mit Klix das gemein, daß sie nicht sowohl tief liegen, sondern vielmehr, daß sie mit häusig stehenden Wässern umgeben sind.

Bei dem Orte Klix findet der Umstand noch besonders statt, daß er in einer halbrunden Krümmung erbauet ist, durch welche die Strase gehet, die, ob sie gleich nicht schmal ist, dennoch wegen der nahe und an einander gebauten Häuser durch die Winde nicht leicht ausgetroknet zu werden vermag. Hierinnen glaubte ich die Ursache suchen zu müssen, daß die Klixer Einwohner vorzüglich viel Anlage zu häufigen asthenischen Krankheiten haben, welche Erfahrung zu machen ich schon seit vielen Jahren Gelegenheit gehabt habe.

Bei dieser Anlage war es nun wohl kein Wunder, daß durch den Beitritt und Einfluß jenes durch die Krankheit des Bettlers erregten Anstekungstoffes eine direkte Schwäche erzeugt, und eine Opportunität erhöhet wurde, die dieser Epidemie einen so hohen Grad von Bösartigkeit geben mußte.

Die Epidemie bestand in einem fauligen Nervenfieber, Typhus genannt.

Unter den Kranken fand ich bei meinem ersten Besuche drei Personen, bei welchen die Oberfläche des Körpers mit Petechien bedekt war.

Die Krankheit kam ohne alle vorausgehende Zeichen. Heute waren die angehenden Kranken noch völlig gesund, und den Tag darauf war auch die Krankheit mit aller Heftigkeit schon ausgebrochen. Sie fieng sich gemeiniglich mit Kopfweh, Schwindel, Ziehen in den Gliedern, Unlust zum Essen, abwechselnden Frost und Wärme und so einer Kraftlosigkeit an, daß die Kranken sich zu Bette legen mußten, und sich kaum aufzurichten vermochten. Den dritten und nachfolgende Tage stellte sich häufiges Irrereden ein, die natürliche Fisionomie wurde verstellt, die Zunge troken und schwarz, die Haut brennend, die Glieder fingen an zu zittern, der Urin wurde schwarzroth und schaumig, viele bekamen häufige, wäßriche noch mehr schwächende Durchfälle, nach welchen gewöhnlich Petechien erfolgten, einige wiederholtes heftiges Nasenbluten; der Puls war klein, weich und geschwind, und der Dunstkreis des Kranken wurde sehr übelriechend. In dieser gefahrvollen Lage blieben die Kranken fast durchgehends bis zum neunten und eilften Tage, und diese Tage waren der Zeitpunkt, wo ich über die Genesung oder den Tod der Kranken bestimmt urtheilen konnte. Bei denen der

Genesung fähigen wurde nach diesen Tagen die Oberfläche des Körpers und die Zunge feuchter, das Athemholen leichter, die Gewalt des Herzens, den Umlauf des Blutes zu bewerkstelligen, stärker, die Stimme vernehmlicher, das Deliriren seltener, der Schlaf erquikender, der Urin heller und durchsichtiger. Bei denen zum Tode reifenden hingegen nahmen obige gefahrvolle Simptome noch mehr zu, und spätestens am eilften oder dreizehenden Tage erfolgte der Tod.

Diesen Gang nahm die Krankheit so lange, als die Witterung naß, warm und neblich blieb; so bald aber die Kälte und der Frost, welche leztere jene inzitirenden Schädlichkeiten in etwas verminderte, eintrat, so nahm ich einen etwas veränderten Karakter der Krankheit wahr. Sie blieb zwar die nämliche, aber ihre Asthenie stieg nicht zu einem so enormen Grade von Höhe.

Ich mußte demnach in Rüksicht der durch die Witterung verursachten Veränderung obiger krankhaften Erscheinungen bei meinen Klixer Kranken auch eine verschiedene Kurmethode anwenden. Alle diejenigen, deren Krankheit in die Zeit der naßwarmen, neblichen Witte-

rung fiel, mußten blos durch die flüchtigen, durchdringend reizenden Mittel, als: Kampfer, Naphtha, Moschus, Wein, virginische Schlangenwurz, Baldrian, unterstützt werden, wodurch einzig und allein einer totalen Sterblichkeit vorgebeugt wurde, so wie jene, deren Krankheitskarakter durch die trokne Kälte dahin verändert wurde, daß nicht ein so groses Übermaaß von schädlich inzitirenden Potenzen auf die Kranken entstand, welche die ohnehin abnehmende Erregbarkeit noch mehr verminderten, besonders anhaltend reizender Mittel, als: Perurinde, Wolferlei, bitterer gewürzhafter Extrakte und Blasenpflaster bedurften. Sehr gern bediente ich mich bei angehenden Kranken, ehe noch der Zustand jenes heftigen Übelbefindens sich einstellte, eines Brechmittels aus Brechwurzel, und die Erfahrung lehrte mich, daß diejenigen, die es in diesem Zeitpunkte erhielten, weit weniger von der Heftigkeit des Typhus selbst hingeworfen wurden.

Die ersten und häufigsten Kranken waren, wie oben erwähnt, alles Personen, die um den kranken Bettler gewesen. Ich konnte nicht zweifeln, daß, bei der Allgemeinheit dieser heftigen Epidemie die Krankheit auch auf die noch

übrigen im Orte wohnenden gesunden Einwohner übergehen sollte, und warnte daher die Gesunden für unnöthigen Krankenbesuchen, auch besonders die Eheweiber für die unnöthige Annäherung an ihre todtkranken Männer. Allein mehrere der Leztern hatten sich, wegen des unter den Landleuten eingeführten üblen Gebrauchs, nur zweimänniche Betten in ihrer Haushaltung zu haben, in der Nothwendigkeit befunden, des Nachts in der Nähe ihrer kranken Männer auszuruhen, und nun konnte es nicht auffallen, daß diese Weiber auch krank werden mußten, indem mehrere anhaltend schwächende Potenzen, als Kummer, Betrübnis, gestörte Nachtruhe, zulezt der Anstekungsstof ihre Gesundheit untergraben hatten. Es wurden demnach auch diejenigen Eheweiber und Witwen krank, deren Männer entweder zum Tode krank gewesen, oder wirklich bereits gestorben waren, und ihre Krankheit war von der nämlichen Heftigkeit, als diejenige war, an welcher ihre Männer gelitten hatten.

Im Ganzen waren vom achtzehenden Dezember v. J. bis zum drei und zwanzigsten Februar d. J., als an welchem Tage die Epidemie zu Klix ganz vorüber war, drei und sech-

zig Personen an diesem Typho krank gewesen. Von diesen Kranken starben nur zwölf Personen, — eine mit der Heftigkeit und Bösartigkeit der Krankheit in gar keinem Verhältnisse stehende Anzahl, — unter welchen vier Wirthe in den besten Jahren, welche sämmtlich schon bei meinem ersten Besuche von dem Petechienausschlage befallen waren; zwei, deren Abwartung von Seiten der Ihrigen zu saumselig gewesen; einer in den Händen eines Afterarztes, welchem Unwesen aber sogleich durch eine Verfügung des Kurf. Oberamtes gesteuert wurde, und fünf schon ziemlich alte Leute, bei welchen von Natur schon die Erregbarkeit zum Theil sich konsumiret hatte.

So endigte sich ein Unglük, welches, bei aller meiner Sorgfalt, dennoch weit fürchterlicher hätte in seinen Folgen werden können, wenn nicht theils die menschenfreundlichen Gesinnungen des Herrn Burggrafen und Grafen zu Dohna gegen seine Unterthanen mir erlaubt hätten, zu den wirksamsten — wenn auch zum Theil kostbaren — Arzneimitteln meine Zuflucht zu nehmen, theils der würdige Oberpfarrer des Orts, Herr M. Hennig, sich nicht die

Liebe, das Zutrauen und die Folgsamkeit der guten Klixer Einwohner in einem so hohen Grade erworben, daß er bei ihnen die eingewurzelten Vorurtheile wider die Anwendung ärztlicher Vorschriften hätte völlig ausrotten können.

Gehet man nun auf die erste Ursachen zu dem die Einwohner von Klix betroffen habenden Unfalle zurük, so rührt derselbe einzig und allein von der Nichtbefolgung des höchsten Mandats, wegen Abstellung des Bettelwesens, und Vernachlässigung der Mittel her, welche die in der Oberlausiz schon seit 1784 und 1787 bestehenden Geseze, wegen des Verfahrens gegen die Vagabonden, so deutlich an die Hand geben. Diesem zu Folge soll jede Gemeinde für ihre Armen sorgen, und nicht gestatten, daß sie andern Gemeinden durch Bettelngehen beschwerlich fallen. Alle Gerichten aber haben gegen Bettler und Landstreicher auf das Unnachbleiblichste mit Untersuchungen, deren Kosten die Kriminalkasse jedes Kreises trägt, zu verfahren. — Der in Klix krank aufgefundene Bettler war, dem Vernehmen nach, kein Ausländer, sondern ein Oberlausizer Unterthan. Er hatte mehrere Jare ungestört umherge-

schweift. Bei solchen Vernachlässigungen der Einzelnen müssen daher oft andere Gemeinden, und die Gerichtsherrschaften selbst, leiden, und wenn sie noch so sehr für das Beste ihrer Unterthanen besorgt sind, wie dies der Fall des Herrn Burggrafen und Grafen zu Dohna ist, welcher für die Erhaltung und Unterstüzung aller Armen und Kranken in seinen weitläuftigen Besizungen so vorzügliche Sorge trägt, daß er bereits seit der Acquisition seiner Oberlausizischen Güter auf mehrern derselben unter die dürftigen Einwohner täglich Rumfordsche Suppe vertheilen läßt, und es jedem seiner Officianten zur Pflicht macht, bei Krankheiten seiner Unterthanen sofort ärztliche Hülfe zu suchen.

Allein auch die auf dem Lande noch allgemein eingeführte üble Gewohnheit, die in die Gemeinheit zur Verpflegung gebracht werdenden Kranken von den Wirthen der Reihe nach besorgen und bewachen zu lassen, trug in Klix viel zur Verbreitung des durch den fremden Bettler verhangenen Unglüks bei, und es wäre daher zu wünscheu, daß in jeder Gemeinde ein Mitglied derselben bei solchen Fällen, gegen ei-

ne der Wichtigkeit dieser Pflicht angemessene Belohnung, zu Pflegung und Bewachung solcher Kranken besonders angestellt würde.

Eben so wäre zu wünschen, daß die bei den Landleuten gewöhnlichen zweimännigen Lagerstätten nach und nach mit einzelnen Betten vertauscht würden. Wie ist es sonst anders möglich, als daß bei krankhaften Umständen eines Ehegattens der andere, welcher dessen Ausdünstungen, und mit ihnen den Krankheitsstof, wenn er mit ihm unter einer Deke schläft, einsauget, von derselben Krankheit in gleicher Maaße befallen werden muß?

Möchte doch diese flüchtige Schilderung des in Klix eingerissenen und noch glüklich genug überstandenen Elendes, ein Wort zu seiner Zeit geredet sein!

D. Friedrich August Treutler,
Landfisikus des Budissinischen
Kreises.

Zusaz.

Herr Landfisikus D. Treutler allhier hat meinen ihm geäusserten Wunsch erfüllt, indem er für die Neue Lausiz. Monatsschrift eine au-

thentische Nachricht über die nun völlig gehobene Epidemie zu Klix geliefert. Diese Epidemie ist weit bedeutender gewesen, als man vermuthet, und auswärts es gewußt; der Anwendung schleuniger Hülfe und Veranstaltung ist es gewiß vorzüglich zuzuschreiben, daß sie nicht noch weiter um sich gegriffen. Das Ausland ist aufmerksam darauf gewesen; wir sind ihm und unsern Mitbürgern eine solche Nachricht gewissermaassen schuldig. Noch bedarf es aber einer kurzen Anzeige über die Geschichte dieses Bettlers, welcher in mehrern Gemeinden, wo er übernachtete, wahrscheinlich Anlaß zu daselbst ausgebrochenen ähnlichen Krankheiten gab, und den guten Einwohnern in Klix, die diesem ihnen ganz fremden Manne mehrere Pflege angedeihen ließen, das Unglük einer so ausgebreiteten epidemischen Krankheit zuzog.

Dieser Bettler war aus Grosschweidniz gebürtig. Bekanntlich zeichnet sich der Besizer dieses Ortes, Hert von Beschwiz, nicht nur durch trefliche ökonomische Anstalten, sondern auch durch Sorgfalt für gute Dorfpolizei, rühmlich aus. Es fehlt daher auch in Grosschweidniz keinesweges an einer Armenanstalt. Allein dieser Bettler, den die Herrschaft bis zur

Konfirmazion erziehen ließ, war sodann entlaufen, und hatte zwanzig Jare lang, nachdem er auswärts im Meißnischen ohne Aufbietezeddel getraut worden, im Lande umhergeschweift. In Grosschweidniz hielt man ihn für todt, als er unvermuthet dahin zurükgeschaft, dann bis an sein Ende auf das sorgfältigste dort behandelt ward. Daher trägt in diesem Falle die Herrschaft und Gemeinde des Orts, wohin die Versorgung dieses Bettlers gehörte, nicht die mindeste Schuld an dem durch seine Krankheit entstandenen Unglüke. Aber wohl ist es empörend, daß dieser Bettler zwanzig Jare im Lande herumschweifen konnte, ohnerachtet die Vagabondenpatente in allen Schenken angeschlagen sind! ohnerachtet das Land alle Kosten des Verfahrens gegen Vagabonden willigst bezahlt! ohnerachtet 48 Haupt- und einschärfende Geseze gegen Vagabonden und Bettelwesen vorhanden sind! — Sollte man nach allen diesen landespolizeilichen Veranstaltungen es wohl für möglich halten, daß uns nun schon zweimal im Verlaufe einiger Jare, — einmal in Hochkirch, einmal in Klix, — epidemische Krankheiten durch Vagabonden ins Land gebracht worden? Und welcher Wohlgesinnte wird es

nicht beklagen, daß Unthätigkeit und leidige Besorgnisse die Herrschaften und Gerichten in unserm Vaterlande, wie in andern Ländern, noch immer von der pflichtgemäßen Befolgung heilsamer Anordnungen, vom vereinten Ergreifen der Masregeln abhalten, durch welche allein, im Hinwirken der Einzelnen zu einem allgemeinen Zweke, Sicherheit nnd Landespolizei befördert werden kann?

Budissin, im Mai 1803.

Adolf Nostiz und Jänkendorf.

III.

Beitrag zur Lebensgeschichte des verstorbenen Apothekers Schneider in Reichenbach.

(Vorgelesen in der Versamlung der O. L. Gesellschaft der Wissenschaften am 23. Mai 1803.

Es giebt Menschen, deren Leben, gleich einem ruhigen Bache im stillen Wiesengrunde sanft und geräuschlos dahin gleitet, Menschen, die sich dem Beobachter in einem so häuslichen Gewande, in einem so ganz und gar nicht emporlodernden, nur still und beschränkt scheinenden Lichte darstellen, daß er sich in Verlegenheit befindet, wenn er nach ihrem Tode als Biograph vor einem größern Zirkel, als das kleine Häufchen der Freunde und Bekannten, auftreten soll. Was sich von ihnen sagen läßt, beschränkt sich auf das Zeugniß, daß dieser nun-

mehr Todte mit seinem Pfunde gewuchert, seinen Plaz unter den Menschen ausgefüllt habe, seinen Pflichten als Mensch und Hausvater, seinen Obliegenheiten als Bürger nachgekommen, daß er Freund und Bruder aller Würdigen gewesen sei. Zwar wichtige Worte, eine Lobrede, ehrenvoller, als das anlokendste Ehrendenkmal von Erz oder Stein; nur für den Wißbegierigen, der bald Unterricht, bald Beiträge zur Vermehrung seiner besondern Menschen- und Karakterkunde, bald wenigstens Belege zu dem im Allgemeinen hingestellten Urtheile sucht, für diesen ist jenes Zeugniß nicht gnügend.

Der Verfasser dieser Zeilen, die einem vor kurzem erst (den 29. April d. J.) durch den Tod von uns getrennten ehemaligen Mitgliede unserer gesellschaftlichen Verbindung, dem Andenken des verstorbenen Apothekers Schneider in Reichenbach gewidmet sind, wünschte gleichsam im Namen und an Statt seines verblichenen Freundes, den Vorschriften unserer Gesellschaft gemäs, so viel von den Lebensumständen, von dem Karakter und von den literarischen Verdiensten desselben mittheilen zu können, daß diese kleine Arbeit, die Mangel an

schriftstellerischem Talente nicht unterhaltend werden läßt, wenigstens lehrreich werden möchte: aber er sieht sich, und zwar hauptsächlich aus der Anwendbarkeit der oben im Allgemeinen hingestellten, auf unsern Schneider aber ganz passenden Schilderung von der Einfachheit des Lebensganges, — theils auch aus der Ortsentfernung, in welcher er mit ihm lebte, die nur jezuweilige, immer kurze, häufig Geschäftssachen betreffende, nie zu einer ausführlichen Erörterung von Schneiders Lebensgeschichte Zeit und Gelegenheit verstattende Unterhaltung erlaubte, theils aus Abgang aller Unterstüzung aus des Verstorbenen Wohnorte,*) die wegen der Kürze der Zeit gar nicht einmal nachgesucht werden konnte, so arm an Stoff, daß er ganz ausser Stande ist, etwas einer Denkschrift, wie man sie über die uns durch den Tod entrissenen Mitglieder zu hören und zu lesen gewohnt ist, auch nur ähnliches zu

*) Was eingegangen ist, durch die Güte des Hr. Diak. Käuffers, nachdem dieser Beitrag schon übergeben, und der Gesellschaft mitgetheilt worden war, folgt am Schlusse desselben als Beilage.

liefern. Indem er sich also aus Achtung für den gesellschaftlichen Ausschuß, der etwas über Schneiders Leben zu erhalten wünschte, diesen Wünschen gemäs fügt, bittet er zugleich, daß man diese Bereitwilligkeit nicht ganz übersehen möge, die freilich nicht ersezt, was an Talenten abgeht, und daß man die große, vielleicht unfruchtbare Kürze, der, wie sich jezt ergiebt, er sich hier gar nicht entziehen kann, aus den angeführten Gründen entschuldige.

Schneider starb im 39ten Lebensjare. Wenn er zum Vortheile der Wissenschaften überhaupt nicht so viel Wesentliches beigetragen, wenn er die intellecktuelle Kultur Anderer nicht so geradezu und in großem Maasse beförderte, wenn er die literarische Aufklärung in unserer Provinz nicht in dem Grade erweitert und verbreitet hat, wie so manches andere verehrte Mitglied unserer Gesellschaft, so war er doch nicht minder als sie, ein völlig brauchbarer Mitbürger des Landes, dem er zwar nicht durch seine Geburt angehörte, das ihm aber zum Vaterlande, — durch manche und mancherlei schwere Schikungen und ein etwas hartes äusseres Loos, zu einem sehr werthen Vaterlande wurde, das durch Erfahrungen, die

er darin in einem grade reifen Alter machte, wichtiger für seine Bildung als Mensch wurde, als die Aufenthaltsorte aus seiner frühern Lebensperiode. Er war der Sohn armer Ältern, im Erzgebirge geboren, und, wie die größte Zahl der Menschen, ohne besondere Sorgfalt erzogen. Er genoß nur wenig, nur den ganz gemeinen Schulunterricht, und seine an und für sich nicht hervorstechenden Fähigkeiten, die gerade seines emsigen Fleisses, seiner unverdrossen ausdauernden Geduld bedurften, um den recht brauchbaren nüzlichen Bürger zu bilden, wurden durch diesen Unterricht bei weitem nicht genug entwikelt. Doch scheint auch diese geringe Anleitung gar nichts verdorben, dem Verstande seine gesunde natürliche Richtung, der Vernunft ihre durch bedachtsame Urtheile zu Tage gehende praktische Brauchbarkeit nicht entrissen, und überhaupt den Kopf so gerichtet zu haben, daß Schneider, ohne gerade viel gelehrte Kenntnisse zu besizen, ohne mit ältern oder neuern Sprachen gerade sehr vertraut, durch Studiren derselben für den Stand des eigentlichen Gelehrten vorbereitet gewesen zu sein, doch mit allen den Erfordernissen von Seiten des Kopfes, die der Stand eines Apothe-

kers heischt, so weit ausgerüstet war, daß er zum Vortheil für das allgemeine Beste diesen Stand zu seinem künftigen Berufe wählte, so weit, als es nicht alle Jünglinge, als es oft Jünglinge aus wohlhabenden Familien nicht sind, die sich der Apothekerkunst widmen, besonders wie fern diese Erfordernisse nicht im Materiellen sondern im Formellen bestehen, wie fern dabei nicht Stoff, sondern in Thätigkeit gesezte Geisteskraft zur Sprache kommt. Was ihn eigentlich zur Wahl dieser Beschäftigung stimmte, ist mir unbekannt geblieben, daß es aber — wenigstens ein sehr glüklicher Grif war, bewies die Folge überzeugend.

Ich bin nicht im Stande, die Begebenheiten aus seiner frühern oder spätern Jugend, die Neigungen und Wünsche des Kindes, den Hang und die Beschäftigungen des größern Knabens, die leidenschaftliche Stimmung und unstäte Thätigkeit des Jünglings mitzutheilen, und aus der anfangenden Bildung des Karakters diesen ganz zu entwikeln, ich bin in diesem Augenblike sogar nicht mit seinen äussern Schiksalen bekannt genug, um auch nur diese vollständig erzählen zu können, und weiß von diesen lezten nur so viel, daß er als Apothekerge-

selle theils in Leipzig, theils, und vorzüglich, in Erlangen, sich ausser den nöthigen chemisch-pharmazeutischen und naturhistorischen Kenntnissen, ausser den nöthigen (körperlichen) Geschiklichkeiten, die bei einem guten chemischen Arbeiter vorausgesezt werden, ungemein gute und gründliche Kenntnisse in der Botanik erwarb. Sie ward auch sein Lieblingsstudium, für das er während seines Aufenthaltes in Reichenbach manchen Freund zu gewinnen suchte, das er gern im höhern Grade emporgebracht hätte, wenn seine, durch die auf den nöthigen Broderwerb beschränkten Bemühungen höchst bedrängte, ihn oft sehr verstimmende Lage, nicht für ihn unübersteiglich scheinende Hindernisse dagegen erzeugt hätte.

Einige Jare vor dem Unglüke, das den grösten Theil von Reichenbach in einen Schutthaufen verwandelte, kam Schneider in unsere Gegend, und kaufte die Apotheke im genannten Städtchen. Arm, im Vertrauen auf seinen Fleiß, Geduld, Rechtschaffenheit und Kenntnisse, unterstüzt durch wohlhabende Personen, begann er seine Unternehmung mit so klugem, zwekmässigem Eifer, daß er bald auf fernere thätige Beihülfe seiner wohlhabenden Gönner

Verzicht leisten konnte, und im Stande war, allen, die ihm die Hand zu seinem Emporkommen geboten hatten, mit seinem aufrichtigen Danke zugleich die Summen, durch die er sein Etablissement gegründet hatte, zurük zu erstatten. Er war zu der Zeit auf dem Wege, ein sehr nüzlicher Mann, und dadurch beinahe ein wohlhabender Mann zu werden, aber diese frohe Aussicht in die Ferne schwand bei jenem Brande dahin. So hold und freundlich, wie bisher, hat ihm seitdem das Glük nicht mehr zugelächelt.

Er verlor bei diesem Brande Alles; ein Leben blieb ihm, seiner Gattin und zwei kleinen Kindern, das eher für eine Bürde in der Zukunft, als für eine Quelle froher Stunden und Tage, dem Anscheine nach, gelten konnte. Und doch war es nicht so. Welch Glük für ihn, daß er so manchen gutgesinnten, vermögenden theilnehmenden Freund und Bekannten hatte, der sich bestrebte, ihm diese sehr üble Lage zu erleichtern. Bald schien es, als ob der Verlust das Emporkommen eher befördern, wenigstens nicht merklich erschweren, wo nicht beschleunigen, doch nicht auf eine unübersehbare Reihe von Jahren verzögern würde. Allein

da in dem Plane für das Wiederaufbauen, die in der That noch etwas geringen Kräfte und die äussern begünstigenden Umstände zu hoch, die entgegenstehenden Hindernisse zu niedrig angeschlagen, da die wahren Bedürfnisse dabei nicht sorgfältig genug aufgesucht, von den vermeinten geschieden, hervorgezogen, zuerst und hauptsächlich befriedigt, da Hauptsachen und Nebendinge vermengt wurden, und zugleich ausgeführt, da alles auf einmal glänzend aus den Ruinen hervorgehen, der Zeit ihre Rechte beschnitten werden sollten, da alles, was dem guten Manne zu Gebote stand, von dem zu gros angefangenen Baue verschlungen, dem, was eigentlich Leben gab, aber eines Fonds bedurfte, der Apotheke und dem damit verbundenen Materialhandel, gleichsam entzogen wurde, so gerieth er in ein Gedränge, aus dem er sich bis an seinen Tod nicht wieder finden konnte. Dadurch wurde die Thätigkeit des Mannes einseitig gelenkt. Broderwerb war die Loosung, die täglich galt, und die Zeit, die er gern besser benuzt, und zu wissenschaftlichen Beschäftigungen verwendet hätte, gieng durch geringfügige, zeitsplitternde, handwerksmässige verloren. Er beschäftigte sich mit dem Apothekerwesen und

Handel ganz im Kleinen, diente beiläufig in Reichenbach und den benachbarten Dorfschaften als Arzt, und die wenigen Stunden, die ihm dann ganz zu seinem freien Gebrauche übrig blieben, benuzte er theils zu weiterer Ausbildung seiner Kenntnisse überhaupt, theils zur Verbreitung botanischer Kenntnisse, theils zum Genuß seiner Familie und einiger näher mit ihm bekannt gewordenen Menschen in seinem Wohnorte und dessen Nachbarschaft.

Doch, unzufrieden, wie er mit seiner Lage war, genoß er in seinen lezten Jaren das Leben nur wenig. Fast ununterbrochen mußte er nur für die nöthigsten Bedürfnisse seiner wachsenden Familie sorgen, und, nach Brod arbeiten. Sich durch einen, mit Überlegung und Vorsicht zwar, aber doch immer etwas gewagten Schritt aus dieser Lage zu reissen, war er zu bescheiden, zu furchtsam - rechtschaffen, zu wenig vertrauend auf sich, und auch wirklich nicht thätig, selbstständig genug handelnder Kopf. So waren seine Stunden zwischen Arbeit, Kummer und Thränen getheilt, und da er keinen lichten Ausweg sah, wurde er verzagter, betrübter. So schwanden seine Kräfte, dies nagte an seiner

Gesundheit, die überhaupt nicht die beste war. Schon seit mehrern Jaren litt seine von Hause aus sehr feste, derbe Körperbeschaffenheit an unordentlichen gichtischen Übeln, von welchen sich schon ein öfters wiederkehrender Bluthusten — haemoptysis — eingefunden hatte, dem sich nachher hämorhaidalische Zufälle beigesellten. Besonders viel kränkelte er im verflossenen Winter, der aus mancherlei Veranlassungen seine Thätigkeit besonders heischte, deren Anwendung ihm aber, dem sonst so gern arbeitenden und an Arbeit so sehr gewöhnten Manne ganz besonders sauer wurde, mehr Zeit und Ruhe wegnahm als er entbehren konnte. So wurde seine Gesundheit noch mehr heruntergebracht, und war schon tief gesunken, als er sich im April des laufenden Jares ein Petechialfieber zuzog, das nach einer Dauer von vierzehn Tagen einem jungen, stillen und guten Weibe, mit vier ganz kleinen, unerzogenen Kindern, den Gatten, Vater, Erzieher und Versorger raubte.

Schneider war ein sehr theilnehmender und mittheilender Mensch, liebte seine Brüder, achtete seine Freunde, lebte ganz für die Seinigen, hätte sich für seine Bekannten ohne selbst-

süchtige Absichten hingegeben, entzog Gefälligkeiten, Wohlthaten, die auszuspenden in seinen Kräften standen, Niemanden, und dachte dabei weniger an sich, als an den Gegenüberstehen, dies alles lag in seiner Natur, und war aus Temperament zum Karakter geworden. — Schneider war also als moralischer Mensch schäzenswerth. Er war es nicht blos als Mensch überhaupt, sondern auch in der untergeordneten Rolle des Hausvaters. Das Wohl der Seinigen lag ihm so sehr an, als er sie liebte; so gern er seiner Gattin ein ruhiges, angenehmes, glükliches, gutes Leben verschaft hätte, eben so gern wollte er seine Kinder in keinem Stüke vernachlässigen, durch ihre Bildung sollten sie die Stelle des Vaters, wenn sie durch den Tod leer würde, ersezen, den Verlust vergessen machen.

Als Gelehrter kommt Schneider nicht in Betrachtung. Dies zu sein, affektirte er auch niemals. Indeß muß selbst der Neid ihm mehr als gemeine Kenntnisse in der Botanik zugestehen. Hätte er auch in seiner Lage die Wissenschaft nicht bereichert, die Kunde derselben hätte er wenigstens in unserer Provinz sehr verbreitet und von mehrern Seiten berichtigt. Dabei hatte er viel Vorliebe für wissenschaftliche

Beschäftigungen, und trieb dann nicht blos die zu ökonomischen Gewinn führenden, die, im Betreff jener Beschäftigungen, bei ihm nicht zur Sprache kam. Sein Fach verstand er gründlich, und wurde durch Ausübung seiner Kenntnisse, durch Anwendung seiner Geschiklichkeiten darin, ein sehr brauchbarer Staatsbürger. Die Anlage seiner Apotheke nach dem Brande ist Beweis dafür, und zeigt, was er bei mehrern Hülfsmitteln, als sich ihm darboten, hätte leisten können. Er gehörte zu den besten Apothekern unserer Provinz, und arbeitete in seiner Offizin mit Liebe zur Sache. Die Ausübung der Medizin, der er sich, einer in seinem Wirkungskreise eingeführten Gewohnheit gemäs, fast nicht entziehen konnte, war so wenig seinen Neigungen, als seinen Talenten angemessen.

Und die Schattenseite des Gemäldes? — Sie fehlt freilich in keinem menschlichen Bilde, aber ich bin ja auch nichts weniger, als unbedingter Lobredner des Verstorbenen gewesen. Die Fleken gehören der sterblichen Hülle der einzelnen Menschen, die Vorzüge und Tugenden der ganzen Menschheit an: jene werden begraben, und sind dahin, diese sind, als der Kern

der Menschheit, unvergänglich, wenn anders irgend etwas unvergänglich ist. Kenntnis des Guten wird uns zum Guten stärken, aber die Asche des Todten ruhe im Frieden! *)

Geschrieben am 22. Mai 1803.

D. Knebel.

---

*) Gern hätte ich diesem Aufsaze vor seiner öffentlichen Erscheinung einige Vollendung gegeben. Dies litt aber die sehr beschränkte, und in eine Menge kleiner, zerstreuender Geschäfte getheilte Zeit jezt so wenig, als bei der ersten Abfassung. Er erscheint also ganz unverändert, so wie er in der Versammlung der Gesellschaft verlesen wurde, als ein treues, wahrhaftes Gemälde, das hoffentlich kein unbrauchbarer Beitrag für den Biografen sein wird, und sich in gleichem Grade von dem schwülstigen Bombast, wie von der Übertreibung entfernt, die man sich in einem andern periodischen Blatte, in Betref Schneiders gestattet hat.

den 2. Juni.

Zur Ergänzung dieses Beitrags rc. vom Hr. D. Knebel fügen wir eine Nachricht von Schneiders Lebensumständen bei, wie sie uns vom Hr. Diak. Käuffer aus Reichenbach zugekommen ist:

Den 29. April dieses Jahres des Nachts 12 Uhr starb Herr Christian Gottlob Schneider, brauberechtigter Bürger, Apotheker und Rathmann daselbst, der Oberlausizischen Gesellschaft der Wissenschaften ordentliches, und der botanischen Gesellschaft zu Regensburg Ehrenmitglied, ein Mann, der sich durch viele Kenntnisse in der Chemie und Botanik, wie auch durch einen gefälligen Umgang, schäzenswerth machte. Er war 1763 den 17. Dezember in Bockau bei Schneeberg geboren. Sein Vater, Herr Gottfried Heinrich Schneider, war Arzneihändler daselbst, die noch lebende Mutter ist Frau Christiane Dorothee geb. Pürschelin. Schon im väterlichen Hause sammelte er manche nüzliche Kenntnisse bei der Hülfe, welche er in früher Jugend seinem Vater in Bereitung verschiedener Produkte leistete. Im 14ten Jare trat er, die Apothekerkunst zu erlernen, in Annaberg seine Lehrjare an, und blieb daselbst bis 1786. Hierauf stand er an

verschiedenen Orten in Kondition, als 1786 in Culmbach, 1787 in Weissenburg, 1788 in Erlangen, wo er sich auch unter die daselbst Studirenden einschreiben ließ, und verschiedenen chemischen, botanischen und medizinischen Vorlesungen beiwohnte. 1790 gieng er nach Fürth, und 1792 in die Salomonsapotheke nach Leipzig als Provisor. 1795 erkaufte er die hier in Reichenbach befindliche Apotheke, und versezte sie durch Fleis und Geschiklichkeit bald in eine gute Verfassung. Der für diesen Ort so unglükliche Brand des 29. Novembers 1799 raubte auch ihm sein Haus und den grösten Theil seiner Mobilien, ja seine mühsam verfertigten Medikamente giengen im Feuer auf. Doch fand er manchen Freund, der ihn unterstüzte, und wieder so weit half, daß er nicht nur aufbauen, sondern seine Apotheke wieder mit dem Nöthigsten versehen konnte. Wegen seiner Kenntnisse wurde er 1795 von der botanischen Gesellschaft zu Regensburg und 1800 von der Oberlausiz. Gesellschaft der Wissenschaften zum Mitgliede angenommen. 1795 den 27. Oktober verband er sich mit Jgfr. Johanne Friedrike Ramdhor, Hrn. Daniel Ramdhor, Bürgers in Leipzig, und Pachtinhabers der Mühle zu Lit-

schena bei Leipzig, Tochter. Diese gebahr ihm 3 Söhne und 1 Tochter, welche als vaterlose Waisen den Verlust noch nicht fühlen, der ihnen durch den Tod eines zärtlichen und für sie so thätigen Vaters geworden, denen Gott und redlich denkende Menschen den Pfad durch diese Welt erleichtern wollen. Der lezte Sohn, Ferdinand Ludewig, wurde ihm erst am 12. April d. J. geboren, und er verläßt ihn als Säugling. Schon am Tage der Taufe dieses Sohnes, den 15. April, fühlte er seine Krankheit, und zwang sich, im Zirkel seiner Freunde froh zu sein. Er wurde von einem Blutauswurfe überfallen, zu welchem sich ein bösartiges Nervenfieber gesellte, welches seinem thätigen Leben am obengenannten Tage, in einem Alter von 39 Jaren, 4 Monaten und 12 Tagen, ein Ziel sezte. Seine Asche ruhe in Friede!

Käuffer.

IV.

Chronik lausizischer Angelegenheiten.

I. Anzeige der Verhandlungen in der am 23. Mai dieses Jares gehaltenen Versammlung der Oberlausizischen Gesellschaft der Wissenschaften.

1.) Der Herr Präsident eröfnete die Sizung mit einer Rede, (welche hier weiter unten folgt,) und überreichte dem Herrn von Gersdorf und Herrn D. Anton eine auf sie Namens der Gesellschaft geprägte Medaille in Gold und Silber, welche unerwartete Ehrenbezeugung vom Herrn D. Anton, in Abwesenheit des durch Weg und Wetter verhinderten Herrn von Gersdorf mit dem Gefühle des innigsten Dankes angenommen wurde.

2.) Die Gesellschaft hat durch den Tod zwei verehrte Mitglieder: Hrn. Professor Gei-

ser in Leipzig, und Hrn. Apotheker Schneider in Reichenbach, verloren.

3.) Herr D. Knebel verlas eine von ihm abgefaste Karakteristik des verstorbenen Herrn Apothekers Schneider.*)

4.) Zu einem neuen innländischen Mitgliede wurde der hiesige Herr Kantor Döring erwählt.

5.) Unser verehrtes Mitglied, Herr Pötzsch in Dresden, hat der Gesellschaft sein Werk: Bemerkungen und Beobachtungen über das Vorkommen des Granits in geschichteten Lagen u. s. w. zugeeignet. Es wurde beschlossen, ihm, ausser einem Danksagungsschreiben, ein in Silber geprägtes Exemplar von den obigen Ehrenmedaillen, als ein Zeichen der Erkenntlichkeit zuzusenden.

6.) Wurde angezeigt, daß unser verewigtes Mitglied, Herr Bürgermeister Hering in Bauzen, in seinem am 24. Okt. 1797 niedergelegten und am 24. April 1802 eröfneten Testamente, eine goldne OL. Huldigungsmedaille und seine kleinen prosaischen und poetischen Aufsäze der Gesellschaft vermacht habe.

*) s. oben p. 344.

7.) Die Rechnungen von der gesellschaftlichen und der Verlagskasse wurden vorgelegt, und der Herr Rechnungsführer darüber quittirt.

8.) Es ward beschlossen, durch Herrn Weise aus Schwerta einen Blizableiter auf das der Gesellschaft zugehörige Haus allhier errichten zu lassen.

9.) Zu dem Ausschusse für dieses Jar wurden folgende Mitglieder erwählt:

Herr Stiftsverweser von Fehrentheil und Gruppenberg, welchem der Herr Präsident das Direktorium übertrug,
— Bürgermeister Sohr,
— Stadtrichter Neumann,
— Senator Jähne,
— Archidiakonus M. Janke,
— Rektor M. Schwarze,
— D. Knebel,
D. Nitsche,
Herr Skabinus D. Anton,

aus dem Budissiner Distrikte:

Herr Landsindikus Behrnauer, und
— Landsteuersekretär Taube.

10.) Herr Studiosus Behrnauer, ältester Sohn des Herrn Kammerprokurators, hat der Gesellschaft seine bei Bauzen ausgegrabenen Urnen verehrt.

11.) Herr D. Anton verlas seinen zweiten Aufsaz: über Vortheile und Nachtheile der OL. Landwirthschaft.

Die von der Oberlausizischen Gesellschaft der Wissenschaften ihren verehrten Mitgliedern, dem Herrn Adolf Traugott von Gersdorf, auf Meffersdorf, Schwerta und Zubehörungen, und dem Herrn Karl Gottlob Anton, auf Oberneundorf, Groskrausche, Niederhorke, sammt Pertinentien, beider Rechte Doktor und Skabin der Sechsstadt Görliz, gewidmete und in der am 23. Mai d. J. zu Görliz gehaltenen Hauptversammlung überreichte Denkmünze zeigt auf der Vorderseite die Porträtbüsten ernannter beider Personen im antiken Kostüm, und als sogenannte Capita iugata, mit der Umschrift:

DE GERSSDORF ET ANTON.

und unten in der Exergue mit griechischen Buchstaben:

ΕΥΕΡΓΕΤΑΙ, (evergetai) d. h. die Wohlthätigen.

Auf der Rükseite ein Genius mit einem großen abwärts gesenkten Füllhorne, aus welchem Pergamentrollen, Münzen, Naturalien u. dergl. herabfallen, mit der Umschrift:

SERIT FRUGES ALTERI SECULO PROFUTURAS.

und unten in der Exergue:

PIETAS SOCIETATIS LUSATAE.

mit der Jareszahl MDCCCI.

als in welchem Jare, am 17ten Julius, die Urkunde über diejenige Schenkung von den oben erwähnten verehrten Mitgliedern unterzeichnet ward, wodurch sie ihre Bücher und übrigen vortreflichen Sammlungen für die Folge der OL. Gesellsch. der Wissensch. zueigneten.

Diese von dem Königl. Preussischen Herrn Hofmedailleur, Daniel Loos zu Berlin, gefertigte silberne Denkmünze ist bei dem Herrn Senator Jähne zu Görliz, (welcher sich diesem Auftrage gefälligst unterzogen,) bei deshalb an ihn postfrei beschehender Verwendung, für den Preiß von Fünf Thaler 19 gl. 4 pf. in Konvenzionsmünzen, in einem saubern Ma-

roquinetuis und ohne dasselbe in einem nur 8 gl. weniger betragenden Preiße zu erlangen.

Rede des Herrn Präsidenten bei Eröfnung der Versammlung.

Wenn ich, Meine Herren, nach einer ungewöhnlich langen Entfernung von Ihnen, nach einem durch Geschäftsabhaltung veranlaßten Aussenbleiben aus lezter Hauptversammlung, mich jezt wieder mit dem durch Entbehrung erhöhtern Vergnügen, mit dem Gefühle der innigsten Theilnahme, das unter diesen Verhältnissen Versicherungen weder heischt noch zuläst, in Ihrer Mitte befinde, wenn mir Ihre Aufmerksamkeit es als vermehrte Pflicht gebietet, einen derselben vorzüglich würdigen Gegenstand aus der zahllosen Menge, die sich mir deshalb darbietet, zur Einleitung in unsere gemeinschaftliche Unterhaltung auszuheben, so beschränke ich mich, mit geprüfter Auswahl, näher auf dasjenige, was unsern Kreis, unsere Hülfsmittel, unsere Ereignisse, unsere Hofnungen und Wünsche betrift. Auf diese unserer Beachtung so würdige Gegenstände, den sonst in den Kreislauf individueller Verhältnisse, wie

in das weite Gebiet der Wissenschaft schweifen, den Blik näher zu heften, aus dieser Übersicht nüzliche Ergebnisse für unser ferneres Wirken abzuleiten, Ermutigung für dessen Gedeihen zu erlangen, — dies scheint mir ein gehörig zu würdender, richtig zu benuzender Zwek unserer Hauptversammlungen, in denen die entfernten Mitglieder den Vereinigungspunkt wieder finden, der ihnen sonst durch die gewöhnlichen Berufsbestimmungen, oft wohl auch durch die minder thätig unterhaltene Verbindung mit den gesellschaftlichen Angelegenheiten, nur allzuleicht aus dem Auge gerükt wird.

Gewiß bleibt es ein, die Aufmerksamkeit jedes Wohlgesinnten fesselnder, erfreulicher Gegenstand, Männer aus so verschiedenen Geschäfts- und Berufslagen, mit so vielseitigen Kenntnissen ausgerüstet, zu so verschiedenen Lieblingsbeschäftigungen hingezogen, von so mannichfachen Hülfsmitteln unterstüzt, durch die sanfte Gewalt der Wissenschaft zu einen Zwek geleitet, an einem Orte versammelt, zur Beobachtung derselben Geseze verpflichtet zu finden. Gewiß ist es eine willkommene Erfahrung: daß diese Vereinigung, ausgegangen aus dem wohlwollenden Geiste weniger vor

nunmehro vierundzwanzig Jaren rühmlichst Verbündeten, immittelst an Ausdehnung und innerer Wirksamkeit gewann, für Vaterlands-kunde nüzlich arbeitete, an Vertrauen im In- und Auslande wuchs, und, stillen unbemerkten Ganges, zuweilen mit zögerndem, nie mit strauchelndem Schritte, sich, selbst unter den mislichen Zeitereignissen, von seiner löblichen Tendenz nimmer entfernte. Ob auch die von allen sublunarischen Veranstaltungen untrennbare Unvollkommenheit dem Genius unsers Vereins noch zuweilen Fesseln anlegt, durch die er gehemmt wird, freien Flugs sich zu erheben, ob auch ein unglükliches Verhängniß uns zuweilen Mitglieder entreißt, deren Thätigkeit uns erprobt, deren Anhänglichkeit an den Verein uns höchst ersprießlich war, ob auch die Macht äusserer Umstände und ungünstiger Verhältnisse einige der Unsern abhält, uns die Früchte ihrer Wahrnehmungen, die Blüthen ihres Geistes, die Resultate ihres Nachdenkens mitzutheilen; ob endlich Einige — eine ungern bemerkte Minorität — unsern freundlichen Zuruf zu überhören, unserer uneingedenk scheinen; dennoch wird der Genius nie gelähmt werden, dennoch wird er, im Verein mit der Vaterlands-

liebe, uns die ungeschwächte Erinnerung an die Todten, durch neuvereinte würdige Mitglieder zu minder schmerzhaften Gefühlen versüssen, dennoch wird der jezt für unsern Bund minder Würkende sich ihm künftig nur um desto näher anschliessen, dennoch wird jene Minorität, im Verhältnisse zum Ganzen, nie unsere Zweke beeinträchtigen. Möge nur Jeder der Unsern, bei jedem Anlasse, den ihm seine übrige Würksamkeit herbeiführt, sich der Nüzlichkeit erinnern, die er für uns ohne Aufopferung äussern kann; möge nur Jeder sich von der Wahrheit durchdrungen fühlen: daß bei so bedeutender Mitgliederzahl das von dem Einzelnen dargebrachte Scherflein die Summe des wissenschaftlichen Totalreichthums merklich vergrössert, und daß es zu den leicht zu erfüllenden gesellschaftlichen Pflichten gehört: sich bei allen litterarischen Anlässen, an denen selbst das Geschäftsleben nicht arm ist, daran zu erinnern: ob für diese Gesellschaft ein Körnlein Gold für Geschichte, Topografie und Vaterlandskunde aller Art zu Tage zu fördern oder zu sichten sein dürfte? Wie viel würden wir dann an Bereicherung für unsere Sammlungen aller Art, für unser Archiv, für unsere Zeitschrift, für unsere diplomatischen Untersuchungen, für die Geschich-

te unsrer Zeit auch in solchen Fällen gewinnen, wo Publizität erst die Gefährtin künftiger Dezennien sein kann, eben deswegen aber unsern Enkeln im Voraus ein Anrecht auf die Benuzung der von uns für sie zu sammelnden Materialien zusteht! Immer müsse das Interesse an unsre Verbindung zu der Liebe für die Wissenschaften nicht blos in dem Verhältnisse, wie das Mittel zum Zwek, sondern nach der höhern, vielseitigern Ansicht würken, welche unsern Verein als ein vaterländisches Institut bezeichnet, in welchem der Verehrer wissenschaftlicher Kenntnisse, gleichgesinnte Freunde, — der Bearbeiter eines einzelnen Zweigs dieser oder jener Wissenschaft, Mithelfer und ihn unterstüzende Genossen — ein Jeder Hülfsmittel jeder Art — das Allgemeine einen wohlthätigen Vereinigungspunkt — der Einzelne stets ihn ansprechende Gegenstände — der Fremde eine Ansicht alles Wissenswürdigen und Gemeininteressanten, was die Lausiz betrift, in fruchtbarer Kürze zusammen aufgestellt findet. Sicher wird die Folgezeit dieses Ideal, zu dessen Verwirklichung, (wenn man bei einer Würderung die Summe der gegebenen Mittel in gerechten Anschlag bringt,) bereits überaus viel geschehen ist, immer mehr in unsre Nähe, und ein inniges vereintes Festhalten, ein regsames,

ununterbrochenes Wirken, ein muthiges Ausharren bei oft unvermuthet entstandenen Hindernissen — wenn auch nicht glänzende Berühmtheit und lauten Beifallzuruf — dennoch die stille Belohnung herbeiführen, die dem nie mangelt, der eines redlichen Strebens nach gemeinnüzlichen Zweken und des Bewusstseins sich erfreut: Saamen gestreut zu haben für die Früchte eines andern Jarhunderts.

Und wie sollte, wie könnte, höchstzuehrende Herren! dieß Wort an uns und allen künftigen Mitgliedern dieses Vereins verlohren sein, wenn wir in diesem Worte eine sinnbildliche Darstellung dessen erbliken, was zwei unserer werthesten, inniggeschäzten Mitglieder bereits geleistet haben? Nicht Hofnung auf Ideale, nein! Überzeugung des würklich Vorhandenen ist es, was, wie immer, so auch hier, uns mit Freude, mit Muth, mit Hofnung erfüllen, und so unserm Danke wenigstens Einen Anlaß zur lauten, öffentlichen, allgemeinen Versicherung verschaffen muß! Nach dieser Überzeugung, in diesem Geiste kann ich nicht anders, als Ihren Absichten, Ihren Wünschen, der Aufforderung jedes Herzens gemäs handeln, indem ich unsern innigstverehrten Mitgliedern, dem Herrn von Gersdorf auf Meffersdorf, und dem Herrn

Skabin D. Anton, in dankbarer Erinnerung dessen, was sie von jeher unserm Bunde gewesen und noch sind, und welchen ausgezeichneten Beweis ihres Eifers für dessen Dauer und Vervollkommnung sie durch ein uns dargebotenes höchstwichtiges Geschenk uns gegeben, hierdurch, im Namen der gesammten oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften, und deren inländischen und auswärtigen Mitglieder, eine Denkmünze überreiche, die von der einen Seite ihre vereinten Bildnisse, von der andern das Sinnbild darstellt, unter welchem sie in eigentlicher Beziehung auf den angegebenen Anlaß unsern nie vergehenden Dank wie die Bewunderung der Nachzeit sich mit so vollem Recht erwarben. Empfangen Sie, hochgeschätzter Herr Doktor, treuvereint mit unserm werthen Bundesfreunde, dem Herrn von Gersdorf, dessen Erscheinen in heutiger Versammlung uns zugesichert, und nur durch eine von der Witterung veranlaßte Unmöglichkeit des Anherogelangens zu unserm Bedauern verhindert ward, — empfangen Sie für Sich und diesen im Geist und That Ihnen Verbündeten diese Denkmünze aus meiner Hand! —

Vermochte auch kein Sinnbild gehörig darzustellen, was Sie Beide den Wissenschaften, denen Sie in einer treugenüzten Laufbahn

angehören, was Sie Ihrem Vaterlande und Ihren Freunden sind, so spreche dieser Genius es wenigstens in klarer Andeutung aus: was Sie für uns thaten!

Wäre auch dem in einem spröden Stoffe arbeitenden treflichen Künstler es nicht allenthalben gelungen, uns Ihre Züge so lebendig und wahr darzustellen, als dieß die von Ihnen auf unsre Bitten uns geschenkten Bildnisse, — die wir zum erstenmale hier vereint aufgestellt sehen, und für welche Ihnen unser wiederholter Dank gebührt, leisten, so werden diese Züge dennoch unsern Herzen immer theuer sein, der Nachwelt unvergeßlich bleiben! Ihnen, den Wohlthätigen, — denn an Sie gemeinschaftlich, anwesend und entfernt, richte sich meine Rede — Ihnen gelte, was wir aus Liebe erwiedernden Herzen darbringen, als ein schwacher Ausdruk unsers unveränderten Danks, unserer auf Anerkennung Ihrer Verdienste gegründeten hochachtenden Gesinnung, unsrer redlichen Anhänglichkeit, — dessen, wofür die Sprache den fremden, viel umfassenden Ausdruk: Pietät, nicht sonder Grund entlehnte. Was einer unsrer entfernten Mitglieder, — ein Mann, dessen Namen ich verschweigen kann, wenn ich ihn als einen der gelehrtesten Litteratoren, Kunst- und Alterthumskenner unsers

Zeitalters bezeichne — mit Wahrheit und in treffender Beziehung angab, entspricht so ganz dem Ausdruke in dem Gefühl, welches sich einigermaassen in öffentlicher Äusserung entfalten zu können wünscht, daß ich, indem ich diese Angabe benuzte, und jenem Ausdruk ein bleibendes Darstellungs- und Erinnerungszeichen durch nähere Veranstaltung lieh, nur der Dollmetscher jenes allgemeinen Gefühls ward. Nehmen Sie daher, verehrte Freunde! den schwachen Beweis dieser Gesinnung, deren Organ zu sein ich für das angenehmste Geschäft meines gesellschaftlichen Berufs halte, mit Liebe, mit Güte auf! Geniessen Sie, Wohlthätige! in unserm Kreise, zu unsrer Freude und zum Vortheile der Wissenschaft noch recht oft und lange der süssen Überzeugung: Saamen gestreut zu haben für die Früchte eines andern Jarhunderts; und möge nicht blos die zunächst zu begehende silberne Jubelfeier der Entstehung unsers Vereins, möge noch eine künftige goldene eintreten, bevor der Zeitpunkt naht, in dem Sie nicht mehr die Zierden dieses Vereins sind, um in einem höhern Lichte zu glänzen!

II. Landesherrliche Verordnungen.

Nach Vorschrift eines unterm 15ten Jenner 1803 erlassenen höchsten Rescripts sind sämmtliche Amts- Land- und Stadt-Phisici in denen Kurfürstl. Sächs. Landen angewiesen worden, über die, auf die Medizinalpolizei in den von ihnen zu respizirenden Bezirken Bezug habenden Gegenstände ihre Bemerkungen, nebst unmasgeblichen Vorschlägen, zu Abhelfung der hiebei wahrgenommenen Mängel und Gebrechen am Ende jeden Jares, bei denjenigen Behörden, welche dieserhalb das Nöthige in Acht zu nehmen haben, und im hiesigen Markgrafthume die Landphisici, an die Landesältesten jeden Kreises, die Stadtphisici aber, an die, ihnen vorgesetzten Stadträthe, am Ende jeden Jares einzugeben; als von welchen Stellen sie, mittelst gutachtlicher Anzeige, zum Hochlöblichen Oberamte einzureichen sind.

III. Budissiner Landtagsnachrichten, Okuli, 1803.

Zu Herstellung der Kirchendachung und der Kirchengebäude zu Krischa, ist von den Herren Landständen, beider Kreise, eine Kirchen-Kollekte verwilligt, und der sechste Sonntag nach

dem Dreieinigkeitsfeste, als der 17. Julius, zu deren Einsammlung anberaumt worden.

Dieselben haben dem Kurfürstl. Sächs. Finanzkalkulator, August Gottfried Hänell, wegen Zueignung und Einreichung des, in allen seinen Theilen vollständig bearbeiteten, und mühsam gezeichneten sächsischen Stammbaumes, nebst eines geschriebenen, den Stammbaum erläuternden Auszuges, aus der sächsischen Geschichte, ein Geschenk von 50 Thalern verwilliget.

IV. Geburten.

Görliz, 5. April. — Frau Christiane Henriette geb. Segniz, G. Herr Karl Willhelm Schmidt, Kaufmann, und Würz- und Seidenkrämer, Zwillinge: Emilie Franzisca und Karl Willhelm.

— 14. April. — Frau Willhelmine Charlotte Ernestine geb. von Kyau, G. Herr August Willhelm Christoph von Linnenfeld, auf Berne, einen Sohn: August Rudolph.

— 6. Mai. — Frau Johanne Amalie geb. Brauer, G. Herr Johann Christian Ernst Köhler, Advokat in Zittau, einen Sohn: Karl Friedrich Ferdinand.

— 17. Mai. — Frau Henriette Julie geb. Pötschke, G. Herr Karl Gotthelf Härtel, Kaufmann, auch Würz- und Seidenkrämer, eine Tochter: Adele Mathilde.

— 10. Mai. — Frau Marie Sophie geb. Nikolai, G. Herr Johannes Immanuel Conrad, Kaufmann allhier, eine Tochter: Ernestine.

— 6. Mai. — Frau Julie geb. von Zwanziger, G. Herr Johann Ernst Andreas von Ingenhäff, Kurf. Sächs. Lieutenant von der Kavallerie, auf Deutschpaulsdorf, eine Tochter: Willhelmine Ludolphine Julie Hermandine.

— 15. Junius. — Frau Erdmuthe Friederike geb. Zobel, G. Herr Christian Gottlob Kolbe, Pfarrer zu Niederbielau, einen Sohn: Karl Gottlob.

Kießlingswalda, 6ten Junii. — Frau Beate Friederike geb. Schirach, G. Herr Christian Gottlob Gräber, Prediger allhier, eine Tochter: Friederike Henriette Emilie.

V. Wohlthätiges Vermächtniß.

Weiland Frau Sophie Dorothee Gelhaarin zu Torgau, geboren in Budissin, hat,

in ihrem daselbst, am 19ten November 1802, eröfnetem lezten Willen, 2000 Thaler zu einer, von dem Magistrate zu Budissin zu verwaltenden milden Stiftung, legiret. Die Zinnsen werden järlich theils unter die Geistlichen, dem Kantor, Organist u. s. w., theils unter bedürftige Wittwen und Waisen vertheilet.

VI. Bei der Todesnachricht meiner unvergeßlichen Henriette Gräfin von Riesch. *)

Stillen Ernstes singt die Todes Weihe —
Ausgemühet hat die Dulderin —
Ausgeharrt mit Sanftmuth, Huld und Treue,
Und mit Gott gelassnen Himmelssinn!

Schön und kurz war Ihrer Jugend Blüte —
Engel längst Ihr früh gereifter Geist!
Und Ihr Herz, das für die Menschheit glühte —
Alles, was hier gut und edel heißt.

*) Dieses Gedicht ist uns von der Frau Kammerherrin von Gersdorf, auf Biesig, zum Einrüken in die M. S. zugesendet worden.

Gattin! Schwester! Mutter der Bedrükten,
Jedes Armen stille Retterin!
Tugenden, die unser Herz entzükten,
Sah man um die heitre Fromme blühn.

Meiner Jugend lieblichste Vertraute!
Meiner schönsten Jare Genius!
Ach! daß Dir die schmerzdurchbebte Laute
Der verlassnen Freundin tönen muß?

Doch — Du lebst auf ewig mir im Herzen;
Diese Brust ist Dein geweihtes Grab!
Schöner Engel! — meiner Hofnung Kerzen
Weht der Sturm des Todes nicht hinab!

Kurze Zeit weilt auf der Gräber Erde
Nur der Adler, schüttelt dann den Staub
Von den Schwingen, eilt zum schönern Werde
Neuer Sonnen, fern von Todes Raub. —

O, ich sehe Dich, Du Gottgeweihte,
Sanft entschlafne Heilige! — ach, dort —
Seh ich Dich, nach ausgeharrtem Streite,
Engel Dich! — im stillen Friedensport!

Ch. E. W. v. G.

VII. Meteorologische Beobachtungen über den Monat Mai.

Ich glaube, den Liebhabern der Naturkunde, unter den Lesern dieser Blätter, einen nicht unangenehmen Dienst zu leisten, wenn ich hier meine meteorologischen Bemerkungen über den verfloßnen Mai zu allgemeiner Prüfung und Vergleichung mit anderweitigen Beobachtungen mittheile.

In äroskopischer Ansicht habe ich 22 gemischte, 6 trübe, und nur 3 klare Tage aufgezeichnet, welche der 2. 4. und 7te waren. — Der Wind stand an 6 Tagen aus SW., 7 W., 8 NW., 2 N., 2 NO., 1 O., 2 SO., und 3 S., worunter 19 windige, und mehrere sehr stürmisch waren. — Das Thermometer fand ich nie unter dem natürlichen Gefrierpunkte, am tiefsten den 12ten Morgens, mit 2° + R. und am höchsten den 8ten Mittags mit 18° + R. — In higroskopischer Ansicht widersprach die erfolgte Witterung mehrentheils meiner Erwartung. Das Higrometer stand am höchsten den 4ten, Mittags, mit 59°, und am tiefsten den 22ten früh, mit 10°. Dabei

zählte ich 15 nasse, 6 veränderliche, nebst 10 troknen Tagen. Leztere waren der 1. 2. 3. 4. 7. 8. 15. 17. 23. und 26te, als an welchen kein nasser Niederschlag aus der Luft — hiesigen Orts — Statt fand.

Im Regenmesser fand ich vom 1ten bis 16ten inklusive 314 Gran, und dann bis zu Ende 1090 Gran; also in allem 1404 Gran, oder $42\frac{6}{11}$ Linien auf den Quadratzoll Fläche. — Im Mai 1801 waren überhaupt nur 331 Gran, und im Mai 1802. 618 Gran gefallen. Wir klagten aber auch damals über Dürre des Frühjars.

In den Jaren 1801 und 1802 fiel das meiste Luftwasser im Juny; im erstern 1284, und im leztern 1235 Gran. — Der heurige Mai ist also während drei Jaren der nässeste Monat. — Problematisch bleibt mir dabei die geringe Oscillation des Barometers, welches besonders vom 22. bis 29ten sich wenig veränderte. — Aber freilich stand der Wind immer aus NNW. oder NNO. — Am tiefsten fand ich es den 11ten Nachmittags

mit 27'' 12'''', und am höchsten den 14ten Abends mit 27'' 81''''; die ganze Differenz also nur 69''''.

An den nässesten Tagen, welches der 9. 19. 21. 28. und 30ten waren, fiel es nie unter 27'' 30''''; am 9ten und 21ten stand es sogar 27'' 71'''' und 27'' 60''''.

Zittau, am 1ten Juni 1803.

Mitsching.

Drukfehler im Maistüke d. J.

S. 293. lezte Z. statt dir lies die.

S. 309. Z. 14. statt 13. Mai lies 6. Mai.

S. — Z. — statt Johanne lies Judith.

Inhalt des ersten Bandes der N. L. M. 1803.

Erstes Stük.

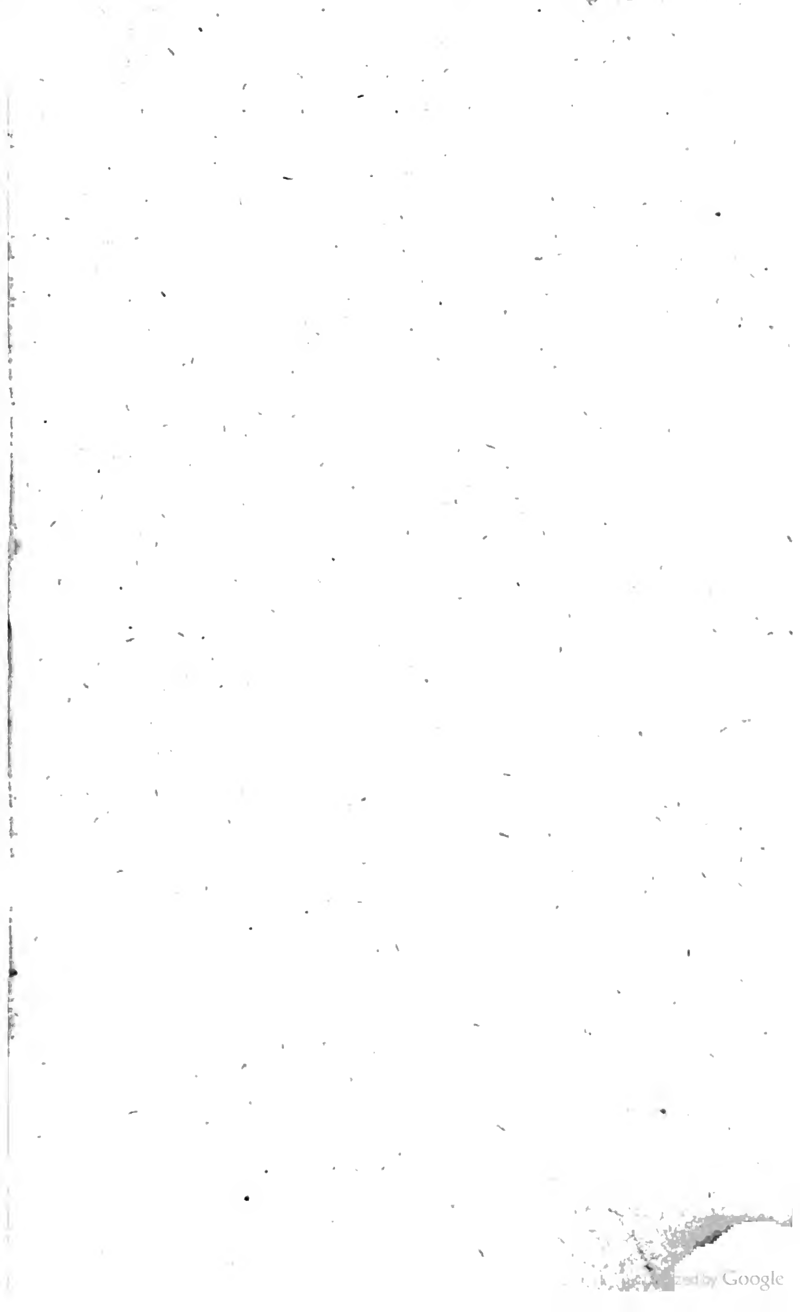
Zweites Stük.

Drittes Stük.

Viertes Stük.

Fünftes Stük.

Sechstes Stük.





[illegible] + 123
Kerris [illegible] 180
Kenbs[illegible] 313,
[illegible] 324


Princeton University Library
32101 065279950

Jauernik † 123
Rennisch jubil. 180
Renksch † 313;
Gridmann in Silein 334

